Erzählungen aus dem Ries.

Erster Band.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1868.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Von allen Arbeiten, die ich seit einer Reihe von Jahren den deutschen Lesern biete, haben die „Erzählungen aus dem Ries“ die freundlichste Aufnahme gefunden. Die Kritik erklärte sich beim Erscheinen des ersten Bandes fast ausnahmsweise mit ungewöhnlicher Gunst darüber, sodaß eins unserer angesehensten Journale bemerken konnte, selten mache ein Schriftsteller die Erfahrung wie der Autor dieses Buches: die Süßigkeit nur beifälliger Urtheile zu kosten. Vom Publikum gingen mir aus Nähe und Ferne, aus allen deutschen Gauen Aeußerungen der offensten Theilnahme zu. Ich durfte schließen, daß ich mit diesen Erzählungen den Geschmack meiner deutschen Landsleute besonders gut getroffen und daß sie zu den gelesensten Werken ihrer Gattung gehörten.

Der buchhändlerische Erfolg entsprach den erfreulichen Thatsachen nicht so ganz. Erst zwölf Jahre nach dem Erscheinen des Werkes bin ich im Stande, eine zweite Auflage davon zu bringen. Allein die end-

lich erfolgte Nothwendigkeit einer solchen beweist doch, daß die Theilnahme fortwährend rege blieb und das Buch mehr und mehr den Weg in das deutsche Haus gefunden hat. Da mir nun vielfach zugestanden ist, daß es ein Werk sei nicht nur zum Lesen, sondern zum Wiederlesen, zu einer ernsten tiefern Betrachtung, so darf ich mich wol der Hoffnung hingeben, es werde in dieser zweiten verbesserten Auflage seinem Ziel eines deutschen Familienbuches näher und näher kommen.

Nach dem glücklichen Vorgang der beiden Schriftsteller, die sich durch die novellistische Spiegelung deutschen Landvolks eben ihren größten Ruhm erworben haben, sind eine Menge „Dorfgeschichten" zu Tage gekommen. Aber nicht jeder kann sie schreiben. Ich meinerseits bekenne: wenn ich nicht in einem rieser Dorfe meine Knabenzeit verbracht und den Gau als junger Mann immer wieder besucht hätte, um traulich in der Familie zu leben und fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, ich wäre nicht im Stande gewesen, meine Erzählungen auch nur zu unternehmen, geschweige denn auszuführen, wie sie vorliegen. Die Poesie der Jugend, die Poesie der häuslichen und geselligen Freuden, die ich in der heimatlichen Landschaft mitgenoß, erstand wieder in mir, als ich in reiferm Alter das Gemälde rieserischen Volkslebens anlegte; und unter den glücklichen Empfindungen liebevollen Gedenkens und frohester Anschauungen brachte ich es zu Ende.

Wenn nicht alle Erwartungen, die man an ihre erste Veröffentlichung knüpfen konnte, in Erfüllung gegangen sind, so haben diese Arbeiten mir doch viele Freude eingetragen in der Freude so vieler Leser, die mir ebenso viele Freunde geworden sind. Die Erzählung „Ludwig und Annemarie“ ist von dem namhaften Schriftsteller Xavier Marmier ins Französische übertragen und in der „Illustration universelle“ mitgetheilt worden. Endlich ist mir noch ein Glück widerfahren, auf das ich gar nicht habe rechnen können. Mein Jugendfreund, der ausgezeichnete Genre- und Sittenmaler Karl von Enhuber, hat sich durch die Lektüre der Erzählungen anregen lassen, Bilder zu componiren, welche nach ihnen die Hauptmomente des deutschen Bauernlebens darstellen und nun gleichzeitig mit dieser zweiten Auflage dem Publikum vorliegen. Dem Künstler ist darin das Höchste gelungen: er hat das rieser Landvolk aufs treueste wiedergegeben und es doch zugleich so schön ins allgemein Deutsche und Menschliche gehoben, daß wir in seinen Bildern echtes deutsches Volksleben anschauen! Die Compositionen mit dem Freunde zu berathen, sie nacheinander werden zu sehen — sie bei der Ausstellung der grau in grau gemalten Originale zu München und zu Paris mit Ruhm gekrönt zu sehen: das war ein genugthuender Erfolg für den Erzähler und gehört zu seinen schönsten Lebenserfahrungen.

Dem deutschen Volke, für das sie geschrieben sind,

empfehle ich nun meine „rieser Geschichten", die hier in drei Bänden erscheinen sollen. Sie sind zum größten Theil in hochdeutscher Sprache erzählt; zum Verständniß des in den Gesprächen der zweiten Erzählung angewandten Dialekts ist am Schluß des ersten Bandes eine Anweisung gegeben.

München, im October 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

Ludwig und Annemarie.

Das Ries ist ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau. Der größte Theil gehört zu Bayern, der nordwestliche Strich zu Württemberg. Man braucht in diesem Gau nicht geboren zu sein, sondern nur in guter Jahreszeit darin verweilt zu haben, um ihn für einen der anmuthigsten und gesegnetsten in unserm Vaterlande zu halten. Wer an einem schönen Juniabend auf einer der westlichen Anhöhen steht und die von bewaldeten Hügeln umschlossene Ebene erblickt in dem glänzenden Reichthum ihrer Feldfrüchte, die alte Reichsstadt Nördlingen mit ihrem hohen Thurm, die fürstliche Residenz Wallerstein mit dem grauen Felsen, der früher die Burg der Grafen von Wallerstein trug, hier und da ein wohlerhaltenes Schloß oder ehemaliges Klostergebäude und die Menge schmucker Dörfer, den wird ein freudiges Gefühl überkommen: er hat nicht nur eine schöne, fröhliche Landschaft vor sich, sondern er fühlt zugleich, daß ihre Bewohner begünstigte Menschen waren und sind.

Das Ries ist eine kleine Welt und birgt eine nicht unbedeutende Mannichfaltigkeit von Lebenserscheinungen

in sich. Daß es theils bayrisch, theils württembergisch ist, scheint zu seinem Wesen zu gehören. Die Bewohner zerfallen in Protestanten und Katholiken, die zerstreut durcheinander wohnen. Im protestantischen Theil und namentlich unter den Geistlichen fanden sich vor einigen Jahrzehnten die Extreme der frommgläubigen und rationalistisch aufgeklärten Anschauung vertreten, von denen die erstere eine sehr rege Thätigkeit entwickelte. Auch Juden fehlen nicht in dem wohlhäbigen Landstrich. Sie sitzen an einzelnen Orten, hauptsächlich in Wallerstein, in verschiedenen Abstufungen des Vermögens und Ansehens, vom reichen Kaufmann und Geldverleiher an bis herab zum Schmuser, der sich auf Märkten durch leidenschaftliche Verständigungsversuche seinen Bedarf erkämpft. Der Dialekt ist schwäbisch in besonderer Ausbildung, an einzelnen Punkten von alters her eigenthümlich modificirt. Nördlingen und Wallerstein liegen kaum eine Stunde auseinander, und doch ist der echte Nördlinger von dem echten Wallersteiner an Mundart und Betonung sogleich zu unterscheiden. In Oettingen, wie überhaupt an der nordöstlichen Grenze, herrscht der fränkische Dialekt. Der Menschenschlag ist arbeitsam, gewerbthätig und von gemüthlichem, vergnügtem Wesen, sehr geneigt zu Scherz und Neckerei. Man findet darunter noch viele Exemplare von jenem angenehm drolligen und komischen Gepräge, das der verständigen Ernsthaftigkeit unserer Zeit immer mehr weichen zu wollen scheint. Das schöne Geschlecht

macht seinem Namen alle Ehre; auf den Dörfern begegnet man nicht nur stattlichen und tüchtigen, sondern auch gar feinen und zierlichen Gestalten. Die Landestracht ist kleidsam, wenn sie mit Geschmack behandelt und von den Frauen in der Zahl der Röcke ein gewisses Maß eingehalten wird. Uebrigens greift auch hier die französische Tracht um sich, und in dem Anzug der Frauen und Töchter wohlhabender Landleute findet sich einzelnes derselben mehr oder minder glücklich mit der Landestracht verbunden.

Der Verfasser hängt an diesem Gau mit begreiflicher Liebe. Er ist darin geboren und hat in ihm die schöne Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student verbrachte er hier die glücklichsten Ferientage. In dem Alter, wo man um so reicher an poetischer Empfindung und Anschauung ist, je weniger man sie noch kunstmäßig auszudrücken vermag, lebte er das fröhliche Rieserleben mit und nahm mit nie versiegender Freude seine Eigenthümlichkeiten in sich auf. Die Landschaft, von dem Duft seiner Jugendgefühle übergossen, hat für ihn einen poetischen Reiz wie keine andere.

Schon einmal in dem ländlichen Gedicht: „Wilhelm und Rosine“, das 1835 erschien und eine Dorfgeschichte in Hexametern genannt werden kann, hat Schreiber dieses seiner Heimat in Schilderung ihres Dorflebens seinen poetischen Dank abgetragen. Er versucht es zum zweiten mal in einer Erzählung. Nach den echten Darstellungen

von Immermann und Berthold Auerbach ist das Genre der Dorfgeschichten durch Nachahmungen bei uns in die Mode und wieder aus der Mode gekommen. Aber das kann eine getreue Schilderung wirklicher Lebensverhältnisse nicht berühren. Im deutschen Volk sind noch Schätze zu heben von eigenthümlicher Art und Sitte, von eigenthümlichen Freuden und Leiden, von besondern Verbindungen der überlieferten Stammesbildung mit der neuen Zeitbildung. Wer von einem so bestimmten Leben ein dichterisch treues Abbild zu geben weiß, der wird empfänglichen Menschen immer Freude und Nutzen gewähren können. Das Echte wie das Ewige hat immer seine Zeit; und auch Annäherungen an das höchste Ziel, wie sie dem frischen Streben gelingen, werden nicht unwillkommen sein.

Nun zu unserer Geschichte. Sie hat sich vor einer Reihe von Jahren zugetragen, wo durch die Ebene noch nicht der Dampfwagen brauste und das Leben überhaupt noch ein idyllisches Gepräge trug, wie es jetzt nicht mehr so ganz der Fall sein mag.

Der Geistliche eines Dorfes in der Nähe von Nördlingen wandelte an einem schönen Sommermorgen in seinem Garten, der hinter dem wohlgebauten, zweistockigen Pfarrhause lag. Er hatte schon eine Zeit lang gearbeitet und wollte nun einen Gang in freier Luft

machen und nach den Fortschritten der Gewächse sehen. Da dieser Mann in den spätern Verlauf unserer Geschichte bedeutend eingreift, so wollen wir den Leser schon jetzt näher mit ihm bekannt machen. Er war ein Sechziger, bei mittlerer Größe von stattlichem Ansehen und offenbar im Besitz einer stetigen Gesundheit. Aus den regelmäßigen Gesichtszügen sprach Erfahrung, Verstand und eine heitere Freiheit des Geistes. Er hatte auf der Universität neben den theologischen allgemein bildende Studien getrieben, als Hofmeister in vornehmen Cirkeln und auf Reisen die Welt kennen gelernt und die Laufbahn eines Geistlichen von unten auf gemacht, bis er die einträgliche Stelle erhielt, wo er nun seit zehn Jahren ein ruhig glückliches Leben führte. Der Glaube an die Grundlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber sein Christenthum war liebevoller, freundlicher Art. Die Natur mit Feuer und Schwert austreiben zu wollen, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen und die Gemüther durch übertriebene Forderungen zu verwirren, war nicht seinem Charakter gemäß. Er rügte streng, wo es ihm klare Einsicht gebot, aber lieber schilderte er das höhere Leben in einer Weise, daß es durch seine eigene Schönheit die empfänglichen Herzen gewann. Er war mild, weil er zu unterscheiden wußte, und das Gute in der Natur und in dem Gehaben des Volks erkannte. Als Seelsorger und im sonstigen Verkehr mit den Gliedern

seiner Gemeinde freute er sich, jene brave Klugheit anzuwenden, welche die Menschen mit leichten Mitteln zu lenken versteht. Er war dem Scherz nicht abhold, und aus dem anmuthigen Ausdruck seines Mundes konnte man schließen, daß er freundschaftliches Gespräch selber damit zu würzen verstand.

Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Dies hielt den Pfarrer nicht ab, den Schatten der Kastanienbäume am Hause zu verlassen und, geschützt durch sein schwarzes Käppchen, unter dem rechts und links ein silbergrauer Haarbüschel hervordrang, erst die Blumenbeete, dann auf dem grasigen Platz die reifenden Kirschen zu betrachten. Aus einem Gesicht, dessen bräunliches Roth sich von dem anderer Landbewohner durch einen feinern, geistigern Ton unterschied, sah eine innere Freudigkeit, die mit der Schönheit des Sommertags ganz in Harmonie war.

Als er sich eben anschickte, unter die Kastanienbäume zurückzukehren, wurde die Thür, die vom Pfarrhause in den Garten führte, rasch aufgemacht und ein schlanker, blonder junger Mensch von etwa sechzehn Jahren ging eilig auf ihn zu. Es war sein Enkel, der Sohn seiner Tochter, die ihren Theodor dem Großvater zur Vorbildung für die letzte Klasse des Gymnasiums zugeschickt hatte. Das sonst gleichmäßig blasse, durch die Sonne nur wenig gebräunte Gesicht war jetzt erhitzt und geröthet,

und man sah aus allem, daß er etwas für ihn sehr Bedeutendes zu berichten hatte.

„Großvater", rief er dem alten Herrn zu, „es ist gut, daß ich dich treffe! Drunten im Dorf — nein, es ist zu arg!" Er hielt inne, um zu verschnaufen.

Der Alte kannte seinen Mann. Er wußte, daß der junge Kopf seine eigenen Ansichten vom Leben hatte, und daß manches, was damit in Widerspruch trat, ihn oft in unverhältnißmäßige Aufregung versetzen konnte. Er war daher nicht erschreckt, sondern fragte ruhig: „Nun was ist denn schon wieder?" — „Drunten im Dorf", erwiderte Theodor, „beim Angerbauer gibt's Händel, Händel zwischen Vater und Sohn. Ich hab's selber gesehen." Der Alte wurde ernsthaft und eine Bewegung seines Kopfes verrieth, daß ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet kam. Er sagte: „Erzähle mir, was du gesehen hast, aber in der Ordnung."

„Ich wollte ins Dorf hinunter, um hinter den Hecken mein Pensum zu lernen. Da sah ich vor dem Hause des Angerbauers einen Haufen Leute stehen, und wie ich hingehe, hör' ich wüthendes Geschrei aus der Stube. Der Alte schmähte den Sohn und schrie wie rasend. Gott, welche Schimpfworte und Flüche! Wie ist es möglich, daß die Menschen so roh sein können!" — „Es ist manches möglich, was du noch nicht begreifst, mein Kind", sagte der Pfarrer. — „Und dieser Angerbauer", fuhr der junge Moralist fort, „der immer so gescheit

sprach und sich ein so würdiges Ansehen zu geben wußte, von dem hätt' ich's am wenigsten geglaubt." — „Der Angerbauer", bemerkte der Alte mit nachdrücklicherm Ton, „ist ein ehrenwerther Mann und der Sohn desgleichen. Das wirst du noch einsehen. Aber nun erzähle weiter. Was hat der Bauer seinem Sohn vorgeworfen? Oder hast du das im Eifer vielleicht überhört?" — „Nein, das kann ich dir genau sagen. Ludwig will die Annemarie beim Bäcker heirathen, und der Angerbauer will's nicht zugeben." — „Ich dacht' es mir", sagte der Geistliche. „Wie ging der Streit aus? Denn du hast doch wol das Ende abgewartet?" — „Wie der Alte gerast, der Sohn trotzig geantwortet und die Bäuerin umsonst sich Mühe gegeben hatte, sie zu begütigen, hörte man ein Knacken, wie von einem zerbrochenen Stuhl, und der Vater schrie: «Fort! Geh aus meinem Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!» Worauf Ludwig sagte: «Hab' keine Sorg', du wirst mich nie wieder sehen», und aus der Stube ging. Dann wurd's stille und ich lief fort, um dir's zu erzählen."

Der Geistliche schüttelte den Kopf, schien aber von diesem Ausgang doch weniger beunruhigt zu sein, als sein Enkel erwartete. Er sah eine Zeit lang vor sich hin und nickte dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Der junge Mensch sah ihn an und fragte: „Wirst du hingehen und Frieden stiften?" Der Geistliche erwiderte mit leisem Lächeln über diesen Eifer: „Der Streit

ist ja aus, wie du mir sagst." — „Wenn aber Ludwig auf und davon geht?" — „Daran werd' ich ihn nicht verhindern können." — „Aber, lieber Großvater" — „Wirst du einen alten Pfarrer lehren, was er zu thun hat, Junge? Komm jetzt zur Großmutter." Er nahm ihn wohlwollend bei der Hand und führte ihn ins Haus zurück.

Der Angerbauer war nach ländlichen Begriffen ein reicher Mann. Er hatte seiner Tochter, die im Dorfe verheirathet war, sechstausend Gulden mitgegeben, und mehr als das Doppelte hatte er noch am Zins. Sein Sohn Ludwig sollte ebenso viel und das jüngste Kind Andres nach der bäuerlichen Erbfolgeordnung den Hof erhalten. Die Familie lebte wohl und glücklich zusammen. Der Vater, ein hochgebauter, stattlicher Mann mit schwarzen Augen und Haaren und gelblichbraunem Gesicht, hielt gute Zucht im Hause, ohne jedoch seinen Kindern den herkömmlichen Lebensgenuß zu verkümmern. Er war ein kluger Oekonom, und sein Stolz war, die bestbestellten Aecker im Dorfe zu haben. Seine Wohlhabenheit und sein Ansehen in der ganzen Umgegend gaben ihm ein bedeutendes Selbstgefühl, das sich auch in seiner würdigen Haltung ausdrückte. Er sprach wenig, aber bestimmt, und wie gesetzt er in der Regel war, so sah man doch, daß er, einmal in Leidenschaft gebracht, gewaltig losbrechen konnte. — Die Mutter war in ihrer

Jugend sehr hübsch gewesen, und noch immer machte die schlanke Gestalt einen angenehmen Eindruck. Sie hielt mehr auf zierliche Reinlichkeit im Hause, als es sonst in Bauerfamilien der Fall zu sein pflegt; in ihren Stuben und Kammern mußte alles wie geleckt sein und überdies alles am rechten Platze stehen. Sonst zeichnete sie sich in der Kunst aus, Backwerk zu verfertigen und namentlich „Küchle“ zu liefern, die von den jeweiligen Gästen mit entzückten Lobpreisungen verspeist wurden. Fröhlicher und gutmüthiger als der Vater, hatte sie doch auch ihre Portion Stolz und hielt sehr auf das, was sich ihrer Meinung nach für eine reiche Familie geziemte. — Ludwig schlug der Mutter nach, während der neun Jahre jüngere Andres ein gemildertes Abbild des Vaters zu werden verhieß.

Die Hauptperson unserer Erzählung war einer der schönsten und angesehensten Bauernsöhne im ganzen Ries. Tänzer und Sänger, wie es nur einen gab, dazu ein lustiger Bursche voll guter Einfälle, hatte er schon in verschiedenen Dörfern Herzen erobert, wenn er bei Verwandten auf Besuch war oder als Gast eine Hochzeit mitmachte. Es war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die Arbeit wie das Vergnügen. Wenn er Sonntags in dunkelgrüner sammtener Juppe (Jacke) mit silbernen Knöpfen, schwarzen, knapp anliegenden Hosen vom schönsten Hirschleder und hohen, über die Knie gezogenen Stiefeln, die Kappe von Fischotter mit grün-

seidener Troddel aufs rechte Ohr gesetzt und den silberbeschlagenen ulmer Pfeifenkopf im Munde nach der Stadt, d. h. nach Nördlingen, wanderte, so hätte er einem ruhigen Beobachter wol gefallen, den Mädchen aber, die ihm begegneten und die er freundlich grüßte, war sein Anblick ein wahres Labsal, und sie konnten sich selten enthalten, sich umzuwenden und ihm nachzusehen. Dann sagte wol eine in heiterer Anerkennung: „Des Angerbauers Ludwig ist eben doch der Schönste“, und die andern stimmten ihr bei, vergnügt oder erröthend, je nachdem.

Auf welches Mädchen durfte ein so Begünstigter nicht Anspruch machen? Welche Schönheit wäre fähig gewesen, ihn auszuschlagen? Indessen jede Lebensstellung hat ihre Pflichten, und Ludwig durfte nicht unter den Schönheiten des Rieses überhaupt, sondern nur unter denen wählen, die ebenso viel mitbekamen als er. Dieser Pflicht kommen die jungen Burschen meist instinctmäßig nach. Der Bauer, am überlieferten Brauche haltend, verliebt sich in der Regel nur standes- oder wenigstens vermögensgemäß. Zu dem Ganzen, das ihn an einem Mädchen bezaubern soll, gehört auch die reiche Ausstattung, die Ehre, die begüterte Verwandtschaft. Das Mädchen muß aus einer Familie sein, die ebenso ästimirt ist wie die seinige, sonst entbehrt ihre Schönheit des rechten Nimbus oder erweckt höchstens eine gönnerhafte Empfindung in ihm. Für unsern Burschen war die Wahl einer Lebens-

gefährtin noch besonders eingeschränkt. Da das Stammgut an Andres überging, so mußte er sich einen passenden Hof kaufen, was seine Schwierigkeit hat. Das Beste war daher, eine einzige Tochter, eine Hoferbin, zu heirathen und in eine schon bereitete Stätte als Herr einzuziehen.

Es war keine geringe Vermehrung der Zufriedenheit, welche der Angerbauer und sein Weib ohnehin empfanden, daß sie für ihren Ludwig solch einen „Anstand" wußten. In der That war dessen Künftige schon gefunden in der einzigen Tochter eines entfernten Verwandten, der im nächsten Dorfe einen der stattlichsten Höfe besaß. Die Aeltern hatten darüber gesprochen; die Angerbäuerin hatte zur gehörigen Zeit merken lassen, daß die junge Base Eva eine rechte Frau für ihren Ludwig wäre, und im Vorbeigehen die Summe namhaft gemacht, die sie ihrem Sohne mitgeben könnten; worauf man sich verständigte. Ludwig hatte nichts gegen den Plan. Für einen Geschmack, der auf dem Lande viele Vertreter zählt, war Eva eine Art von Schönheit, nämlich eine große, tüchtige Person mit nicht allzu kleiner, etwas gebogener Nase und runden rothen Backen, so eine, die der feinere Mann einen „Dragoner", die solide Anschauung der Mehrzahl aber „a rechts Mädle" zu nennen pflegt. Ludwig fand in dem Aussehen seines Bäschens keinen Grund, sich in sie zu verlieben, aber auch keinen, sich der Heirath zu widersetzen. Ihr Hof leuchtete ihm ein und warf ein

verschönerndes und verfeinerndes Licht auf die Erbin. Er spielte bei Gelegenheit mit Anstand die Rolle eines Verehrers, und die Heirath wäre ohne weiteres vor sich gegangen, wenn der Vater Eva's sich hätte entschließen können, seinen Hof so früh zu übergeben. Allein die erste Person im Hause zu sein, gefiel ihm noch zu sehr, und er wollte wenigstens warten, bis seine Tochter in die Zwanziger getreten wäre. Warum sollte er sich beeilen? Von allen Seiten war man ja einverstanden, und ob früher oder später, sein reicher junger Vetter wurde sein Schwiegersohn.

Kein Project der Menschen ist indessen so gesichert, daß nicht noch etwas dazwischentreten könnte. Wenn man ein gewünschtes Gut schon in der Hand zu halten glaubt, kann es noch entschlüpfen, um den Menschen erkennen zu lassen, daß es bei den Dingen dieser Erde noch auf etwas anderes ankommt als auf sein Wollen und Meinen. Als Eva neunzehn, Ludwig dreiundzwanzig Jahre alt war, ereignete sich etwas, das die Fäden, die von den zwei Familien gesponnen waren, zerriß und den Stoff zu unserer Geschichte lieferte.

Dies war der plötzliche Tod eines braven Zimmermanns im nächsten württembergischen Orte. Die einzige Tochter desselben, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, wurde dadurch eine Waise. Da sie erst siebzehn Jahre zählte und auf ihr Erbe nicht heirathen wollte, so machte ihr Vormund, der Bäcker unsers Dorfes, das Haus und

die paar Morgen Ackerland zu Geld, legte dieses gut an und nahm das Mädchen zu sich.

Die Ankunft Annemarie's brachte die Jugend des Dorfes in großen Alarm. Wenn der Bauer in Bezug auf die Wahl einer Ehehälfte praktisch denkt, so ist er doch keineswegs unempfindlich für Schönheit; ein sehr schönes Mädchen wird auf dem Lande ausgezeichnet wie ein reiches, nur auf andere Weise. Das Dorf, das eine solche Blume hegt, thut sich was darauf zugute, und es sagt wol einer mit einem gewissen Triumphgefühl zu einem Freunde aus dem nächsten Dorfe: „So eine habt ihr doch nicht!“ Die jungen Leute, bei denen es irgend angeht, sind eifrig, sich bei ihr „wohl dran zu machen“; denn einen schönen Schatz zu haben, ist, abgesehen von der Freude, auch eine Ehre, und es ist höchst angenehm, ihn von andern loben zu hören und sich darum beneidet zu sehen. Annemarie fand außer einer guten Anzahl von Bewunderern und Neiderinnen rasch auch mehrere entschiedene Anbeter; aber sie hatte eine eigene ruhige Art, die Andringlinge zurückzuhalten oder ablaufen zu lassen. Bald hieß es unter den Misvergnügten: das sei eine Curiose, die sich sehr viel auf ihre Schönheit einzubilden scheine, und doch sei's gar so arg auch nicht damit.

Wie soll ich aber von dieser Schönheit einen Begriff geben? — Mir ist es manchmal so vorgekommen, als ob man eine kindliche, eine jungfräuliche und eine mütterliche

oder frauliche Art der Schönheit unterscheiden könnte. Ein Mädchen von der ersten Art wird auch als Frau und Mutter noch ein kindliches Wesen behalten, während die von der dritten schon in der Zeit des jungfräulichen Aufblühens einen mütterlichen Charakter gewinnt. Annemarie gehörte zu der dritten Gattung. Ihr Aeußeres ist kurz beschrieben. Sie hatte etwas mehr als mittlere Größe und eine natürlich schöne Gestalt. Nichts war dürftig an ihr, alles reich, doch würde auch der strenge Kenner nichts hinweggewünscht haben. Die Farbe ihres Gesichts war nußbräunlich, mit mildem, aber entschiedenem Roth; Haare und Augen dunkelbraun. — Allein die wahre Schönheit liegt in der Seele. Wie diese schon im Mutterschose auf die Formen des Leibes bildend einwirkt, so veredelt und verfeinert sie ihn fortwährend. Der eigenthümliche Reiz, den Annemarie ausübte, kam von der Güte, die aus ihrem Gesichte sprach. Wenn eine Empfindung der Freude oder des Dankes ihr Herz erfüllte, dann ging ein Glanz über ihre Züge und das schöne innere Leben gab ihr eine Anmuth, daß auch der Stumpfe fühlen mußte, hier sei mehr als ein gewöhnlich hübsches Mädchen.

Als Annemarie zu ihrem Vetter übersiedelte, war Ludwig abwesend; er hatte Getreide nach Augsburg gefahren, wo dermalen der Preis höher stand als auf der berühmten Schranne zu Nördlingen. Nach seiner Rückkehr machte ihn das Lob, welches dem Mädchen von

seinen Kameraden gesungen wurde, neugierig und er beschloß sogleich, sie zu sehen, was auf dem Dorfe bekanntlich keine Schwierigkeiten hat. Mit der Leichtigkeit, wie sie etwa ein junger Baron zeigt, wenn er sich herabläßt, der hübschen Tochter eines Bürgers den Hof zu machen, begrüßte er Annemarie, sprach seine Freude aus, daß ein so schönes Mädchen ins Dorf gekommen sei, und sagte ihr mehrere Schmeicheleien in der directen Art, die für ein feineres Gefühl nichts Angenehmes hat. Annemarie wurde ernsthaft und gab ihm kurze Antworten. Da Ludwig gutmüthig war, so ahnte er, worin er gefehlt hatte. Er griff es das nächste mal besser an, zeigte mehr Achtung vor dem Mädchen und sprach sein Wohlgefallen nicht in Worten, sondern in bescheiden zärtlichen Blicken aus. Dies wirkte. Die Wohlgestalt des jungen Bauers trat nun in ihr Recht ein; dem guten Mädchen ging bei seiner Huldigung das Herz auf und die Freude blickte aus ihrem Gesicht.

Ludwig mußte sich sagen, daß ihm eine solche Schönheit noch nicht vorgekommen sei. Er wiederholte seine Besuche. Bald fing er an Unruhe zu spüren, redete hier und da „aus dem Weg naus" und ließ seine Geschicklichkeit in der Ansprache sehr vermissen, was ihm aber bei Annemarie gar nicht schadete. Die jungen Leute waren glücklich sich zu sehen und zu fühlen, daß eins bei dem andern etwas gelte.

Die erste Zeit einer entstehenden Liebe hat das Schöne,

daß man noch nicht fragt, was daraus werden soll. Man hat sich noch kein Ziel gesetzt, darum sieht man auch noch keine Gefahren und Hindernisse. Ein Wohlgefallen aneinander haben darf man ja, man läßt daher seine Empfindung gewähren und freut sich und macht Freude. Diese erste Neigung wird auch noch von andern begünstigt. Die Leute lächeln, wenn sie sehen, wie die beiden sich mit den Augen suchen und wieder zusammenzukommen trachten; sie gefallen sich darin, sie gemüthlich zu plagen und eines mit dem andern aufzuziehen. Und da es noch nicht zur Erklärnng gekommen ist, so kann das Mädchen einem solchen Plagenden mit Wahrheit erwidern, er irre sich, oder er sei nicht gescheit. Aber in solchem Spiel webt sich aus dem ersten Wohlgefallen nach und nach ein Band, durch das man sich gefesselt fühlt. Es sammelt sich ein Schatz von Gefühlen und mehrt sich täglich, und weß das Herz voll ist, deß muß der Mund übergehen.

Die Gelegenheit zur Erklärung gab eine Hochzeit, die nach Dorfsitte mit Essen und Trinken, Spiel und Tanz im Wirthshause gefeiert wurde. Nach überliefertem Brauche gehört der Tanzboden von Mittag bis Abend den Hochzeitsgästen. Hat aber nach der Abendmahlzeit und nach Abgabe der Hochzeitsgeschenke der Schullehrer eine Dankrede in Versen gehalten und mit seinen Zög-

lingen ein geistliches Lied gesungen, dann kündigt ein weltliches Lied, das ein kecker Bursche sich anzustimmen erlaubt, die Herrschaft der jungen Leute des Dorfes an. Die Hochzeitsgäste, zumal die aus andern Dörfern, verlieren sich nach und nach, das Brautpaar wird von einem Theil der Musikanten nach Hause begleitet; der zweite Theil der Lustbarkeit, der „Ansing", hat begonnen und die Jugend des Dorfs nimmt den verlassenen Raum ein.

Ludwig hatte der Hochzeit als Gast beigewohnt, aber wenig getanzt und überhaupt ein nachdenkliches Wesen gezeigt. Als er einmal allein dasaß, kam ein munteres Mädchen auf ihn zu und sagte: „Warum tanz'st du nicht, Ludwig?" Er wußte nichts Gescheiteres zu erwidern, als, daß es ihm nicht recht gut sei. Das Mädchen sah ihn an und sagte: „Die rechte Tänzerin ist nicht da. Aber hab' nur Geduld, sie wird heute Abend noch kommen." Ludwig's Gesicht erheiterte sich; er wußte allerdings, daß er sie erwarten durfte. — Nach dem Abendessen ging er nach Hause, vertauschte den Hochzeitsrock mit der Sammtjacke, kehrte ins Wirthshaus zurück und setzte sich zu einem Burschen, der Regine, die Tochter des Bäckers, zum Schatz hatte und mit dem er daher in der letzten Zeit vertrauter geworden war. Bald erhielten die beiden einen Wink; sie gingen hinaus, und Hans führte Regine, Ludwig Annemarie unter die Tanzenden.

Wer sich den Moment vergegenwärtigt, wo er zum ersten mal die, welche er liebt, in den Arm fassen durfte,

um nach dem fröhlichen Takt eines Walzers durch den Saal zu fliegen, der begreift das Glück des jungen Paares. Geflogen wurde hier freilich nicht; der Bauer bleibt beim Tanz mit seinen Füßen mehr auf dem Boden als der Städter, und kommt langsamer vorwärts; aber die Wirkung ist dieselbe. Es war eine Freude, den beiden zuzusehen. Sie waren ohne Vergleich das schönste Paar und tanzten auch am schönsten. Dabei war Ludwig so vergnügt, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht zusammenbringen konnte, und Annemarie lächelte selig in sich hinein. Jene Muntere, die mit ihrem Liebhaber wieder zum Tanz gekommeu war, trat einmal zu ihm und sagte: „Ist dir jetzt wieder gut, Ludwig?“ Und dieser hatte den Muth zu erwidern: „Ja wohl, in meinem Leben wünsch' ich mir's nicht besser!“

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar deren so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbayern „Schnaderhüpfel“, im Ries „Schelmenliedle“ genannt — und die Musikanten spielen es zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führt der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Diese Sitte verursacht manchmal Streit und die Spielleute kommen in große Noth, wenn zwei tüchtige Bursche verschiedene Lieder singen und jeder verlangt, daß seines aufgespielt werde. In der Regel läßt indeß einer dem andern schon beim Singen den

Vorrang und wird auch wol beim Streite noch zum Nachgeben beredet. — Während man herumging, erklärte Ludwig der Geliebten die Frage jenes Mädchens und seine Antwort; und die Glückliche, die so deutlich sah, wie viel er auf sie hielt und wie ernst es ihm war, konnte sich nicht enthalten, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Nachdem sie sich so ziemlich müde getanzt, führten die beiden Kameraden ihre Tänzerinnen in die Stube und boten ihnen zu trinken, worauf die Mädchen, um mit Goldsmith zu reden, „den Rand des Kruges küßten". Man setzte sich zusammen, um zu plaudern. Ludwig hatte nicht bemerkt, daß während des Tanzes sein Vater auf der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirthshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hatte ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn auch darin sich auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, ihn mit Annemarie tanzen zu sehen, von der man ihm gesagt, daß sein Ludwig ein Aug' auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paares. Er ging sehr verstimmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzutheilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein ernsthaftes Wort zu reden. — Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und

forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortscheren und eine andere suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe, und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sittigen Haltung Annemarie's und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirne wischte, trat Ludwig zu ihm und sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen.“ Ohne weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend tanzte er nur einmal mit einer andern, nämlich mit jener Muntern, weil er sicher war, daß sie ihn mit der Geliebten aufziehen und von ihr reden würde. Er kam Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehen, als ob's nie anders gewesen wäre. Beide waren in jener Stimmung, wo man ganz in dem Lichte seliger Empfindungen lebt, und das trunkene Auge in den Menschen umher nur Schattengestalten erblickt, die wie in einer andern Welt ihr Wesen treiben. Sie sahen nicht, wie man um sie her sich in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauers, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Vetter da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen

Paare vorübergingen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht heran und die gesammte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zum offenen Fenster, und beide blickten in die laue, trübe Mainacht hinaus. Nachdem sie eine kurze Zeit schweigend vor sich hingesehen, sagte Ludwig: „Was ist das für ein schöner Ansing! In meinem Leben bin ich nicht so vergnügt gewesen wie heute. Aber du", setzte er herzlich hinzu, „bist auch die schönste und liebste Tänzerin, die man finden kann." — „Mach' mich nicht roth", erwiderte sie und wurde roth vor Freude, „du thust mir zu viel Ehr' an." — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' anthun", rief Ludwig, um sein volles Herz durch Lobpreisung zu erleichtern, „du bist das erste Mädchen im ganzen Ries!"

Annemarie schwieg. Mit einem leisen Seufzer und als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte sie endlich: „Wenn ich deinesgleichen wäre!" — Sie wollte sagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauers wäre! — Ludwig, den Unterschied ohne weiteres zugebend, erwiderte: „Das ist mir einerlei, du bist mir die liebste, lieber als alle Bauerntöchter miteinander. In meinem Leben wünsch' ich mir keine bessere wie dich!" — Und er

bekräftigte diese Betheuerung mit einem zärtlichen Händedruck.

Das war zu viel für das gute Mädchen. Sie erhob sich und sah ihn an. „Ach, Ludwig“, sagte sie mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, und mit einem Tone, als ob sie ihre Worte keineswegs für ganz richtig hielte, „ach Ludwig, ich bin dich nicht werth!“ — Statt aller Antwort faßte Ludwig sie um den Hals und drückte einen herzlichen Schmatz auf die schönen Lippen, die nicht in der Stimmung waren, sich zu weigern, sondern vielmehr gleich darauf das schöne Geschenk dankbar mit Zinsen zurückgaben. Niemand war Zeuge dieses Vorgangs. Es war ganz dunkel geworden. Nur die feuchten Augen der Glücklichen leuchteten gegeneinander.

Regine trat aus der Stube, sie zu suchen; Annemarie eilte zu ihr und ging mit ihr zurück. Ludwig kam später nach, strahlend vor Vergnügen. Er ließ in der Freude seines Herzens eine Flasche Wein kommen und auftragen, was gut und theuer war. Die beiden Langgewachsenen wurden gelb vor Neid und Aergerniß.

Nachdem in der ganzen Stube die Messer und Gabeln beiseite gelegt waren, begannen die Spielleute „auf den Tisch hineinzumachen“, nämlich Musik. An jedem Tisch pflegt der Bursche, der's versteht, ein längeres Lied vorzusingen; die Musikanten setzen einen zinnernen Teller auf den Tisch und spielen das Lied nach. Wenn dies ein paar mal geschehen, so wirft jeder Bursche mit Art

ein Geldstück auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Musikanten treten zu einem andern Tisch, um eine neue Ernte zu halten. Der Meister der jungen Leute ist hier derjenige, der mit einem neuen Liede auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer dasselbe, sondern was Frisches hören und seine Kenntnisse bereichern. Gewisse alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreisen Glück machen, sind bei solchen Gelegenheiten geradezu verpönt; und als diesmal der junge Mensch, der mit Annemarie getanzt hatte, sich ein Ansehen gab und begann:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein —

brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das hast du wol von dei'm Aeh'le (Aehnlein, Großvater) gelernt!" rief ihm einer zu, und eine runde Dirne an seinem Tisch sagte mit mütterlichem Ausdruck: „Besinn' dich auf ein anderes, Jakob; so ein junger Mensch darf kein so altes Lied singen!" Dem verdutzten Jungen fiel jedoch nichts ein, so sehr er auch in die Luft hinstarrte, als ob es dort abzulesen wäre. Er mußte es einem andern überlassen, die Ehre des Tisches zu retten.

Die Zeit nach dem Essen ist überhaupt die, wo verschiedene Späße losgelassen werden. Ein anderes Bürschchen, das zum ersten mal bei einer solchen Gelegenheit war, sang ein bekanntes Lied in herzbrechend falschen Tönen; ein geschickter junger Clarinettist copirte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verursachte und dem

Musikanten von den „Ausgelernten“ großes Lob zuzog. Der junge Bursche kam zum ersten mal über seinen Gesang zur Erkenntniß und wurde roth. Ein alter Musikus mit gemüthlicher Kupfernase, der das Horn blies, sagte schmunzelnd: „Laß dich nicht irremachen, Mathes, und halt's nur immer recht mit den Musikanten, dann erleb ich's noch, daß du die andern alle herunterstichst.“ Das Bürschchen, das nicht dumm war, verstand den Wink; um sich wenigstens auf eine Art auszuzeichnen, nahm er aus seinem nagelneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was er erst hatte geben wollen, nämlich zwei Sechsbätzner, und warf sie in den Teller, daß es klang. „Siehst du“, sagte der geriebene alte Hornbläser, „der Ton ist schon besser!“

Zuletzt kamen die Musici an den kleinen Tisch, wo Ludwig mit Annemarie, Hans und Regine saß, und spielten eine kleine Einleitung. Ueber das Gesicht des jungen Bauers verbreitete sich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigstens für die anwesende Gesellschaft vollkommen neu war, und wollte sich nun gehörig damit zeigen. Als die Musik zu Ende war, setzte er sich in Positur und hub an:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide u. s. w.

Allgemeinste Aufmerksamkeit! Die Musikanten, der Clarinettist voran, fanden sich bald in die einfache Weise und nach einigen Mistönen ging's. Der Erfolg war außer-

ordentlich. Als unter vollkommener Stille das letzte „G'setz" gesungen war, riefen einige Mädchen: „Ah, das ist aber schön!" und sahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Bursche kamen herbei und sagten, das müßten sie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen sein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine schöne Nachbarin erröthete aufs neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungfernkranz" und „Freiersmann" und zeigte die liebenswürdigste Freude über den Sieg ihres Tänzers. Dieser wollte nach einem solchen Triumph im Singen keinen neuen Versuch mehr machen. Aber noch blieb etwas übrig, was seinen Effect nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Tasche und legte, als wär' es ihm nichts, einen Kronenthaler auf den Teller. Der Kamerad mußte nun ein Uebriges thun und legte wenigstens einen halben dazu. Die Gesichter der Musikanten leuchteten. Sie setzten mit Leidenschaft einen Marsch darauf, der wie ein Tusch klang, und der Hornist blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, strich er das Geld ein und sagte mit schelmischem Schmunzeln: „Bleibt gesund, bis ihr's wiederkriegt!"

Es war ein Uhr geworden und die meisten jungen Leute fingen wieder an zu tanzen. Auch Hans zeigte Lust dazu, aber Regine erklärte, sie und Annemarie müßten nach Hause. Die Mädchen nahmen Abschied und

Annemarie dankte Ludwig gar schön für die Ehre, die er ihr angethan habe. Sehr gern hätten die Verliebten ihre Mädchen nach Hause geführt, aber die Bäckerstochter bestand darauf, daß sie hier bleiben sollten. Sie durften ihnen nur auf der Treppe noch die Hand geben und Gute Nacht sagen.

Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuschlürfen. Er war aber heute zu glücklich gewesen, als daß nicht ein Dämon sich gereizt fühlen sollte, in den Honigtrank einige Tropfen Galle zu mischen; und so trat denn ein solcher in der Gestalt des Vetters der beiden Langgewachsenen zu ihm und sagte: „Du hast dich ja heute recht lustig gemacht, Ludwig. Allen Respect vor deinem Tanzen und Singen! Dein Vater hat dich mit der schönen Annemarie auch einmal tanzen sehen, aber dem scheint's nicht gefallen zu haben, denn er ist gleich wieder fortgegangen.“ Diese boshaften Worte gaben Ludwig einen Stich ins Herz und jagten ihm das Blut ins Gesicht. „Meinetwegen!“ erwiderte er trotzig; der andere, der seinen Zweck erreicht hatte, ging vergnügt auf den Tanzboden. Alles, was mit seinem Glück in Widerspruch trat, stellte sich dem armen Burschen gespenstisch vor die Seele, und eine große Unruhe befiel ihn. Allein für heute war der Strom der Freude noch zu mächtig und die Sorge wurde von ihm hinweggespült. Eine halbe Stunde später ging er nach Hause, glücklich im Nachgefühl des Erlebten.

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Sein Bruder, der in derselben Kammer schlief, schnarchte noch, obwol er gestern schon bald nach Verzehrung des Bratens, den Ludwig vom abendlichen Hochzeitsmahl nach Hause gebracht hatte, zu Bette gegangen war. Als unser Freund überdachte, was gestern geschehen war, fing sein Herz an zu klopfen. Freude und Angst erhoben sich und wechselten in seinem Herzen, bis die Angst zuletzt die Oberhand gewann. Eine Zeit lang ließ er sich ruhig von ihr quälen; dann faßte er einen Entschluß, kleidete sich an und ging mit festem Schritt, dem man aber doch das Absichtliche ansah, in die Stube hinunter. Die Morgensonne schien durch die Fensterscheiben und die friedliche Scene bildete einen eigenen Contrast zu der Verwirrung in seinem Herzen. Er ging in „das Kanzley", das in den Bauerhäusern gewöhnliche Nebenstübchen zum besondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Oelfarbe bestrichene Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zusammenzulaufen pflegt. Der Vater saß an dem Wandtisch mit tiefernstem Gesicht und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unsicherer Stimme Guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Zu gleicher Zeit kamen die „Ehehalten", (Knechte und Mägde) in die Stube, um die Morgensuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Ansing gewesen; sie blinzelten sich nun zu und sahen

auf das Kanzley mit jenem Vergnügen, welches die schwache menschlische Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherstehenden ein skandalöser Streit zu erwarten ist. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, sich und seine Familie preiszugeben, wenn der Zorn über seinen Verstand nicht Herr wurde. Er wartete mit der Anrede, die er Ludwig zudachte, und erst als der letzte der Ehehalten die Stube verlassen hatte, begann ein Dialog, den wir, um den Lesern eine kleine Probe davon zu bieten, in dem rieser Dialekt wiedergeben wollen.

Der Alte sagte mit bitterm Spott: „No, du host de ja gestert recht aufg'führt! Machst mer a rechta'n Ehr, des muß i saga'! Aufm A'seng, wo Baura'töchter send, tanzst du da' ganza'n Obed mit'r Magd! Und net gnuag damit, setzst sie oh no' neba' de he' und regalirst sie!" — Ludwig, der sah, daß dem Vater schon geplaudert worden war, und die Thatsache nicht leugnen konnte, hing sich an ein Wort und sagte: „No, a Magd ist sie grad net!"

Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an. „Schweig', sag i d'r! Mag sie sei', was sie will, sie ist net dei's Gleicha', und es ist a Schimpf und a Schand, daß du di so mit'r ahgeba' host! Wann du d's Nuibaurs Bäbe" (die Reichste im Dorfe) „so tractirt hättst, so wär's o'schickleng gwesa'! Was wird die Ev' saga' und ihr Vater? Die weara' se recht fräa', wenn se höara', wie du di aufg'führt host, und" (setzte er verächtlich hinzu) „mit weam!"

Der Angefahrene war von diesen Worten sichtlich getroffen. Er wußte nichts Besseres zu seiner Entschuldigung zu sagen, als: „Sie tanzt so guat!“ — „Tanzt so guat!“ rief der Alte mit grimmigem Lachen. „Ist des a'n Ausred? Tanzet ander Mädla' net oh guat? Muaß ma dorom a hergloffens Mädle mit Wei' tractiera? Pfui, schäm di!“ — Er war aufgestanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu.

Sein Zorn hatte offenbar den jetzt möglichen höchsten Grad erreicht. Ludwig, entrüstet über den Ausdruck „hergloffens Mädle“, und fühlend, daß jetzt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden sei, verstummte und sah finster vor sich hin. — Nach einer Weile drehte sich der Alte wieder zu dem Tisch und sagte: „I will me ietz net verzürna! Gscheha'n ist gscheha'! Der dumm Stroëch ist gmacht! Aber“, setzte er mit drohend erhobenem Zeigefinger und mit entsprechend verstärktem Tone hinzu, „des roth i d'r in Guatam: loß mi so ebbes net widder höara'! Denn sonst — — du kennst mi!“ — Er wendete sich ab und verließ mit festen Schritten die Stube.

Man sieht, der Vater war nur über das öffentliche Aergerniß entrüstet, welches Ludwig gegeben, und strafte nur dieses. Daß sein Sohn auf Annemarie ernstliche Absichten haben und um ihretwillen die Eva lassen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Ursache gehabt, an so etwas nur zu denken, so wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent athmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter fürchtete er wenig. Er war ihr Liebling und wußte, daß Frauen solche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufassen pflegen. Er täuschte sich nicht. Während der Alte sprach, hatte die Mutter zu wiederholten malen ernsthaft mit dem Kopfe genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständniß an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen mildern Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend begann sie: „Aber ietz sag m'r nor, Ludwig, wie ist's mögleng, daß du di so host vergessa' und dei'm Vater und mir so ebbes a'thoa' könna?"

Ludwig hatte seinen ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinctmäßig dem Trieb, sich mit seinen Aeltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du woëst ja, Muater, wie's oëm got, wama lusteng ist und Bier und Wei' im Kopf hot!" — „Ja wohl", versetzte die schon halb begütigte Mutter, „aber was zviel ist, ist zviel! Die ganz Nacht mit oëm Mädle ztanza, die oën nex a'got! I hätt' di wärle für gscheiter ghalta'!" — „I hab d'r ja scho' gsakt", erwiderte Ludwig, „sie tanzt so guat; und", fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab gseha', daß sie oh geara' mit mir tanzt!"

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszusehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schön-

sten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm sein. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eiteln Mutter: „Des glob i, daß se so a Mädle frät, wann du mit'r tanzst; aber des ist koë Entschuldigung für di!“ — Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guet dafür, daß so a junger Mensch 'n Spaß mit ihr macht. Sie ist brav und ordentlich und 's wird se gwiß a passender Ma' für se finda'. Es wär a Sünd und a Schand, wann du ihr da' Kopf verdreha' und sie ins O'glück brenga' thätst!“ — „No“, sagte Ludwig, „so arg wird's net weara'!“ — Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's oh net! Du host dein' Vater ghöart und woëst, er hält was 'r sakt! I hoff, 's ist dei' letzta' Dummheit gwesa'!“ — Ruhiger setzte sie hinzu: „So, ietz gang naus zu dei'm Vater und mach'n widder guat!“

Ludwig folgte diesem Rath. Er fand Gelegenheit seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie nothwendig miteinander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältniß her. Als später dem Angerbauer noch einige Einzelheiten vom Ansing zu Ohren kamen, hatte ihn die Mutter schon durch die Versicherung beruhigt, daß es nichts als der Narrenstreich eines jungen Menschen gewesen sei, der etwas im Kopfe gehabt habe. Er verschluckte daher diese nachträglichen Pillen, so bitter sie ihm auch schmeckten.

Seine Gedanken waren: „Der Mensch muß mir aus dem Haus, und das so bald als möglich! Mein Andres das weiß ich, wird mir keine solche Streiche machen!“ Auch die Mutter faßte den Entschluß, alles zu thun, um die Heirath Ludwig's mit Eva zu beschleunigen. „Hätte der alte Narr“, sagte sie in ihrem Verdruß, „den Hof abgegeben, so hätten wir diesen Aerger nicht!“ Sie wollte aber nun gerade aus dem Vorgefallenen die Gründe schöpfen, die den Vater Eva's zum Nachgeben bewegen sollten.

Einige Tage vergingen, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Auch auf dem Dorfe pflegt der artige junge Mann die Tänzerin, die er auszeichnete, den andern Tag gelegentlich zu begrüßen und sie zu fragen, wie ihr das Tanzen bekommen sei. Aber Ludwig mußte Scheu tragen, dies zu thun; auch war er nicht in der Gemüthsverfassung dazu. In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, die sich wechselseitig bekämpften, seinen Geist verwirrten und ihn zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der guten Annemarie war sein Ausbleiben nicht so unlieb, als man denken mochte. Ihr war es ergangen wie ihm. Glückselige und bange Gefühle wechselten auch in ihrem Herzen, und die bangen überwogen zuletzt. Sie dachte an den stolzen Angerbauer, an den Unterschied des Vermögens und Standes, an das Gerede mit der Eva, und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf. Indem die Bilder jener Nacht vor ihre Seele traten, machte sie sich

Vorwürfe, zu weit gegangen zu sein. Es lastete etwas auf ihr, als ob sie eine Sünde begangen hätte; und dieses Gefühl wurde dadurch nicht gemindert, daß ein und das andere Mädchen sie mit Ludwig in einer Weise zu plagen begann, die nicht mehr von der Lust zu scherzen, sondern offenbar vom Neide eingegeben war. Selbst Regine sah bedenklich aus, als ob sie mit sich selber unzufrieden wäre, und der Vormund ließ Reden fallen von Leichtsinn und Hoffart, die zu nichts Gutem führen würden!

Es hatte den Anschein, als ob eben durch das gesprochene Wort der Traum des Glücks für immer zerstört und die innigste Annäherung der beiden Herzen auch die letzte gewesen wäre. — Aber die Liebe, die zwei junge Seelen ergriffen hat, kann von den Bedenklichkeiten des Lebens nicht so leicht unterdrückt werden. Die bänglichen und peinlichen Gefühle mildern sich und verschwinden mit der Zeit, die Liebe bleibt. Die erst so trüben Vorstellungen verlieren nach und nach ihr Schreckendes, die Liebe gewinnt an Muth — und das Menschenkind, das glücklich sein will, folgt wieder dem Zug des Herzens.

Als der fünfte Tag verflossen war, konnte Ludwig seinem Verlangen, Annemarie zu sehen, nicht länger Widerstand leisten. Er ging in das Haus des Bäckers, indem er sich vornahm, diesen, der am Gärteln sein Vergnügen hatte und nach Art solcher Leute seine Liebhaberei gern weiter verbreitete, um Blumensamen zu

bitten. Die Täuschung war nicht nöthig, Annemarie war allein zu Hause. Nach einigem Stottern von seiner und Erröthen von ihrer Seite waren die liebenden Herzen bald wieder einig. Man rühmte jene Nacht, wo es so schön gewesen sei; das damals empfundene Glück lebte wieder in ihnen auf, und die Augen bestätigten, was sich die Lippen verkündigt hatten. Die Liebe zog wieder als Herrscherin in ihre Seelen und alle entgegenstehenden Gedanken wurden daraus vertrieben. Die Reue, welche die Geängsteten gefühlt, die Vorwürfe, die sie sich gemacht — alles war vergessen. Sie freuten sich eines am andern, und es war ihnen, als ob sie gar nichts Besseres und Schöneres thun könnten.

Für diesmal konnte ihr Zusammensein nicht lange dauern. Annemarie erwartete den Bäcker und mahnte den Geliebten, sie zu verlassen. Ludwig fragte, ob er sie denn nicht einmal ungestört sehen könnte, er hätte noch so viel mit ihr zu reden. Annemarie sah ihn an; die blauen Augen baten so schön und blickten so treu auf sie her. Nach einigem Zögern erwiderte sie mit leiserer Stimme: „Nächsten Sonntag Nachmittag geht mein Vetter mit Regine nach Wallerstein; sie werden spät wiederkommen; in der Abendstunde, wenn's dunkel geworden ist, will ich in unserm Garten auf dich warten!“ Ludwig drückte ihr hocherfreut die Hand. Annemarie setzte hinzu: „Es ist vielleicht nicht recht, was ich thue; aber du willst es haben und es macht dir Freude.“

Was konnte Ludwig anders, als die Lippen, die so liebliche Worte gesprochen, entsprechend belohnen?

Er kam unbemerkt aus dem Hause. Wie bisher sein trübseliges, so fiel seinen Aeltern jetzt sein vergnügtes Wesen auf, aber sie legten es zu ihren Gunsten aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt?“ bemerkte die Mutter dem Alten. „So etwas geht bei jungen Leuten schnell vorüber. Sei nur ruhig, es wird noch alles recht werden!“

Der Garten des Bäckers war infolge der erwähnten Liebhaberei nach dem des Pfarrers der schönste im Dorfe und der Stolz des Besitzers. Er theilte sich in Gemüse- und Baumgarten, und in dem erstern war den Blumen ein größerer Platz eingeräumt, als es bei dem wirthlichen Sinn der Landleute sonst der Fall zu sein pflegt. Eine ziemlich hohe dichte Hecke grenzte das Ganze von den Feldern, zunächst aber von dem Fußweg ab, der sich an dieser Seite des Dorfes hinzog und auf welchen eine hölzerne, für gewöhnlich verschlossene Thür führte. Durch diese Thür, die heute nur aufgeklinkt zu werden brauchte, trat Ludwig zur verabredeten Stunde in den Garten, und bald saßen die Liebenden auf einem hölzernen Bänkchen ohnweit der Hecke und des Hauses in traulichem Geplauder. Sie konnten sich diesem in der That mit einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wie nach dem Felde zu die Hecke, so schützten gegen das Dorf das längliche Bäckerhaus und mehrere Scheunen, in denen etz wol kein neugieriges Auge zu fürchten war. Der

Abend war sehr schön. Von dem reinen Himmel blinkten schon einzelne Sterne, während von Westen her die goldengrünliche Helle sich über ihn ergoß, die Verheißung der untergegangenen Sonne, daß sie morgen einen schönen Tag bringen werde. Die Bäume standen in voller Blüte und hier und da glänzte einer her wie ein großer weißer Strauß. Die Luft war leicht bewegt und voller Wohlgerüche. Rings herrschte vollkommene Stille und nur Maikäfer surrten zuweilen über die Köpfe der Liebenden hin, um die größere Gesellschaft auf den Bäumen aufzusuchen.

Unserm Pärchen war es über alles heimlich zu Muthe. Ludwig rühmte den Garten, die Blumen, den schönen Abend. Sie sprachen von diesem und jenem. Bald kamen sie wieder auf den „Ansing", und Ludwig scherzte über den jungen Burschen, der mit Annemarie getanzt und „sich geplagt habe, als ob er im Taglohn arbeite". „Der arme Kerl dauerte mich", setzte er hinzu, „darum kam ich so schnell und löste ihn ab." Das Mädchen lächelte, sie wußt' es besser. Beide erinnerten sich jetzt verschiedener Gesichter, die um ihretwillen geschnitten worden waren, und die Ausdrücke von Aerger und Neid kamen ihnen sehr lustig vor. Sie übten für das Geschwätz, das über sie ergangen war, eine gemüthliche Wiedervergeltung, indem sie einzelne Exemplare durchhechelten, wie es gutmüthige Menschen in fröhlicher Laune thun. Ludwig fragte dann, ob's denn wahr sei,

daß Hans und Regine bald Hochzeit machen wollten. Annemarie erwiderte, soviel sie wisse, auf den Herbst. Dies brachte sie auf ernstere Gedanken. Nach einem Weilchen fragte sie erröthend und mit einem gewissen schüchternen Lächeln: „Ist's denn wahr, daß dein Vater will, du sollst des Kirchbauers Eva heirathen?“ Ludwig antwortete: „Ja wohl hat er so was im Sinn gehabt; aber mir ist's nie rechter Ernst gewesen und jetzt denk ich nimmer dran.“ Annemarie wurde vor Vergnügen noch röther. Dann sah sie vor sich hin, wie wenn sie über etwas nachdächte, und unwillkürlich entschlüpfte ihr wieder das Wort: „Wenn ich doch ein reiches Mädchen wär'!“ Ludwig faßte ihre Hand und sagte herzlich: „Es kann nicht alles beisammen sein! Du bist die Schönste und die Beste und die Geschickteste, die ich kenne — das ist mehr werth als Geld!“

Annemarie sah ihn dankbar an und schwieg. Dann sagte sie: „Ist dein Vater wirklich so stolz, wie die Leute sagen? Verzeih' mir diese Frage!“ — „Mein Vater weiß, was er ist“, antwortete Ludwig, „und läßt sich nichts nehmen. Aber er ist ein braver und gescheiter Mann und gibt auch andern ihre Ehre. Meine Mutter ist gut und hält alles auf mich.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Wie verliebte Herzen einmal alles fürchten, dann wieder alles hoffen, so war es ihr die letzten Tage her nicht ganz unmöglich vorgekommen, daß sie doch noch Ludwig's Frau werden

könnte. Sie hielt etwas auf sich und glaubte, um ihretwillen könnte wol eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Aber nun wurde durch das Bild des Angerbauers, dessen Stolz der Sohn zugeben mußte, ihre Hoffnung wieder sehr erschüttert. Sie seufzte und sagte mit leiserer Stimme: „Ich fürchte mich vor deinem Vater, Ludwig, und sehe nicht, was aus uns beiden werden soll!“

Ludwig, der durch die feuchten Augen in das Herz des Mädchens sah, wurde gerührt, Liebe und Großmuth loderten in ihm auf. Er legte wie schützend den Arm um sie und sagte mit dem herzlichsten Tone: „Mach' dir das Herz nicht schwer, Annemarie! Ich hab' dir gesagt, daß du mir die Liebste auf der Welt bist, und ich sag' dir's noch einmal. Vertrau' auf mich und sorg' nicht! Was ich mir ernstlich vornehme, das setz' ich auch durch — darauf verlaß dich!“ — „Ich vertraue dir“, sagte Annemarie, „denn sonst hätt' ich das auch nicht für dich gethan. In meinem Leben bin ich noch mit keinem ledigen Bursch zusammengekommen. Aber dich hab' ich so lieb, daß ich thun muß, was dich freut — ich kann mir nicht anders helfen!“ — Entzückt über dieses Geständniß, sah Ludwig das schöne Mädchen an; Thränen traten in seine Augen; sie mit seinen Armen umschlingend, rief er aus: „O du liebes, liebes Mädchen! — in meinem Leben laß ich dich nicht!“

Dieser innige Ausruf weckte ein seliges Gefühl in

dem Herzen Annemarie's, zu gleicher Zeit warf er aber Schrecken in ein anderes. Diejenige, für welche diese Worte am wenigsten bestimmt waren — die Mutter Ludwig's, hatte sie vernommen, klar und deutlich vernommen.

Die Angerbäuerin war im obern Dorf auf Besuch gewesen und hatte sich verspätet, indem sie zwar zur rechten Zeit in der Stube Abschied genommen, aber auf der Haustreppe mit der Freundin von neuem und erst recht wieder ins Gespräch gekommen war. Da der Fußweg am schnellsten nach Hause führte, so schlug sie diesen ein. Als sie an der Hecke des Bäckergartens hingehend ein leises Reden vernahm, horchte sie, und das Ohr der Mutter erkannte gar bald die Stimme des Sohnes. Die letzten Worte, bei welchen die Leidenschaft den Ton vorsichtig zu dämpfen vergaß und von denen ihr keine Silbe entging, sagten ihr alles. Sie erschrak heftig und zitterte an allen Gliedern. Hatte sie doch soeben noch der Freundin versichert, daß an dem Geschwätz wegen der Annemarie gar nichts sei und ihr Ludwig bald Kirchbauer sein werde. Sie glaubte vor Scham und Verdruß in die Erde sinken zu müssen. Da sie nicht mit sich einig werden konnte, was sie beginnen sollte, und im Garten Stille eingetreten war, ging sie weiter. Der Schrecken in ihrem Herzen machte dem Zorn Platz. Sie so schändlich anzuführen, zu dem Mädchen zu gehen wider ihr ausdrückliches Verbot, und ihr so gottvergessene Dinge zu sagen! Bevor sie noch in ihren Hof trat, war

ihr Entschluß gefaßt. Sie schwieg still und ließ sich nichts anmerken, weder vor dem Vater noch vor dem Sohn, der nicht lange nach ihr heimkam.

Den andern Morgen, als der Angerbauer eben das Haus verlassen hatte und Ludwig ihm folgen wollte, sagte die Mutter, sie habe noch etwas mit ihm zu reden. Sie führte ihn ins Kanzley zurück und sagte, gerade auf das Ziel losgehend: „Du bist gestern Abend bei der Annemarie gewesen!" — Darauf war Ludwig nicht gefaßt. Er verlor etwas die Farbe und stammelte: „Wie sollt' ich!" — Aber die Mutter fiel ihm in die Rede: „Leugn' es nicht, ich hab' mit meinen eigenen Ohren gehört, was du ihr gesagt hast!" — Und indem sie ihn mit bekümmert erzürntem Blick ansah, fuhr sie fort: „Es hilft also kein Reden an dir, du willst dich mit Gewalt ins Geschrei bringen — und ein unerfahrenes Mädchen durchaus unglücklich machen!"

Bei diesem Vorwurf sammelte sich der Betroffene wieder. Er erwiderte: „Wer sagt das? Ich hab's ganz anders mit ihr im Sinn!" — „Wie soll ich das verstehen?" — „Wenn ich sie nun heirathen wollte?" — Die Mutter, auf eine solche Rede gefaßt, zuckte die Achseln und sagte: „Du bist nicht gescheit!" — Ludwig aber versetzte mit Ernst: „Ich weiß es, mit keiner würd' ich so glücklich leben wie mit der Annemarie. Grade die gefällt mir, und sonst keine andere!"

Die Augen der Angerbäurin funkelten. „Wie!“ rief sie aus, „das unterstehst du dich mir zu sagen, — du, der du mit der Ev’ so gut wie versprochen bist?“ — „Davon weiß ich nichts“, sagte Ludwig. — „So, davon weißt du nichts? — Nun merk’ auf, was ich dir sag’: wenn du von diesen dummen Gedanken vor deinem Vater nur ein Wörtchen merken läßt, so bringt er dich um! Das ist der Rechte, sich von einem Kind so etwas gefallen zu lassen!“

Der Sohn erkannte das Gewicht dieser Worte und schwieg. Dann sagte er in traurigem Ton: „Ich hätt’ gedacht, du zum wenigsten würdest nicht so hart gegen mich sein und dich meiner annehmen gegen ihn.“ — „So“, rief die Mutter, „auf mich hast du dich verlassen? Du kennst mich also noch nicht, wie es scheint. Ich sag’ dir’s jetzt ein für allemal: nie werd’ ich zu einer solchen Heirath meine Einwilligung geben! Ich will nicht, daß mein Sohn durch seinen Unverstand sich unglücklich macht und der ganzen Freundschaft einen Schimpf anthut! Wenn du nicht von diesem Augenblick an das Caressiren mit dem Mädchen aufgibst, sag’ ich’s deinem Vater und du wirst sehen, was dann geschieht! — So, jetzt kennst du meine Meinung und kannst dich danach richten!“ — Nach diesen Worten verließ sie die Stube, indem sie die Thür um ein Gutes unsanfter zumachte als gewöhnlich.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Widerstand, den wir auf dem Wege zu einem ersehnten Ziele erfahren,

unsern Eifer und Muth, dahin zu gelangen, oft nur steigert. Zuweilen bewirkt er aber das Gegentheil: er führt zu einer Erwägung, in der uns das Ziel als ein unerreichbares erscheint, sodaß wir uns, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Rückgang entschließen.

Die menschliche Seele ist ein eigen Ding. Namentlich sind die weichern für die Eindrücke des Entgegengesetzten empfänglich, und wenn sie eine Zeit lang sich ausschließlich nach einer Seite gewendet haben, so werden sie dadurch nur um so offener gegen die andere. Dies sollte nun auch Ludwig erfahren. So erzürnt war seine Mutter nie gewesen, so heftig hatte sie nie gegen ihn gesprochen. Er fühlte aufs tiefste, daß er sie nicht zum Nachgeben bewegen würde; — und wie sollt' ihm das erst bei seinem Vater gelingen!

Die Gründe, aus denen beide gegen eine solche Verbindung sein mußten, stellten sich ihm dar, und er war so sehr Bauer und Sohn seiner Aeltern, daß er ihre Vernünftigkeit nicht bestreiten konnte. Annemarie war die Tochter und Verwandte von Söldnersleuten, d. h. sie gehörte einem Stande an, über dem sich der Bauer ebenfalls ebenso erhaben fühlt wie der Adeliche über dem Bürgerlichen. Der Bauer hat einen Hof mit Haus und Stadel und zusammengehörigen Feldgütern, er besitzt Rosse und Rindvieh in gehöriger Anzahl und hält sich Knechte und Mägde. Der Söldner hat nur ein Haus, wenige Grundstücke, kein Roß, höchstens einiges

Vieh. Um sich besser durchzubringen, lernt er ein Handwerk und hilft dem Bauer bei der Ernte, wodurch geringere Söldnerfamilien zu gewissen Höfen in eine Art von Clientenverhältniß kommen. Daß der Bauer sich nun als zu einer höhern Menschengattung gehörig ansieht, ist beinahe so natürlich als das Bewußtsein des Aristokraten gegenüber dem Bürgerlichen. Das Vermögen übt freilich auch hier eine ausgleichende Macht, und wenn der Söldner empor, der Bauer heruntergekommen ist, so wird die Verbindung der Familien wieder möglich. Aber auch so kann sich der traditionelle Stolz noch wehren, und mir ist ein Fall bekannt, wo ein verschuldeter alter Bauer nur mit größter Mühe zu bewegen war, seinen Sohn eine wohlhabende Söldnerstöchter heirathen zu lassen, indem er den Verwandten, die sie herausstrichen, immer wieder antwortete: „Es ist doch keine Bauerntochter!“ — Bei Ludwig und Annemarie kam zu diesem Misverhältniß noch der große Unterschied des Vermögens, da sie kaum den achten Theil desjenigen besaß, was er nur vorläufig mitbekommen sollte; endlich die Anknüpfung mit Eva. — Der Kopf des jungen Menschen brannte, nachdem er alles überlegt hatte, und an seine Aeltern denkend rief er mit Verzweiflung aus: „Sie thun's nicht, sie thun's nicht!“

Das Bild des Mädchens stand so schön und lieb vor seiner Seele wie jemals. Er hatte ihr gestanden, wie gern er sie habe, hatte ihr gesagt, sie solle ihm

vertrauen, und er wolle nicht von ihr lassen. Aber wenn seine Aeltern ihre Einwilligung verweigerten, so machte er Annemarie nur unglücklich — und durfte er das? Ein förmliches Versprechen hatte er ihr nicht gegeben. Bisjetzt war es eben ein Liebeshandel, wie es so manchen gibt in der Welt, ohne daß es zum Heirathen kommt; ein Liebeshandel, wo man gar vieles spricht, was man nicht halten kann, ja nicht einmal darf. Andere hatten ganz andere Verpflichtungen gehabt, als er gegen Annemarie, und doch zuletzt ihresgleichen geheirathet. Auf der andern Seite — war es denn gewiß, daß Annemarie die Sache so schwer aufnahm? Vielleicht tröstete sie sich bald, heirathete einen andern und wurde glücklich. Wenn das Herz Ludwig's diesen Gedanken widersprach, so mußte er sie sich doch machen, und sie thaten ihre Wirkung.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er hatte mit Annemarie eine neue Zusammenkunft verabredet, und er durfte sich nicht einfinden, wenn er sich nicht entschieden hatte, seinen Aeltern zu trotzen. Als er nochmals alles hin und her überlegte, siegte zuletzt die Macht der äußern Verhältnisse; der Verstand und die Einschüchterungen gewannen die Oberhand, die Liebe und die Leidenschaft gaben sich gefangen. — Er wollte zum wenigsten versuchen, ob er ohne Annemarie leben könnte. Wenn's ging, so wollte er in Gottes Namen seinen Aeltern folgen.

Er kam nicht zum Stelldichein. Als er Annemarie einen Tag später mit Regine begegnete, sagte er förmlich „Guten Tag“ und ging vorüber. Das Mädchen war etwas „verhofft“ und sah ihm nach mit fragender Miene; aber sie entschuldigte beides. Zu der Bestellung hatte er nicht kommen können und vor der Regine wollte er sich nicht verrathen. Wie er nun aber mehrere Tage nichts von sich hören ließ, und endlich, als sie allein mit ihm zusammentraf, auch nur mit gewöhnlichem Gruß und dazu noch sichtlich verlegen an ihr vorüberging, da erkannte sie ihr Geschick. „So“, sagte sie, indem ihr Herz zu klopfen begann, „so ist's gemeint?“ Sie sah ihm nach und bemerkte, wie er schneller ging, gleichsam um aus ihrem Bereich zu kommen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Das ist der Mensch, der zu mir gesagt hat, daß ich ihm das Liebste wäre auf der Welt! So hält er Wort! O, ich hätt' mir's denken sollen!“ Sie ging ins Haus zurück und eilte in ihre Kammer hinauf. Ihre Thränen strömten, sie sah mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und der bittersten Kränkung vor sich hin. Dann sagte sie: „Es geschieht mir aber ganz recht, daß es so gekommen ist! Warum bin ich so einfältig gewesen und hab' ihm geglaubt? Warum hab' ich mir eingebildet, ich wär' auch etwas werth? — O, wie dumm!“ setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu. „Als ob diese Leute von ihrem Stolz lassen könnten! Als ob wir ihnen zu was anderm recht wären als zum

Spielen! Ja, ganz recht geschieht's mir, grad' so hat' s kommen müssen!"

Regine kam die Treppe herauf und öffnete die Thür. Annemarie bemühte sich nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Die Freundin sah sie mitleidig an und sagte: „Ich weiß, warum du weinst. Ja, ja, 's ist so. Beim Angerbauer hat's was gegeben. Der Alte und der Junge sind hintereinander gekommen, und Ludwig muß die Ev' heirathen."

„Muß er?" sagte Annemarie, die bei ihrem ruhigen Wesen doch heroischer war als Ludwig, und unter umgekehrten Verhältnissen sich standhafter gezeigt hätte. — „Ja freilich muß er, wenn sein Vater will", erwiderte Regine. — „Nun", versetzte die Gekränkte mit Stolz, „wenn er mich lassen kann, dann kann ich ihn auch lassen!" Sie trocknete ihre Thränen und ging mit der Freundin hinunter, um sie aufs Feld zu begleiten.

Von da an erschien Annemarie vor andern gefaßt, ohne den Zustand ihres Herzens verbergen zu wollen. Die Freude des Lebens war ihr genommen, und sie wollte nicht thun, als ob's anders wäre. Ihr Gesicht verlor nach und nach die blühende Farbe, bekam aber dafür einen eigenen feierlichen Ausdruck, und ihre braunen Augen erhielten einen Glanz, der selbst dem alten Bäcker auffiel, sodaß er den Kopf schüttelte und für sich murmelte: „Es ist schade, jammerschade; aber ich kann ihr nicht helfen!" Ihr Schicksal, wie man es erkannte

oder errieth, flößte den Leuten Achtung ein. Selbst diejenigen, die im Dorfe wegen eines „bösen Mauls“ berufen waren, unterstanden sich nicht, in ihrer Gegenwart Anspielungen zu machen, und kein junger Mensch fand in sich den Muth, ihr schön zu thun und ihr für den erlittenen Verlust einen Ersatz anzubieten.

Ludwig setzte unterdessen den Versuch, ohne Annemarie zu leben, fort. Er hatte zum dritten mal gewagt, sie zu grüßen; aber sie war mit einem Ausdruck von gekränkter Würde an ihm vorübergeschritten, daß er es fortan unterließ. Wenn er nun bei einer unvermeidlichen Begegnung ihre Wangen sich färben und ihr Auge glänzen sah, dachte er wol: sie würde nicht so bös sein (freilich nicht der rechte Ausdruck für das Gefühl des Mädchens), wenn sie wüßte, wie hart es mich ankommt! — Sein Leben wurde sehr einförmig. Er ging zu Hause und auf dem Felde still seiner Arbeit nach und machte Sonntags, anstatt mit Kameraden fröhlich zu sein, einsame Spaziergänge. Auf einem derselben sagte er zu sich: „Leben kann ich wol ohne sie, das hab' ich nun gesehen; aber was ist das für ein Leben!“ Er schüttelte den Kopf und ging traurig nach Hause.

Am dritten Sonntag nöthigte ihn seine Mutter, mit ihr einen Besuch beim Vetter Kirchbauer zu machen. Sie sah, daß Ludwig ihr und dem Vater ein Opfer brachte und daß es dem armen Menschen schwer wurde; sie war daher auf dem Wege besonders gut gegen ihn und gab

sich große Mühe, ihn zu erheitern, indem sie ihm vormalte, welch einen Herrn er als Mann der Eva spielen könne, wo er schon zum Anfang einen schuldenfreien Hof und Geld am Zins haben würde.

Die Kirchbauersleute hatten natürlich von der Geschichte mit Annemarie gehört. Eva konnte bei der Begrüßung sich nicht enthalten, eine spöttische Miene zu weisen und gegen denjenigen, der einen solchen Streich machen konnte, eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen. Indessen, der Sünder hatte eine Eigenschaft, die mit Nothwendigkeit Vergebung forderte: er war der Sohn reicher Leute.

Man faßte die Sache von der heitern Seite auf. Als man beim Kaffee saß, versuchte Eva scherzhafte Anspielungen zu machen, die ziemlich plump herauskamen, und der arme Ludwig mußte nun seine Liebe verleugnen und erklären, daß ja an der ganzen Sache nichts sei, daß er was ganz anderes im Sinn habe u. s. w. Er strengte sich offenbar an und wollte sich zwingen, Eva liebzugewinnen. Die Folge war, daß ihm die große Person, die seinem Herzen bisher gleichgültig war, zuwider wurde. Auf dem Heimweg sprach die Mutter davon, die Sache nun bald richtig zu machen. Ludwig bemerkte: „Mit der Zeit wird sich alles geben; aber jetzt, ich bitte dich, laß mich in Ruh und treib' nicht an mir!" Die Angerbäuerin fühlte, daß sie still sein müsse.

Die zweite Hälfte des Juni war herbeigekommen und

mit ihr die Nördlinger Messe. Diese dauert vierzehn Tage und ist ein Fest für das ganze Ries. Die ländlichen Hausfrauen kaufen sich auf ihr den Bedarf an Kleidungsstoffen, Hausgeräthen und Spielzeug, und an manchem Tage sieht man auf den Hauptplätzen mehr Bauern als Städter. Namentlich ist dies bei den Hafnern der Fall, wo die klugen Bäuerinnen durch wiederholtes Klopfen die Güte der Geschirre prüfen und an großen und kleinen ein Gemisch von Tönen hervorbringen, daß man ein wahres Concert zu hören glaubt. Hat man gehörig eingekauft, so erquickt man sich an den berühmten nördlinger Brat- oder geräucherten Groschenwürsten, trinkt Bier dazu oder gar ein Schöppchen Wein, und wandert in der Dämmerung, trotz des gefüllten, wachstuchbezogenen „Donaugretzens", den man zu tragen hat, vergnügt nach Hause. Die Sonntage sind für die „Ledigen", die namentlich am zweiten, der ebendeswegen der „Bauernsonntag" heißt, von allen Dörfern nach Nördlingen strömen, um in verschiedenen Wirthshäusern der Lustbarkeit nachzugehen.

Ludwig hatte acht Tage vergehen lassen, ohne sich um die Messe zu kümmern. Sein melancholisches Aussehen machte die Mutter besorgt und selbst den Alten bedenklich. Als er gar am Bauernsonntag keine Anstalt machte in die Stadt zu gehen, da hielt sich die Mutter nicht länger. Sie nahm eine kleine Rücksprache mit dem Vater, dann ging sie zu dem Sohn, der in seiner Kam-

mer war, und redete ihm mit mütterlichem Ernst ins Gewissen: was denn das wäre, daß er gar nicht mehr unter die Leute gehen wolle? Wenn andere ledige Bursche sich lustig machten, sitze er da und sinnire; ob das eine Art sei für einen jungen Menschen? „Da", fuhr sie fort, indem sie einen Beutel voll Kronenthaler aus der Tasche zog, „da nimm, geh nach Nördlingen, mach' dir einen vergnügten Tag und laß etwas draufgehen! Du weißt ja, wir haben's!" Ludwig, den Beutel in Empfang nehmend, sagte mit trübem Lächeln: „Nun gut, Mutter, ich will dir folgen." Das Gesicht der Angerbäuerin erheiterte sich. Sie wußte, daß Eva in der Stadt sein würde, und hoffte, daß die beiden jungen Leute sich treffen, miteinander tanzen und sich vollends verständigen würden.

Ludwig kleidete sich trotz seiner Melancholie festlich an, wie sich gebührte, und schlug nach der Stadt einen weitern und weniger begangenen Fußweg ein, der durch Getreidefelder und Wiesen führte. Der Tag war ausnehmend schön und klar. Die Nachmittagssonne schien warm vom Himmel, aber ein frisches Lüftchen, das von Osten kam, milderte ihre Wirkung. Still, zuweilen ein rührendes Lied summend, wanderte Ludwig den heimlichen Gang durch das hochgewachsene Korn. Als er auf die Wiese heraustrat und die Augen aufschlug, bot sich ihm ein höchst erfreulicher Anblick. Etwa noch eine halbe Stunde entfernt lag die Stadt Nördlingen da, von

grünenden Gärten umgeben. Der von grauen Quadern erbaute Thurm der Sanct-Georgenkirche — einer der höchsten und stattlichsten in Deutschland — erhob sich in dem klaren sommerlichen Duft freundlich über die Häuser und bildete mit ihnen ein Ganzes, dem man die Eigenschaften der Solidität und Wohlhäbigkeit von weitem ansah. Und rechts und links, auf Straßen und Feldwegen, zu Wagen und zu Fuß erblickte man geputzte Leute in ländlicher oder städtischer Tracht, welche dem einen Punkte zustrebten. Die Landschaft trug vielleicht ebenjetzt ihr farbenschönstes Kleid. Ueberallhin wogende Getreidefelder in mannichfacher Abstufung des Grüns und Wiesen mit Blumen geziert, besonders mit der weißen „Meßblume", die den Rieserinnen dazu dient, das „Er liebt mich von Herzen" u. s. w. vorzunehmen, und die, in größerer Anzahl darüber verbreitet, den Gründen einen besonders heitern Charakter gibt.

Auf Ludwig machte das alles freilich nur traumhafte Eindrücke. Seine Seele lebte in sich selber. Er war in einer Stimmung, wo man traurig ist, aber sich nicht ganz unglücklich fühlt, wo man zugleich mit der Trauer eine Lust der Ergebung empfindet, die alles Schmerzliche in gemildertem Lichte sehen läßt. In dem Menschenherzen sind wunderbare Quellen des Trostes, die sich aber nur öffnen, wenn es bedrückt wird. Dann erhebt sich eine Kraft in ihm, die in sanfter Strömung Linderung bietet, und die, wenn sie die frühern Hoffnungen

nicht mehr beleben kann, doch wenigstens ihr Grab verschönt. — Als Ludwig die Erfahrungen der letzten Zeit an seiner erweichten Seele vorüberziehen ließ, regte sich leise und leise sogar die Hoffnung wieder. Die Sehnsucht erblickte in weiter Ferne Bilder des Glücks, und das junge Herz fand ihre Verwirklichung nicht mehr so ganz unmöglich.

In der Stadt angekommen, ohne recht zu wissen wie, ging er zuerst auf den Markt beim Rathhaus und hatte dort kurze Ansprachen mit verschiedenen Kameraden. Dann trieb er sich in bunter Menschenwoge bei den Meßständen umher und kaufte einiges zu Geschenken. Als er müde war, suchte er den Goldenen Ochsen auf, wo die jungen Leute seines Dorfes einzukehren pflegten. Fröhliche Musik erschallte von den Fenstern des ersten Stocks. Er fühlte keine Neigung, sich unter die Jugend zu mischen, trat in die untere Stube, ließ sich einen Krug Bier geben und setzte sich in eine Ecke. Nach und nach regten die wohlbekannten Töne des Horns und der Clarinette doch eine Neugierde in ihm an, und er ging in den Saal hinauf, um dem Tanze zuzusehen.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Hans, der sich mit Regine im Tanz drehte. Sein Herz klopfte; er spähte im ganzen Saal umher, um die zu erblicken, die er liebte. Endlich sah er sie in einer Ecke stehen, den Blick auf die Tanzenden gerichtet, die Gedanken aber sichtlich anderswo.

Das Hiersein des verlassenen Mädchens war dadurch veranlaßt, daß Hans erklärter Hochzeiter der Regine geworden war. Als solcher wollte er die Geliebte zur Messe führen, aber diese, die das arme Kind gern wieder bei einem Vergnügen gehabt hätte, erklärte, sie gehe nicht ohne Annemarie. Das gute Mädchen, wenn sie kein Störenfried sein wollte, mußte dem Paar Gesellschaft leisten.

Ludwig blieb wie angewurzelt stehen und betrachtete sie, ohne von ihr gesehen zu werden, in erschreckter Freude. Ihr Gesicht war nicht nur bläßer, sondern auch etwas schmaler geworden; aber wie schön und fein war es! Die Trennung von ihm machte ihr mehr Herzeleid als ihm selber, das mußte er sehen! Sie hatte ihn nicht vergessen, sie hing treu an ihm, sie grämte sich! Reue, Mitleid, Liebe, Bewunderung stürmten auf ihn ein, seine Wangen glühten, ein unendliches Verlangen ergriff ihn, mit der Geliebten zu reden. Plötzlich faßte er einen Entschluß. Er ging auf sie zu und fragte: ob es nicht erlaubt wäre mit ihr zu tanzen.

Das Mädchen schrak zusammen und starrte ihn an. Sie zog die Hand, die er ergriffen hatte und die in der seinen bebte, zurück, aber er ließ sie nicht los. Mit dem herzlichsten Tone sagte er: „Ich bitte dich, Annemarie!“ und sah sie mit einem Blick so voll Liebe, Reue und Ergebung an, daß die Kraft zum Widerstand ihr

versagte. Erröthend, zitternd, in tiefster Verwirrung ließ sie sich von ihm zum Tanze führen.

Was soll ich weiter sagen? Ludwig fand Gelegenheit, sich gegen Annemarie über alles auszusprechen: wie Vater und Mutter drohend von ihm verlangt, von ihr zu lassen, wie er versucht habe, ihnen zu folgen, wie es ihm aber unmöglich sei, da er keine andere liebhaben könne als sie. Er wolle nun mit seinem Vater sprechen, gleich morgen. Sie müsse sein Weib werden, geh' es wie es wolle. Er verspreche es ihr hoch und heilig, und so wahr ein Gott im Himmel sei, er werde sein Versprechen halten.

Annemarie glaubte ihm: sie fühlte, wie jedes Wort von Herzen kam. Sie verzieh ihm das Vergangene, da sie einsah, welch einen schweren Stand er hatte; sie bewunderte und theilte seinen Muth. Was fragte sie nach der Welt? Er gehörte ihr wieder, ihr Leben, ihr einziges Glück! — Sie glänzte in seliger Schönheit. Die Freude hatte ihre Wangen nicht nur wieder geröthet, sondern schien sie auch plötzlich runder gemacht zu haben. Ludwig hatte sie nie so hold gesehen.

Die jungen Herzen erhob ein Gefühl, das sie vorher nie in dieser Stärke gekannt hatten: der Heldenmuth der Liebe. Sie sahen, was ihnen drohte, aber sie empfanden keine Bangigkeit. Die Kämpfe, die ihrer harrten, waren ihnen beinahe lieb; denn sie w o l l t e n sich bewähren, sie wollten zeigen, was wahre Liebe vermöge,

und daß man einer solchen nichts anhaben könne. Es war ein Schwung in ihren Seelen, daß ihnen nichts unmöglich erschien. Mögen sie nur kommen, mögen sie nur reden, dachten sie, wir wollen sehen, wer das Feld behauptet! — Mit dem Glück leuchtete nun auch dieses heroische Gefühl aus den Gesichtern und gab ihnen einen eigenen rührenden Ausdruck. Wer sie sah, der wußte, daß sie einig waren und daß man sie nicht mehr auseinanderbringen würde. Die einen schüttelten den Kopf, andere dagegen nahmen frohen Antheil. Ein stattlicher Bursche ging auf das Paar zu, klopfte Ludwig auf die Schulter und sagte: „Brav so! Laß dich nicht irremachen, der Alte muß nachgeben!“ — „Ja, Bruderherz“, erwiderte der Entschlossene, „das muß er, ich kann ihm nicht helfen!“

Ludwig führte sich nun gerade am schönsten auf, er strampfte am geschicktesten nach dem Takt vor seiner Tänzerin, er sang Lieder vor, die sich auf ihr Verhältniß bezogen, darunter einige, die er selber gemacht hatte — er zog die allgemeine Bewunderung auf sich.

Nachdem sie genug getanzt hatten, nahmen die befreundeten Paare in einer kleinen Stube Platz und setzten sich zum reichlichen Mahle. Ludwig folgte seiner Mutter: er ließ etwas draufgehen, und mehrere von den schönen Kronenthalern, die er erhalten hatte, um damit vor Eva zu prangen, blieben im Goldenen Ochsen. Gegen elf Uhr machten sie sich auf den Heimweg. Ludwig führte

die Geliebte und Regine hielt Hans mit Fleiß etwas zurück, damit die beiden sich recht ausreden konnten. Die Nacht war so schön wie der Tag; der Mond, beinahe voll, schien hell ins Land, und silberne Nebel zogen sich über die Wiesgründe hin. So wanderten die Glücklichen in dem Feldweg fort, sich wieder und wieder betheuernd, wie lieb sie sich hätten, wie glücklich sie seien und wie sie sich treu bleiben wollten bis in den Tod. Vor dem Hause des Bäckers nahmen sie Abschied, und nochmals sagte Ludwig an dem Halse der Geliebten: „Verlaß dich auf mich!“

Den andern Morgen ersah Ludwig seine Zeit und ging entschlossen in die Stube, wo seine Aeltern allein waren. Er trat vor seinen Vater und sagte: „Ich hab' etwas mit dir zu reden.“ Der Alte machte ein grimmiges Gesicht, welches zeigte, daß ihm von dem gestrigen Thun des Sohnes bereits etwas zu Ohren gekommen war. „Das trifft sich gut“, erwiderte er, „ich hab' auch etwas mit dir zu reden.“ Und indem er ihn mit verachtenden Blicken maß, fuhr er fort: „Nun sag' mir, was ich mit dir anfangen soll! Du hast also wirklich alle Scham verloren? Während ich und deine Mutter glauben, daß du bei Leuten bist, die dir Ehre machen, verbankettirst du dein Geld mit einer —“

„Schimpf' nicht!“ fiel ihm Ludwig in die Rede; „die Annemarie ist das bravste und ordentlichste Mädchen!

Und weil's doch heraus muß, so sag' ich dir jetzt: die und keine andere wird mein Weib! Ich hab' euch folgen wollen, ich hab' mir die größte Müh' gegeben; aber es geht nicht — ich kann ohne die Annemarie nicht leben! Und ich hab' ihr's gestern gesagt, und sie hat mir's gesagt, und wir haben uns versprochen vor Gott im Himmel, daß wir uns treu bleiben wollen, und wir halten unser Wort!"

Der Alte war erstarrt. Er hatte in der Geschichte auch jetzt noch nichts als eine ärgerliche Liebelei gesehen und fürchtete im schlimmsten Fall einen Ausgang, der den Buben ins Geschrei bringen und die Heirath mit Eva verderben konnte. Daß sein Sohn, der Sohn des Angerbauers, daran denken könnte, ein Mädchen wie Annemarie zum Weibe zu verlangen, das hätte er sich nicht im Traum einfallen lassen. Er sah ihn ordentlich erschreckt an, wie einen plötzlich Tollgewordenen, und brachte mit Mühe die Worte heraus: „Was — willst du thun?" Ludwig erwiderte mit entschlossenem und zugleich bittendem Tone: „Ich will die Annemarie heirathen, ich kann nicht anders, Vater!"

Der Angerbauer zuckte und seine Faust ballte sich. Noch hielt er die Wuth, die in ihm aufkochte, zurück, aber mit solcher Anstrengung, daß seine Glieder zitterten. Er fragte: „Wovon wollt ihr denn leben?" Ludwig versetzte: „Die Annemarie ist nicht so arm, sie hat auch etwas, beinahe tausend Gulden, und mit dem, was ich

kriege —“ — „So?“ sagte der Alte, „wer gibt dir denn etwas?“ — „Nun“, versetzte Ludwig, „du würdest mir doch —“ —

Der Alte lachte mit bitterm Hohn. „Wie!“ sagte er, „bildest du dir ein, daß ich Geld ausgebe, um eine solche Söhnerin zu bekommen? Bist du von Sinnen? Nicht einen Heller bekommst du von mir!“

„Laß ab, Ludwig!“ rief die Mutter, die geängstet zur Seite gestanden hatte, „laß ab, um Gottes willen! Er thut's nicht, er kann's nicht thun! Hast du denn allen Verstand verloren?“ — „Nein“, versetzte Ludwig fest, „ich hab' meinen Verstand noch ganz, und ich laß nicht ab, denn ich hab's wohl überlegt, was ich thu'. Die Annemarie wird mein Weib, mag geschehen was da will — das ist meine letzte Rede!“

Nun war die Kraft, mit welcher der Angerbauer den Ausbruch seiner Wuth niedergehalten hatte, zu Ende. „Wie!“ schrie er den kecken Sohn an, „du unterstehst dich, mir zu trotzen? So weit treibst du die Unverschämtheit? Du nichtsnutziger Bursche! Du frecher Bube! Heirathen willst du sie? Eine Bettlerin? Du Dummkopf! Siehst du nicht, daß die schlechte Person nur nach deinem Geld angelt?“

Ludwig hatte die Schmähungen, die ihn betrafen, ruhig über sich ergehen lassen; aber bei den letzten Worten fuhr er auf. „Die Annemarie ist das rechtschaffenste Mädchen unter der Sonne! Wer anders sagt, ist ein

Lügner!“ — Der Alte erhob den Arm und that einen Schritt gegen den rebellischen Sohn, um ihn niederzuschmettern; aber die Mutter fuhr dazwischen. „Ums Himmels willen“, rief sie dem Rasenden zu, „thu' das nicht! Siehst du nicht die Leute, die draußen stehen?“ Der Vater ließ den Arm sinken, aber nur um den Sohn desto grimmiger mit Worten zu treffen.

Ich verzichte darauf, diese Scene weiter zu schildern. Der Zorn ist eine Art von Wahnsinn. Hat er einmal die Dämme der Vernunft und der Sitte durchbrochen, dann kennt sein Wüthen keine Grenzen mehr. Er will den Gegner vernichten und greift darum zu den gröbsten Schmähungen, weil sie die tödlichsten sind. Der Zornige kann mit dem ehrlichsten Ingrimm und mit der wahrsten Empfindung Dinge sagen, deren Ungerechtigkeit er bei ruhigem Blute besser einsehen würde als irgendein anderer. Nur die Ungerechtigkeit kann ihm genugthun, er lebt von ihr, er schwelgt in ihr. Die Worte, die dem Angerbauer angreifend und dem Sohne abwehrend an diesem Morgen noch in den Mund kamen, würden in dieser Darstellung keinen Platz finden. Noch einmal ging der Alte auf Ludwig los, um ihn niederzuschlagen; noch einmal trat die Mutter dazwischen und hielt ihm den Arm. Endlich rief er mit schäumendem Munde: „Fort, fort! Aus meinem Hause! Du bist mein Sohn nicht mehr! Fort!“ Und Ludwig versetzte: „Sorg' nicht, ich geh', und nie wirst du mich wiedersehen!“ Er öffnete

die Thür und ging hinaus. Die Mutter wollte ihm nach, aber der Angerbauer hielt sie mit eisernem Arm. „Laß ihn, er soll fort und mir nie wieder unters Angesicht kommen!"

In einer Art von heroischer Trunkenheit ging Ludwig in seine Kammer, packte die nothwendigsten Kleidungsstücke in ein Tuch und wanderte mit dem Bündel durch den Garten aufs Feld hinaus. Es war ihm ordentlich wohl zu Muthe. Er wollte sich an seinem Vater rächen, und er wußte, wie er das konnte. Gestern hatte er zufällig gehört, daß ein weitläufiger Anverwandter im untern Ries einen Knecht brauche. Zu dem wollte er gehen und sich bei ihm verdingen. Er wollte als Knecht dienen, zur Schande seines reichen Vaters, und so lange aushalten, bis dieser ihn selber bäte, wieder zu ihm zu kommen und — Annemarie zu heirathen. Dieser wollte er schreiben, ihr ausführlich berichten, wie tapfer er sich gehalten und dadurch gewiß alles wieder gut gemacht habe. Er fühlte sich recht als Mann und war mit sich und beinahe auch mit seinem Schicksal zufrieden.

Das Dorf, in welches er zu wandern gedachte, war etwa drei Stunden entfernt. Auf dem Feldwege, den er zunächst einschlug, begegneten ihm mehrere Leute, die ihn verwundert anschauten, zuletzt auch sein Bruder Andres, der ihn fragte, wo er hingehe. „Fort, in die weite Welt", rief ihm Ludwig zu. „Wie soll ich das verstehen?" fragte Andres. „Der Vater braucht mich nicht

mehr: geh heim und sag' ihm, wo du mich getroffen hast!" Und fort eilte er. Andres ging etwas rascher nach Hause, als er sonst gethan hätte, und richtete den Auftrag aus. Der Mutter traten aufs neue die Thränen in die Augen; der Alte aber rief: „Mag er laufen, wohin er will, der nichtsnutzige Bursche! Ich werde nicht nach ihm schicken!" Der ruhige Andres ging zur Mutter und sagte tröstend: „Er wird schon wiederkommen."

Nach einer heißen Wanderung langte Ludwig im Hofe des Vetters an. Er unterdrückte das Schamgefühl, das ihn anwandelte, und trat äußerlich entschlossen, aber doch mit der Schüchternheit eines Menschen, der sich anträgt, in die Stube. Der Bauer, ein gesundhagerer, sonnverbrannter Mann mit angehenden grauen Haaren, war allein da und rief auf den Gruß des Ankömmlings: „Ludwig! Sieh da! Was führt dich zu uns?" Auf das Bündel blickend, setzte er hinzu: „Bringst du mir etwas?" — „Kann sein", erwiderte Ludwig. „Ihr braucht einen Knecht?" — „Ja wohl. Weißt du mir einen?" — „Ich weiß einen." — „Nun?" — „Ich bin's selber." — „Du? Mach' keinen Spaß!" — „Ich mach' keinen Spaß, Vetter, sondern sag' Euch die reine Wahrheit." Und er erzählte ihm das Vorgefallene.

Um den Mund des Schmiedbauers (so hieß der Mann vom Hofe) spielte ein behaglich schadenfrohes Lächeln. Er war einer von denen, die sich für besonders gescheit halten und denen es höchst fatal ist, wenn sie

einen treffen, der noch mehr Verstand zu haben glaubt als sie. Diesen Verdruß hatte dem Schmiedbauer zu verschiedenen malen der Angerbauer gemacht, indem er ihm zu Nördlingen, wenn sie nach einer „guten Schranne“ beim Bier saßen, keine seiner kühnern Behauptungen durchgehen ließ und ihm hier und da sogar übers Maul fuhr. Den Sohn dieses stolzen und hoffärtigen Mannes nun als Knecht im Hause zu haben und dem Alten gelegentlich einmal vor den Leuten sagen zu können, wie er sich mache, war für ihn ein köstlicher Gedanke. Er beschloß Ludwig zu dingen. Zu seiner Beruhigung sagte er sich: „Wenn ich ihn nicht nehme, geht er vielleicht nach Augsburg, um sich als Hausknecht zu verdingen, oder unter die Soldaten, oder Gott weiß wohin, sodaß man ihn am Ende gar nicht mehr findet. Bei mir aber lebt er in der Nähe und kann am ersten wieder zur Vernunft gebracht werden.“

„Ei, ei, ei, ei!“ rief er endlich aus, indem er vergnügt den Kopf schüttelte, „was sind das für Sachen! — Nun“, fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich zusammennahm und die Miene des Vetters allmählich in die des Herrn übergehen ließ, „wenn du's nicht anders haben willst, so will ich dir nicht entgegen sein. Du sollst mein Handknecht werden und so viel Lohn haben wie der vorige. Aber Eins muß ich dir sagen: ich ding' dich nicht zum Spaß. Ich brauch' einen Knecht, der ordentlich schafft und nichts vor andern voraushaben

will." Ludwig versetzte etwas empfindlich: „Ich schaff' wie ein anderer und verlang' nichts als was mir gehört." — „Nun, mit dem Beding sind wir handelseins."

Michel, des Schmiedbauers einziger Sohn, ungefähr in gleichem Alter mit Ludwig, kam in die Stube und grüßte den Vetter überrascht und freundlich. „Was sagst du dazu", redete der Alte ihn heiter an, „daß Ludwig unser Handknecht wird?" — „Was nicht noch?" versetzte Michel ungläubig. Der Alte erklärte ihm den Handel, worauf der Haussohn den neuen Knecht mit einem schelmischen und selbstzufriedenen Lächeln betrachtete. Man sah ihm an, daß plötzlich das Gefühl des Höherstehenden in ihn gefahren war. Er eilte in die Küche, um seiner Schwester Madlene, welche seit dem Tode der Bäuerin die Wirthschaft führte, die Neuigkeit mitzutheilen. Als Madlene mit dem Nachmittagskaffee in die Stube trat, grüßte sie den Vetter nur obenhin und mit etwas verzogenem Mäulchen; sie konnte einen Burschen nicht begreifen, der wegen eines geringen Mädchens sich so herabzuwürdigen vermochte. Der Alte sagte zu Ludwig: „Setz' dich zu uns; heute kannst du noch mit uns Kaffee trinken. Später freilich —" — „Ich dank' schön", erwiderte Ludwig rasch, „mich dürstet's, ich trink' Wasser lieber." — „Das kannst du dir draußen am Brunnen selber pumpen", sagte der Alte, vergnügt über die Empfindlichkeit des jungen Burschen, „und trink soviel als dir schmeckt." — Die Familie setzte sich im Kanzley zum

Kaffee. Ludwig verließ die Stube, ging zum Brunnen, trank tüchtig und nahm sich vor, muthig auszuhalten und alles, was sein neuer Stand natürlicherweise Beschwerliches hatte, mit Geduld zu ertragen.

Nach zwei Tagen wurde an Annemarie von einem Hausirer ein Brief abgegeben, worin der Liebende berichtete, was uns bekannt ist. Der Schluß lautete: „Es geht mir hier recht gut. Ich muß tüchtig arbeiten, aber das ist mir lieb. Bleib mir nur treu wie ich dir, und alles was geschehen ist, wird zu unserm Glück sein.“

Das gute Mädchen hatte eine seltsam gemischte Empfindung. Die standhafte Treue, die Ludwig bewiesen, erfreute und rührte sie inniglich; aber der Gedanke, daß sie an der Uneinigkeit einer solchen Familie schuld sein sollte, fiel ihr schwer aufs Herz. Sie ergab sich für jetzt in ihr Geschick und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Himmel zwei so treu liebenden Herzen zuletzt doch aus ihrer Noth helfen werde.

Im Dorf hatte natürlich das Davongehen Ludwig's den größten Rumor gemacht, und die beiden Tage lang wurde in den Häusern und auf dem Felde, beim Bier und nachts auf der Gasse von nichts anderm gesprochen. Alle, die gegen die Familie des Angerbauers etwas hatten oder sie beneideten, thaten sich von Herzen gütlich und sorgten dafür, daß die Geschichte mit gehörigen Zusätzen weiter verbreitet wurde.

Unser junger Freund Theodor brachte die Nachricht

mit einem gewissen Selbstbewußtsein dem Großvater, indem er ausrief, „Hab' ich's nicht gesagt?" Der alte Pfarrer sah ihn freundlich an und sagte: „Ja, du bist ein ganzer Mann und großer Prophet!" Theodor machte ein etwas verdutztes Gesicht; seine Erwartung, ein mit seinen Gefühlen sympathisirendes „Schrecklich! was es doch für Menschen gibt" u. s. w. zu hören, war aufs neue getäuscht. Dieselbe Erfahrung machte er, als er die Kunde brachte, daß Ludwig sich als Knecht verdingt habe. „So?" sagte der alte Herr, „ist die Nachricht gewiß?" — „Ich habe sie von einem Hausirer, der Ludwig selber gesehen hat", erwiderte Theodor. Und ihn ansehend, fragte er: „Was soll nun geschehen? was willst du thun?" — „Wir wollen ihn dienen lassen", antwortete der Pfarrer und begab sich in seine Studirstube. Theodor sah ihm kopfschüttelnd nach; bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Großvater nicht begreifen.

Das Leben des Bauers hat dadurch einen besondern Reiz, daß seine Thätigkeit an das Leben der Natur gebunden ist und seine Arbeiten infolge davon sehr mannichfaltig sind. Im Frühling wird beim Singen der Lerchen das dampfende Feld gepflügt und besäet und auf den Wiesen die Streu — die rein gewaschenen Ueberbleibsel des Strohdüngers — zusammengerecht. Gemüse- und Baumgarten erhalten ihre Pflege. In den Sommer und

einen Theil des Herbstes fallen die Ernten des Heues, des Winter- und Sommerkorns, des Grummets (im Ries „Ohmad“ genannt), des Flachses, Hanfes, der „Erdbirn“, der Rüben und des Krautes, die alle gar verschiedene Fertigkeiten in Anspruch nehmen und insbesondere dem rüstigen Burschen Gelegenheit geben, sich als „Mahder“ (Mäher), Schnitter, Garbenbinder, Wagenlader und Pferdelenker auszuzeichnen. Die Einsammlung geschieht in fröhlicher Gesellschaft, die Familienglieder, Knechte und Mägde helfen zusammen und erleichtern sich die Arbeit durch lustige Reden; denn gewöhnlich fehlt in einem Hause weder ein humoristischer Bursche, der Spaß macht, noch eine gemüthlich einfältige oder unbewußt drollige Person, die ihm dazu den hauptsächlichsten Anlaß gibt. Die Hausfrau schickt zu rechter Zeit Speise und Trank aufs Feld und bewirthet die Arbeiter zum Schluß der großen Ernten festlich mit „Schneckennudeln“ oder „Küchlein“; mit den verschiedenen Arbeiten sind auch verschiedene herkömmliche Ergötzungen verbunden. Ackern und Pflanzen hat sich von Zeit zu Zeit wiederholt, bis zuletzt noch die Wintersaat bestellt wird. Der Herbst und der Winter bringen das Dreschen, für die Frauen und Mädchen das Spinnen, womit in wohlgeheizter, schneeumflogener Stube unter dem Hinzutritt unterhaltender Bursche die langen Abende ausgefüllt werden. Durch alle Jahreszeiten hindurch erfordert die Viehzucht, die Besorgung der Rosse, des Rind- und Federviehes, der

Schafe und der Schweine besondere Arbeiten und Geschicklichkeiten. Dann ist der Bauer auch Fuhrmann und Handelsmann. Er fährt in Waldungen (im Ries oft in ziemlich entfernte), um Holz zu holen, er fährt sein Korn zur Schranne, er fährt die Seinen, und für Geld oder gute Worte auch andere zu nähern und weitern Besuchen. Er verkauft, kauft und tauscht und verbringt auf Märkten, den Reiz der Handelschaft genießend, keine geringe Zeit. Er wird endlich verlockt und genöthigt, in verschiedene Künste zu pfuschen und sich mit allerlei Werkzeugen bei kleinen Verlegenheiten selber zu helfen.

Natürlich sind die Arbeiten ausgetheilt und an einen kommen nicht alle Arten; doch ist es nicht möglich, jeden einzelnen streng in seinem Kreise zu lassen, und immer bleibt für ihn noch eine Mannichfaltigkeit übrig, durch die er sich von dem Handwerker und zumal von dem Fabrikarbeiter zu seinem Vortheil unterscheidet. Auch der Knecht hat eine erfrischende Abwechselung von Beschäftigungen, und wenn er die hauptsächlichsten Arbeiten vom Ausbund versteht und ein „rechter Schaffer" ist, so kann er sich fühlen und genießt eines rühmlichen Namens.

Jede Existenz in der Welt hat indeß ihre Kehrseite. Unter den mannichfaltigen Geschäften sind solche, die weder sehr leicht noch sehr reinlich genannt werden können. In glühender Hitze Korn schneiden, ist eine Arbeit, ergötzlicher anzusehen als selber zu thun, indem das stets wiederholte Hinabkrümmen des Oberleibes zur Erde eine

sehr unbehagliche Empfindung im Rücken zur Folge hat. In kalter Winterzeit morgens um vier aufstehen und beim düstern Schein einer Laterne dreschen zu müssen, würde ebenfalls für viele nichts Einladendes haben. Den Acker zu bestellen, wenn es tüchtig geregnet hat, bringt mit der Mutter Erde in eine Berührung, die man weniger innig wünscht. Indem der Bauer die extremen Aeußerungen der Natur nicht so zu dämpfen vermag wie der Städter, und nicht auf gebahnte, sondern auf Wege gewiesen ist, die meist noch in ursprünglicher Schlechtigkeit vorhanden sind, kann er die Eigenthümlichkeit eines „wüsten Wetters“ von Grund aus genießen. In der Erntezeit gefällt sich die Natur zuweilen, den Fleißigen zu necken, indem sie die getrocknete Frucht durch einen gehörigen Regen netzt, um neues Umwenden nöthig zu machen, und dieses Manöver so lange wiederholt, bis zuletzt auch dem Gutmüthigsten der Geduldfaden reißt.

Wie jeder weiß, spielt die größte Rolle in der Landwirthschaft der Dünger oder Mist. Denselben in gehöriger Fülle und Fettigkeit zu erzeugen, ist die Hauptsorge des umsichtigen Bauers. Und wo dieser wundersam nährende Stoff hinkommt, da wächst das Gras, da blühen die Blumen, da grünt das Korn und sprießt in die Höhe — da steht die Poesie der Landwirthschaft vor unsern Augen. Kein Wunder, daß der Hofbesitzer mit besonderm Stolz auf seinen Misthaufen sieht und über diesen Gegenstand mit Begeisterung zu reden vermag.

Wenn aber die segensreichen Wirkungen dieses Stoffes jeder zugibt, so ist es doch weniger erfreulich, sich mit demselben unmittelbar zu befassen. Ihn auf einem dazu bestimmten Karren vom Stalle zum Haufen zu fördern, ihn, von Jauche getränkt, auf einen Wagen zu laden und festzupatschen, ihn auf Aecker und Wiesen zu führen und dort herumzubreiten, ist eine Arbeit, welche gern zu thun eine besondere Liebhaberei erforderlich ist.

Natürlich geht es hier wie überall. Die Berufspflicht und die Gewohnheit versöhnen mit Beschwerlichkeiten, die andern groß, ja unerträglich erscheinen. Wer es gewohnt ist, der singt und pfeift bei der genannten Arbeit und ist auf keine Weise davon belästigt, da sie, genau genommen, in der freien Landluft auch weniger Uebelstände mit sich führt, als Unkundige sich vorstellen mögen. Wer sie aber nicht gewohnt ist und sich überdies zu gut dafür hält, den muß sie sehr hart ankommen.

Die Geduld unsers verlorenen Sohnes wurde auf eine schwere Probe gestellt, als die mühseligen und für ihn demüthigenden Arbeiten nacheinander anrückten. Er hatte zwar alle Bauernarbeiten gelernt, die beschwerlichen und unreinlichen aber seinen Knechten überlassen, und für das, was die übrigen noch Lästiges mit sich führten, wurde der Liebling der Mutter reichlich entschädigt. Nun mußte er sich nicht nur zu einer jeden hergeben, er mußte sie, seiner eigenthümlichen Lage und seinem Versprechen

gemäß, auch mit besonderm Fleiß und Eifer verrichten und den andern mit gutem Beispiel vorangehen.

Dies war indeß nicht das Schlimmste. Als Handknecht stand er unter dem Befehl des Bauers und seiner zwei Kinder, in gewissem Sinn auch unter dem des Oberknechts. Dieser war zufällig ein brummiger Kerl und machte seine Rechte um so mehr geltend, als er beinahe das doppelte Alter Ludwig's hatte. Wenn es nun hieß: „Komm her! — thu' mir das! — hol' mir jenes!" so mußte der arme Bursche laufen, die Ausrufungen der Ungeduld anhören und Tadel hinnehmen, auch wo er ihn nicht verdiente, sondern wo der Befehlende nur zeigen wollte, daß er sich das Ausgeführte noch besser denken konnte. Seine Herkunft und seine Vetterschaft nützten ihm dabei gar nichts. Der Schmiedbauer hatte seinen Kindern den Plan mitgetheilt, den er in Bezug auf Ludwig befolgen wollte und der so sehr mit seiner Herzensneigung übereinstimmte; die würdigen Sprossen fanden ihn gut und handelten treulich danach, Michel, um sich einen übermüthigen Spaß zu machen, Madlene, um die Genossenschaft der Bauerntöchter an ihrem Beleidiger zu rächen. Der Oberknecht, der in frühern Diensten von reichen Bauern gehunzt worden war, benutzte die Gelegenheit, bei dem Sohn eines solchen es wieder hereinzubringen. Er that nicht nur soviel als er konnte, sondern mehr als er durfte, und Ludwig, der nicht rechten

wollte und überhaupt einmal in der Selbstverleugnung begriffen war, ließ sich möglichst viel gefallen.

Tief in der menschlichen Natur liegt der nicht sehr lobenswerthe Trieb, die Gutmüthigkeit zu necken, die Hülflosigkeit zu misbrauchen und dem, der den Schaden hat, auch noch den Spott in den Kauf zu geben. Sogar bessere Menschen können dem Reiz dazu nicht widerstehen, wenn der Schaden nicht zu arg ist und der Betroffene ihn zu verdienen scheint. Als Ludwig einmal den Roßstall säuberte und durch etliche Karrenfuhren den Dungerhaufen vergrößerte, kam eben Michel herbei. Er konnte sich nicht enthalten, lächelnd stehen zu bleiben und dem Burschen zuzurufen: „Du kannst ja misten, Ludwig, als ob du nie etwas anderes getrieben hättest!“ Dann ging er zum Stall, schaute hinein und rief aus: „Sapperment, hast du sauber gemacht! Du bist ein Handknecht, wie wir keinen bessern hätten kriegen können!“ Ludwig erröthete und schwieg; er fühlte, daß er den Spott entweder hinnehmen oder in einer Weise beantworten mußte, die zum Bruch führte. Michel trollte selbstzufrieden seiner Wege. Da er nicht sehr erfindsam war, so wiederholte er diese Anrede mit geringen Variationen auch bei andern Arbeiten, und sein Vater stand ihm mit ähnlichen Späßen bei, sodaß Ludwig sich mehrmals nur mit größter Mühe enthielt, den Spöttern ein paar tüchtige Ohrfeigen zu langen. Der Oberknecht brach die Gelegenheit vom Zaun, auf ein verzogenes Muttersöhnchen zu schelten

und dem Untergebenen zu sagen: mit ihm sei wenig ausgerichtet und er könnte nichts Besseres thun, als wieder zu seinem Vater heimgehen. Am unbarmherzigsten fuhr aber den Unglücklichen Madlene an, wenn er nach ihrer Meinung etwas nicht recht gemacht hatte. Sie zeigte offenbar den meisten Eifer, den Sünder zu bessern. Wenn dann Michel scherzend zu ihr sagte: „Hör' einmal, du machst's ihm doch zu arg", so wurde sie roth und erwiderte: „Was da! es gehört ihm nicht besser!"

Das Essen, das Ludwig erhielt, stand mit den Arbeiten, die er verrichten mußte, nicht im Verhältniß, oder wenn man will, es stand damit im Verhältniß; denn in der Regel bekommt ja doch gerade der, welcher die sauersten Arbeiten thun muß, die magerste oder wenigstens die gröbste Kost. Im Hause des Schmiedbauers, der sich keineswegs durch Freigebigkeit auszeichnete, erhielten die Ehehalten Wassersuppe, sehr einfach bereitete Gemüse in möglichst geringer Abwechselung, grobe Mehlspeisen und allenfalls Speck und Salzfleisch, das vor Alter grün und gelb geworden. Die andern, die es nicht besser gewohnt waren, verschluckten solche Kostbarkeiten mit stets lebhaftem Appetit, der Bauernsohn mußte sich aber, wie man zu sagen pflegt, „einen Zorn einbilden", um sie hinunterzubringen. Da seine Mutter sich besonders als Köchin auszeichnete, so war er mehr verwöhnt als andere seinesgleichen: Fleischbrühsuppe, gutes Ochsenfleisch, schmackhafte Gemüse, Eierspeisen und

an festlichen Tagen Braten, das war es, was er zu genießen pflegte. Nun mußte er die roheste Kost essen und dabei sehen, wie die Herrlichkeiten, die ihm die Mutter früher mit aufmunternden Worten vorgesetzt, von Madlene ins Kanzley getragen und dort unter fröhlichem Diskurs verspeist wurden.

In der ersten Zeit erduldete er alle diese Unbilden mit großer Standhaftigkeit. Vor allem hielt ihn sein Trotz oben und er dachte wirklich mit jenem Jungen, der aus Mangel an Handschuhen die Finger erfror: es geschieht meinem Vater ganz recht, warum hat er mich aus dem Hause getrieben! Viel mehr aber stärkte und erhob ihn die Liebe und das Bewußtsein, wie mannhaft er seine Treue bewähre und wie viel er um der Geliebten willen ertrage. Wenn sie mich jetzt sähe, dachte er, wie viel ich mir gefallen lasse um ihretwillen, ein Mensch wie ich bin, es würde ihr gewiß ans Herz gehen! Wenige Tage nach Absendung seines Briefes war von Annemarie eine Antwort gekommen, ein liebliches Echo seiner Gedanken und Versicherungen. Das Vorgefallene beklagend, sprach sie dem, der ihr Muth zugesprochen, wieder Muth zu und schloß mit der sichern Hoffnung auf eine endliche glückliche Wiedervereinigung. Ludwig freute sich innig, von der Geliebten zu hören, was er ihr selber geschrieben hatte. Er malte sich aus, wie es ihnen wol noch gehen und unter welchen glorreichen Umständen sie wieder zusammenkommen möchten; und solche Gedanken

machten ihn allerdings hie und da bei der Arbeit etwas zerstreut und ließen ihn kleine Fehlgriffe begehen, auf welche sich seine Tadler mit einigem Recht berufen konnten.

Wenn Ludwig mehr innerlichen Lebens fähig war als viele seinesgleichen, so war er doch kein Mann der Einbildungskraft von Profession und keineswegs bestimmt, sich durch bloße Vorstellungen über den Verlust reeller Güter zu trösten. Die Wirklichkeit riß ihn oft sehr grob aus seinen Träumen, diese verloren überhaupt nach und nach ihre Kraft, und er fühlte die Erniedrigung seiner Lage sowie die Klemme, in der er steckte, doppelt und dreifach. Im Hause des Schmiedbauers und im Dorfe fand er keinen Trost. Seinen Mitehehalten blieb er fremd. Ein dritter Knecht und die Mägde hatten ihn zuerst mit einer gewissen Rücksicht behandelt, weil sie glaubten, sein Vater werde bald kommen und ihn abholen. Als das aber nicht geschah und Ludwig still fortarbeitete, verlor sich ihr Respect; sie nahmen ihn für einen wirklichen verlorenen Sohn und für ihresgleichen. Wenn er gewollt hätte, so würde ihm sein „feines Gesicht" bei den Mägden gutes Spiel bereitet haben. Die ältere, eine passabel hübsche Dirne, glaubte, so viel wie eine Zimmermannstochter könne sie auch noch vorstellen, und schickte dem Traurigen theilnehmend süße Blicke zu; da er aber nicht in der gewünschten Art darauf antwortete, so erklärte sie ihn für einen Hansnarren und wurde

um so „schnötziger" gegen ihn. — Nicht viel besser erging es ihm mit den übrigen jungen Leuten des Dorfes. Es hätte sich unter ihnen wol ein Kamerad gefunden, wenn er ihn gesucht hätte. Allein eine stolze Scheu hielt ihn zurück und man ließ ihn gehen. Zuerst hatte sein Auftreten als Knecht ein mächtiges Gerede veranlaßt; man begaffte ihn, schüttelte den Kopf und einzelne erlaubten sich mit ihm zu scherzen und ihm zuzurufen, daß sein Dienen nicht lange dauern werde. Nach und nach gewöhnte man sich an seine Stellung und es kam ihm endlich vor, als ob die Leute sie ganz in der Ordnung fänden. Das ärgerte und verletzte ihn noch am meisten. Durch die Tagesarbeit tüchtig ermüdet, suchte er früh das Bett, gegen dessen Reinlichkeit er sonst sehr viel einzuwenden gehabt hätte, und wenn er nicht süß träumte, so schlief er wenigstens.

Als er in der vierten Woche seinen Zustand und sich selber ins Auge faßte, fand er den Geldbeutel leer, den einzigen Anzug, den er mitgenommen, abgerissen, seine Hände viel schwieliger und sein Gesicht viel verbrannter als vorher. Er mußte sich sagen, daß es doch seine großen Bedenken habe, mit seinen Aeltern zu brechen und sich ohne ihre Hülfe von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Es kam ihm vor, als ob er gegen den Vater vielleicht etwas weniger hitzig hätte sein können; allein diesen Gedanken verwarf er gleich wieder und sagte: „Nein, so hab' ich handeln müssen!"

Die Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, war unterdessen gewachsen. Er konnte ihr zuletzt nicht länger widerstehen und schrieb ein Briefchen, worin er Annemarie bat, am nächsten Sonntag Nachmittag um vier Uhr nach Nördlingen in einen vor dem Reimlinger Thor gelegenen Wirthsgarten zu kommen, er müsse sie wieder einmal sehen und mit ihr reden. Dann ging er zum Bauer und bat ihn um drei Gulden von seinem Lohn. Der Schmiedbauer benutzte die Gelegenheit, ihm zu bemerken, daß er sich doch besser gemacht habe, als er anfänglich geglaubt, und wenn er sich nur das viele Sinniren abgewöhnen könnte, so würde er mit der Zeit ein ganzer Knecht werden. Nach dieser Anerkennung schloß er ein Wandschränkchen auf, nahm eine wohlgetrocknete, mit Geld gefüllte Schweinsblase oder „Blotter" heraus und zählte dem Burschen in kleiner Münze drei Gulden vor, indem er ihn ermahnte, damit hauszuhalten, da er jetzt nicht gleich wieder mit Geld herausrücken würde. Ludwig, von dieser Rede hinwegsehend, empfand ein ungewohntes Vergnügen, als er das selbstverdiente Geld in der Hand hatte, und sein Muth stieg bedeutend. Er beschloß, einen Gulden auf Ausbesserung seiner Kleider zu verwenden, mit den beiden andern aber, wenn's nöthig wäre, seine Geliebte zu regaliren wie ehedem.

Im Hause des Angerbauers ging indeß das alte Leben ohne Ludwig still weiter. Das Geschwätz im Dorf, das Staunen, Vermuthen und Lügen über diesen Gegenstand

hatte, wenn nicht aufgehört, doch nachgelassen, und schadenfrohe wie theilnehmende Freunde ließen die Familie mit ihren Fragen und den Versicherungen ihres Bedauerns so ziemlich in Ruhe. Der Angerbauer hatte dafür gesorgt, daß er für seine Person ganz unangefochten blieb, indem er ein paar vorwitzige Frager auf eine Weise abfertigte, daß sie ihm über die Grobheit ordentlich erstarrt nachschauten und ihren Bekannten den Rath ertheilten, ihn gehen zu lassen, sie wären verflucht heimgeschickt worden. Sonst hatte er die würdige Ruhe wieder angenommen, die ihn auszeichnete, und nur ein größerer Ernst und eine gewisse Freudlosigkeit in seinen Zügen deuteten auf den Vorfall. Die Arbeiten der Heuernte — des „Heuets" oder rieserisch „Häats" — zogen ihn von seinen Gedanken ab, und da es Heu in Fülle gab, wurde er sogar wieder ein wenig aufgeheitert. Es hatte den Anschein, als ob er das abgefallene Glied der Familie ohne Umstände liegen lassen und seinen Weg fortsetzen wollte, als hätte es nie existirt. Er verbot den Seinen, mit Einschluß des Schwiegersohnes, aufs strengste, dem Ungerathenen Botschaft zu thun oder ihm gar Geld zu schicken, und da alle seinen Zorn fürchteten und dem Entlaufenen mehr oder weniger zürnten, so gehorchten sie ihm. Die Mutter wagte nur, sich durch eine Freundin nach ihrem Ludwig erkundigen zu lassen, wie's ihm gehe.

Ein Makel haftete indeß an der Familie, wie er,

soweit des Bauers Kenntniß reichte, nie in derselben vorgekommen. Wenn er unter die Leute ging, so drohten ihm wenigstens Anspielungen, die ihn beschämten und quälten. Er mußte Gesichter sehen, die viel kränkender durch ein Lächeln ausdrückten, was der Mund nicht zu sagen wagte. Das stolze Dasein des reichen Mannes war ein gespanntes, verkümmertes geworden; seine Zufriedenheit, die so sehr auf der Geltung seiner Familie bei andern beruhte, war dahin. In der ruhigern Zeit, die nach dem Heuet eintrat, stellte sich ihm wieder alles recht vor die Seele. Er bedachte, wie verständig sein Sohn sich immer aufgeführt, er konnte nicht begreifen, wie er es vermochte, eine solche Schande über die Familie zu bringen, und der Gedanke, daß Annemarie ihn in eigennütziger Absicht verführt, daß sie eine schlaue Dirne sei, die sich nur so brav anstellen könne und die Leute bisher getäuscht habe, drängte sich ihm in neuer Stärke auf. „Er kann sich nicht so mir nichts dir nichts geändert haben“, sagte er dann zu sich, „es muß etwas Besonderes dahinterstecken.“ In einem frühern Jahrhundert hätte er das Mädchen vielleicht für eine Hexe ausgegeben und sie durch einen Proceß verfolgt; jetzt glaubte er wenigstens, daß sie alle natürlichen Mittel eines listigen, zu seinem Unglück schönen Weibsbildes angewendet hätte, um seinen gutmüthigen Ludwig zu bethören. Dafür schienen ihm namentlich auch die geheimen Zusammenkünfte zu sprechen, von denen ihm die

Mutter gesagt hatte. Er dachte sich wie es gegangen sein könnte, und nachdem er sich's recht deutlich vorgestellt hatte, zweifelte er nicht länger, daß es wirklich so gewesen. Als er seine Gedanken der Ehehälfte mittheilte, trat diese — froh die eigentliche Schuld von ihrem Sohne genommen zu sehen — eifrig seiner Meinung bei. „Ja, ja", sagte sie, so wird's sein. Sie macht zwar eine Miene, als ob sie die Beste und Frömmste im Dorfe wäre; aber stille Wasser gründen tief. Solche Verführerinnen sind gerade die schlimmsten, und nur so eine konnte den Ludwig so weit bringen!" In der stillen Hoffnung, daß der Sohn nach kurzer Zeit doch wieder zu ihm kommen würde, getäuscht und über seinen fortdauernden Trotz aufgebracht, entlud sich das Ehepaar nun seines Verdrusses und Zorns nach der Seite des Mädchens. Sie habe das Unglück angestiftet, das über die Familie gekommen; von ihr sei's ausgegangen, das wüßten sie nun gewiß, und was jetzt noch Schlimmes daraus entstehen würde, das hätte man ihr zu danken. Sie sei eine Scheinheilige, die's hinter den Ohren habe und vor der man jeden jungen Menschen von Vermögen warnen müsse. Solche Dinge sagte man zu den Vertrauten; diese sagten es hernach wieder ihren Vertrauten, und in zwei Tagen war das ganze Dorf davon erfüllt. Man erzählte sich, daß die Angerbäuerin ihrer Freundin im obern Dorf weinend geklagt habe, welcher Jammer durch dieses fremde Mädchen über sie gekommen

und wie sie verzweifeln müsse, wenn sie ihren Ludwig nicht wiedersähe.

Annemarie hatte seit dem Tage, wo sie den Brief des Geliebten erhalten und beantwortet, entsagend weiter gelebt und die Geschäfte des Tages verrichtet. Man sah, daß etwas auf ihr lastete, aber auch, daß sie entschlossen war, die Last zu tragen. Der alte Bäcker hielt ihr einmal vor, welch schlimme Folgen ihre Bekanntschaft mit dem Ludwig gehabt habe, und wie grausam unlieb ihm diese Geschichte sei. „Vetter", erwiderte das Mädchen mit bescheidenem, aber festem Ton, „ich weiß, was ich Euch schuldig bin, und ich vergeß es nicht, darauf verlaßt Euch; aber in der Sache handle ich, wie ich's vor meinem Gewissen verantworten kann, und ich bitt' Euch, redet mir nicht weiter davon." Der gutmüthige Vormund, von dem Ernst ihres Tones betroffen, versetzte: „Nun meinetwegen! Aber nimm dann auch die Folgen auf dich!" Seit dieser Zeit hatte sie Ruhe vor Einreden von dieser Seite, und sonstiges Geklatsch war ihr gleichgültig.

Als die Vorwürfe, welche die Familie des Angerbauers ihr machte, an sie kamen, wurde diese Festigkeit doch erschüttert. Eine Freundin sagte ihr, welch eine Traurigkeit in jenem Hause sei, nun man sehe, daß Ludwig es ernst gemeint habe mit seiner Rede vom Nichtwiederkommen. Regine erzählte nach gehöriger Einleitung, daß man sie eine Verführerin heiße, die nach einem

reichen Manne gefischt habe und an allem Unglück schuld sei. Bei dieser zweiten Meldung goß sich eine Röthe über das Gesicht des Mädchens und ihr Mund verzog sich zu dem Ausdruck stolzer Verachtung. Bald aber faßte sie sich wieder und sagte mit traurig ergebenem Ton: „Diese Leute dauern mich. Wenn sie solche Dinge über mich ausdenken, so wackere Leute wie sie sind, dann müssen sie wirklich unglücklich sein." — Sie wurde durch diese neue Erfahrung in eine seltsame Aufregung versetzt. Es that ihr weh, daß sie eine Uneinigkeit zwischen Aeltern und Sohn gestiftet haben sollte, deren Ende nicht abzusehen war. Dann aber sagte sie sich: „Diese Leute sehen also die Heirath zwischen mir und Ludwig für eine solche Schande an, daß sie lieber unglücklich sein wollen, als sie zugeben! Sie heißen mich ein schlechtes Mädchen und sagen Lügen über mich; sie halten es also in gar keiner Art für möglich, daß ich einmal ihre Schwiegertochter werden könnte!" Ein Gedanke durchzuckte sie, sie stand auf und that einige Schritte. Plötzlich hielt sie an; eine Erwägung hatte sich dem Vorsatz entgegengestellt, sie ging still wieder zu einer Arbeit. — Ihre Seele war von da an eine Beute des Zweifels. Man sah sie in Unruhe umhergehen oder tief in Gedanken stehen. Regine überraschte sie einmal, wie sie bittere Thränen weinte.

Die einzige Person unserer Bekanntschaft, welche bei dieser Verwickelung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer.

Diese Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entschluß, das zu unterstützen, was er für das Bessere hielt. Noch hatte er sich nicht entschieden, wie er eingreifen sollte. Aber er unterrichtete sich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des festen Glaubens, seine Pflicht werde sich ihm deutlich vor Augen stellen, sodaß er über sie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr in Zweifel sein könnte.

Eines Morgens überdachte er eben diese Dinge, als an die Thür seines hellen, im obern Stocke gelegenen Studirzimmers geklopft wurde. Auf sein „Herein" erschien Annemarie. Sie sah angegriffen aus, wie wenn sie wenig geschlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem ganzen Wesen drückte sich die Ruhe eines gefaßten Entschlusses aus. Nachdem sie mit ernster Anmuth einen Knicks gemacht und den Morgengruß gesprochen hatte, sagte sie: „Ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme." — Der alte Herr, innerlich erfreut, erwiderte freundlich: „Nein, mein Kind; sag' mir, was du auf dem Herzen hast!"

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erhoben, begann mit nur leisem Erröthen: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es beim Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei ins Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wiedererzählen; sie wird Ihnen be-

kannt sein — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab' ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sei an allem schuld und ich habe den Ludwig verführt. Herr Pfarrer", sagte sie, indem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher rötheten, „ich kann Gott zum Zeugen anrufen, daß das nicht wahr ist! Wir haben uns eben beide von Anfang an gern gesehen, und — — Sie wissen ja, wie's geht, wenn man sich gern sieht und eine Person einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab' ihn halt liebhaben müssen, grad wie er mich, und so ist's gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht voneinander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe zusammenkommen. Wegen dieses Verspruchs ist Ludwig mit seinem Vater in Streit gerathen und dient jetzt als Knecht. Ich hab' das nicht vorausgesehen, aber wenn ich's vorausgesehen, was hätt' ich thun können? Ich will Ihnen blos sagen und will's vor Ihnen beschwören, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich einmal seinen Aeltern zu Lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit nicht nachgegangen, wie jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab' ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — und das ist die Wahrheit!"

Der Pfarrer betrachtete theilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstvertheidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube dir und weiß es,

mein Kind." Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab' das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab' jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauersleute recht bös auf mich sein würden. Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, wie gut der Ludwig gegen mich war und wie er mich ansah — wenn Sie gehört hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mir's gewiß nicht so übel nehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben habe: ich wolle ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben", setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „etwas in uns, das mehr Gewalt hat als unser Wille und unsere Sorgen."

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Thatsache zugebend. Dadurch ermuthigt, ging das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte in liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich will's Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sondern halte auch etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab' etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Leben lang. Da hab ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch diejenige, mit welcher der Ludwig am glücklichsten leben würde. Und ich hab' gedacht, sein Vater würde das am Ende einsehen und

nachgeben. Aber" — fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort — „das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer, das Geld ist alles und der Stand ist alles, und die Tugend ist nichts! Man redet wol so, als ob die Tugend und die Liebe auch etwas wären, aber wenn's drum und dran kommt, gelten sie doch nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn eine sich aber auf andere Dinge etwas zugute thun will und merken läßt, daß diese ebensoviel werth sind als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!" — Ueber ihren Eifer und den letzten starken Ausdruck erröthend, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!"

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst du von mir? Worin kann ich dir helfen?" — „Herr Pfarrer", versetzte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht', was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir Lieb' und Treu' versprochen für alle Zeit. Er hat's freiwillig gethan und mir's zugeschworen bei allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig sein und zusehen wie der Streit ausginge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ich's ihm gegeben hab', und könnte des andere Gott überlassen. Aber", fuhr sie bewegter fort, „ich will diese Leute nicht ins Unglück bringen, wenn sie's dafür nehmen, und ich

bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnöthigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kann's nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß die mich verachten, die ich allezeit lieb und werth gehalten hab', und darum will ich jetzt thun, was ich mit gutem Gewissen thun kann."

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenbarer Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei sein und thun können, was er will. Er soll noch einmal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus nichts dagegen thun und ihm in keiner Art hinderlich sein, wenn er glaubt, daß er mit einer andern sein Glück findet. Wenn das ist, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr seh' und er mich nicht mehr. Ich hab' einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu sich nehmen. Ich will nichts mehr von mir hören lassen, und es soll grad so sein, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Theil" — — Aber damit war die Kraft des guten Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme versagte ihr, Thränen waren in ihre Augen gestürzt. Sie gab sich Mühe, das Weinen zu verhindern, und kämpfte sichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Tropfen über ihre Wangen. Indem sie ausführte,

was gekränkter Stolz und Großmuth sie thun hießen, glühte die heißeste Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem sie den Geliebten freigeben wollte, klammerte sie sich an ihn mit einem schmerzlich innigern Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte das und sah mit Rührung auf sie, wie sie dastand und ihre Thränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu schätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am besten sich Gleiches zu Gleichem gesellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon sehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe sind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung seine Grenzen hat, und daß es Dinge gibt, vor welchen sie sich bescheiden zurückstellen muß. Er war nicht rasch gewesen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Aeltern es später Dank wußte, daß sie dem ersten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er sah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor sich hatte, wie ihr Gemüth sich vor ihm enthüllte in seiner ganzen Bravheit und Schönheit, da dachte er, erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag diesmal die Segel streichen! Hier ist mehr als sie und ihre Herrlichkeiten. Der Geist und das Gemüth, die sich so erproben, sind mir Bürgen für alles; und wenn ich's machen kann, sollen sie diesmal die Oberhand be-

halten.“ Er stand auf, trat zu Annemarie und nahm sie väterlich bei der Hand, indem er sagte: „Fasse dich, gutes Mädchen, du hast recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er dir auch kommen mag. — Wirst du das alles auch Ludwig zu wissen thun?“ — „Ja, Herr Pfarrer“, antwortete Annemarie, die sich wieder gefaßt hatte. „Ganz das Nämliche, was ich Ihnen gesagt habe, will ich ihm schreiben.“

Der alte Herr sah ihr forschend ins Auge und über sein gerührtes Gesicht verbreitete sich ein fast unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen diese Antwort gab, schließen zu dürfen, daß der Schritt, den sie that, auch zugleich eine letzte Probe sein sollte für Ludwig, und daß sie die Hoffnung hegte, er werde sie bestehen. Er sagte: „Thu' das, mein Kind, und erwarte das übrige in Geduld. Hast du sonst noch was auf dem Herzen?“

„Nein, Herr Pfarrer“, erwiderte Annemarie, indem sie sich die letzten stehen gebliebenen Thränen von den Wangen wischte. „Ich dank' Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, sagen, ich sei nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich besser, und das ist mein Trost. Ich dank' Ihnen nochmals recht schön für Ihre Güte — ich werde sie immer im Gedächniß behalten!“ — Ihre wei-

chen Züge verklärte, indem sie dies sagte, ein schönes Bewußtsein und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knicks und verließ die Stube, nachdem sie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieser sah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja", sagte er dann zu sich, „das ist eine bessere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verhärtet ist, soll er sie bekommen."

Die erste Sorge des alten Herrn war nun, es so einzurichten, daß der Angerbauer ihn ebenfalls zu seinem Vertrauten machte. Dies mußte geschickt angefangen werden, wenn es gelingen sollte. Denn der rieser Bauer von der Art des unserigen will sich nicht bevormunden lassen, er hält sich für gescheit genug, sein eigener Rathgeber zu sein, und es verdrießt ihn über die maßen, wenn man ihn über Dinge belehren will, die er selber am besten zu verstehen glaubt. Natürlich kann er auch geführt werden, aber nicht so geradezu wie dieser und jener. Wäre der Pfarrer zum Angerbauer ins Haus gegangen und hätte mit einer gewissen beichtväterlichen Miene gefragt, wie es sich denn mit dem Streit zwischen Vater und Sohn verhalte, was der Vater nun zu thun gedenke u. s. w., so wäre dies das beste Mittel gewesen, ihn verstockt, wo nicht gar unhöflich zu machen. Aber zu dieser Art von Seelsorgern, die im Eifer ihres Herzens Gott mit Unverstand dienen, gehörte der erfahrene alte Herr nicht. Er konnte warten und seine Zeit er-

sehen. Diesmal erreichte er übrigens seinen Zweck leicht. Er hatte ein Stück Vieh zu verkaufen, und als er dem Angerbauer einmal begegnete, lud er den Sachverständigen ein, es anzusehen und zu taxiren. Der Bauer folgte ihm sehr bereitwillig, denn er wußte den „braven und gescheiten Herrn“ sehr zu schätzen und hätte gern schon einmal von seiner Noth mit ihm gesprochen, wenn es sich nur „gut geschickt hätte“.

In dem kleinen Stalle des Pfarrers angekommen, unterzog er sich dem Taxirungsgeschäft sehr ernsthaft. Er begriff das Stück an den geeigneten Stellen, betrachtete es von allen Seiten und sagte dann genau, wie viel der Pfarrer dafür fordern könne. Dieser dankte und rühmte seine Kenntniß. Er selber, obwol er immer einige Stück Vieh haben müsse, sei doch unsicher, weil ihm die gerade üblichen Preise nicht recht bekannt wären. Der Bauer versetzte höflich: „Wenn Sie sich damit abgeben wollten, Herr Pfarrer, würden Sie's geschickter machen als unsereiner; aber Sie haben was Besseres zu thun.“ Der alte Herr fragte hierauf mit unbefangener Freundlichkeit, was die Angerbäuerin mache und ob bei ihm zu Hause alles gesund sei. Der Bauer erwiderte mit einem Seufzer: „Gesund wären wir alle, Herr Pfarrer; aber Sie können sich denken, wie's uns zu Muthe ist nach dem, was bei uns vorgefallen ist.“ — „Ja, ja“, sagte der Pfarrer, „ich habe davon gehört und Euch recht bedauert.“

Der Angerbauer, der sein Herz erleichtern wollte, sagte hierauf: „Ich kann's noch immer nicht begreifen, soviel ich auch darüber nachgedacht habe. Lustig und ein bischen aufs Vergnügen aus ist er immer gewesen, aber in der Art und mit seinesgleichen. Runtergegeben hat er sich niemals, was ich gehört hab'. Und nun ist er auf einmal ganz wie verhext und will ein Mädchen heirathen, die — nun, ich will mich nicht ausdrücken vor Ihnen, Herr Pfarrer. Wie ich nicht gleich Ja sage, lauft er davon und verdingt sich als Knecht. Und das thut er in dem Augenblick, wo er einen Hof und ein Weib haben könnte — ein Weib und ein Gut — ein anderer würde Gott auf den Knien danken, wenn er's kriegte!"

Der alte Herr war versucht, über diesen starken Ausdruck zu lächeln, aber er hielt an sich und machte ein ernsthaftes Gesicht, das der Bauer für zustimmend halten konnte. Dieser, einmal im Zuge, bewies, daß er wol auch reden konnte, wenn's ihn drückte. „Ach, Herr Pfarrer", rief er aus, „die Welt muß anders geworden sein, als sie zu meiner Zeit gewesen ist. Ich bin auch jung gewesen und bei der Lustbarkeit gerade nicht der letzte; aber wie meine Zeit zum Heirathen gekommen ist, hab' ich mich unter rechten Mädchen umgesehen und gottlob ein Weib gefunden, mit der ich nun glücklich gehaust habe volle neunundzwanzig Jahre. Wenn ich nun verlange, daß meine Kinder mir nachschlagen und ihr

Glück auf dem Weg suchen sollen, wo ich's gefunden hab', ist das nicht in der Ordnung? Muß ich als Vater nicht so handeln?" — „Ja", sagte der Pfarrer mit nachdrücklicher Beistimmung, „das ist Eure Pflicht!"

Der Angerbauer, dem dies wohlthat, fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, in der Familie muß ein Zusammenhalt sein, alle müssen helfen, wenn man weiter kommen soll. Ich hab' von meinem Vater einen schönen Hof bekommen und mein Weib hat mir Geld ins Haus gebracht; wir haben ordentlich gewirthschaftet und unser Vermögen vermehrt, daß wir nun wohlhabende, und ich darf wol sagen, angesehene Leute sind. Ich kann's meinen Kindern besser machen, als es uns gemacht worden ist, und nun will ich auch haben, daß sie's noch weiter bringen als wir, und daß sie für ihre Kinder noch mehr thun können. Sie müssen sorgen und immer darauf aus sein, in rechter Art etwas zu erwerben. Nur so kommt man empor, man findet ein sicheres Glück und Ehre in der Welt und kann sich im Wohlstand seines Lebens freuen."

„Wohl", sagte der Pfarrer, „und es ist nicht blos der Besitz, der einen erfreut, sondern das Streben und die Thätigkeit selber. Der Mensch muß sich ein Ziel stecken, das über den Platz, auf den man ihn gestellt hat, hinausgeht. Dann werden seine Tage ausgefüllt mit Arbeit, mit Dichten und Trachten, mit Hoffen und Erwarten, und Schritt für Schritt mit der Freude des

Gelingens. Und indem er glücklich ist und sein Leben verschönert, trägt er bei zur Verschönerung und Verbesserung der Welt. Auf die Größe des Besitzes kommt es da nicht an. Der Kleine freut sich am kleinen Gewinn, der Größere am größern; jeden erquickt das verhältnißmäßige Wachsen und Gedeihen, und so sind alle glücklich, die ein verständiges Ziel vor sich haben. Wer aber nicht vorwärts strebt, der kommt neben dem Strebenden zurück und geht dem Mangel und der Unlust zu."

Der Bauer war dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und rief nun erfreut aus: „So ist's, Herr Pfarrer, grad so ist's, wie Sie sagen! Darum" — fuhr er mit Bedeutung fort — „soll eben jeder in seinem Stand bleiben, namentlich nicht unter seinem Stand und Vermögen heirathen, sondern gleich da so gut als möglich anzukommen suchen. Ich will gern zugeben, daß andere mit Wenigem auch glücklich sein können; aber wer von vermöglichen Leuten herkommt, braucht mehr, weil er's nicht anders gewohnt ist. Und, Herr Pfarrer, Sie wissen's ja selber, um ein rechtes Vermögen ist's halt eine schöne Sache! Wenn ich das habe, so kann ich mich sehen lassen, ich brauch' mich nicht zu ducken und nicht um das und jenes zu betteln, und wenn gute Freunde in der Noth sind, kann ich ihnen helfen. In ein Gelump hineinkommen, wo ich nothig thun und knickern müßte, um nur zu bestehen, müßte unsereinen desperat machen. — Und", fuhr er nach kurzem Innehalten fort, indem

seine Miene den Ausdruck erzürnter Bekümmerniß annahm, „dieser leichtsinnige, toll gewordene Mensch will sich schlechter stellen als seine Geschwister, während er's viel besser habe könnte als sie! Er will eine Lumpenwirthschaft anfangen, wo er sich quälen müßte und wo doch nichts herauskommen würde als ein Haufen von Bettlern!"

Der Geistliche hütete sich wohl, einzuwenden, daß im gegenwärtigen Falle, wenn nämlich der Vater dem Sohn seinen gebührenden Vermögenstheil zukommen ließe, von einer „Lumpenwirthschaft" doch nicht die Rede sein könnte. Er wußte, daß den Erzürnten nichts mehr verdrießt, als wenn man ihm den Grund seiner Klage verkümmern will, und schwieg daher nachdenklich stille. Endlich sagte er: „Vielleicht geht diese Sache doch noch besser aus, als Ihr denkt." — „Wie so?" fragte der Angerbauer. — „Die Annemarie", versetzte der Pfarrer, indem er den andern scharf ansah, „ist vor einigen Tagen bei mir gewesen, extra um mir zu sagen, daß sie nicht schuld sein wolle an der Uneinigkeit einer solchen Familie wie die Eurige, und daß sie zu viel auf sich selber halte, um sich da aufzudrängen, wo man sie nicht haben wolle. Sie habe sich entschlossen, dem Ludwig sein Versprechen zurückzugeben, und wolle sich in keiner Art dawidersetzen, wenn er sein Glück mit einer andern finde."

Der Angerbauer horchte hoch auf und wußte nicht was er sagen sollte. Er fragte dann in zweifelndem

Tone: „Hat sie das wirklich zu Ihnen gesagt?“ — Der Pfarrer erwiderte mit einem Ernst und einem Nachdruck, der jeden Zweifel niederschlagen mußte: „Es sind ihre eigenen Worte, Angerbauer! Sie hat mir versprochen, das Nämliche Eurem Ludwig zu schreiben, und ich verbürge mich dafür, daß es geschehen wird.“

Der Bauer verstummte; er war in die Seele getroffen. Ein im Grunde seines Wesens ehrenwerther Mann, der in der That jedem das Seine gab, konnte ihn nur der Zorn und der tiefe Verdruß zu ungerechtem Absprechen hinreißen. Nun mußte er sehen, daß ein Mädchen, die er eine heuchlerische, gefährliche Person gescholten, brav und rechtschaffen, ja weit über alles Erwarten rechtschaffen gegen ihn handelte. Es zeugte für seine gute Natur, daß ihn diese Nachricht mehr rührte als erfreute, daß er sogleich sein Unrecht fühlte und seiner stolzen Seele eine gewisse Achtung vor einem solchen Benehmen abgenöthigt wurde. Endlich sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Wenn sie das gethan hat, dann ist sie besser, als ich gedacht habe. Sie mag ein ordentliches Mädchen sein, ich will's nicht bestreiten.“

„Man muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen“, versetzte der Geistliche. „Die Annemarie ist brav, geschickt, verständig, wohlerzogen, und würde jeden glücklich machen —“ — „Von ihrem Stande!“ fiel der Bauer ein. — „Das ist's, was ich sagen will“, erwiderte der Pfarrer; „wenn die äußern Verhältnisse zu-

stimmen." — „Gut", sagte der Bauer. „Bei meinem Ludwig ist das aber nicht der Fall, drum kann hier von einer Heirath nie die Rede sein."

Der alte Herr schwieg. Dann fragte er leichthin: „Wie soll's nun mit Ludwig werden? Was habt Ihr beschlossen?" — Der Bauer konnte sich nicht enthalten, aufzufahren. „Beschlossen?" rief er. „Ich glaube, da ist nichts zu beschließen, Herr Pfarrer. Dieser Mensch mag bleiben, wo er will, und gehen, wohin er will! Soll ich ihm nachlaufen? Soll ich ihn vielleicht bitten, daß er wiederkommen und die Zimmermannstochter heirathen soll? Soll ich nachgeben, der Vater dem Sohn?"

„Nein", erwiderte der Pfarrer mit Ernst, „das sollt Ihr nicht, Angerbauer! Er muß nachgeben, er muß wiederkommen und dem Vater das Recht lassen, das ihm gebührt!" — „Freut mich", versetzte der Bauer, „daß Sie so denken, Herr Pfarrer. So ein neustudirter Herr hätte vielleicht gemeint, ich sollte meinem Buben seinen Willen lassen; warum? weil die Leute ineinander verliebt sind und die Annemarie doch ein ordentliches Mädchen ist. Aber Sie kennen die Welt, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es beim Heirathen noch auf andere Dinge ankommt, und daß der Vater für den Sohn denken und Verstand haben muß." — Nach diesen Worten lüpfte er die Alltagskappe, an welcher der sonst werthvolle Pelz etwas röthlich geworden war, und fragte: „Kann ich Ihnen sonst noch was dienen?" — „Nein",

versetzte der alte Herr, „ich danke Euch für Eure Gefälligkeit.“ — „So wünsch' ich Ihnen guten Nachmittag“, sagte der Bauer und entfernte sich mit langsam würdigen Schritten.

Das Gespräch hatte theils im Stalle, theils in dem heimlichen, mit einer Mauer umgebenen Pfarrhof stattgefunden. Der alte Herr ging in seine Studirstube zurück, mit der Unterredung sehr zufrieden. Er hatte des Bauern Vertrauen gewonnen und wußte, daß dieser nun unter schwierigen Umständen ihn von selber um Rath angehen würde. Dann hatte er mit der Nachricht über Annemarie einen Keim in seine Seele gesenkt, der wachsen und gute Früchte bringen konnte. Er sah voraus, daß der Angerbauer seinem Weib und seinen nächsten Verwandten davon sagen würde, und daß diese, die sich auf ihr Geld und ihr Ansehen etwas mehr einbildeten, als recht war, in Annemarie ein ihnen ebenbürtiges Gemüth erkennen mußten. Auf die wackren Leute mußte die Rechtschaffenheit, auf die stolzen das Selbstgefühl des Mädchens einen günstigen Eindruck machen.

Als er, solchen Gedanken hingegeben, behaglich auf seinem Lederstuhl sich dehnte, stürmte plötzlich sein Enkel in die Studirstube. Dieser hatte schon erfahren, daß Annemarie bei seinem Großvater gewesen, aber nichts Bestimmtes über die Unterredung aus ihm herausbringen können. Nun sah er auf dem Heimweg von einem Spaziergang den Angerbauer aus dem Pfarrhofe kommen

und glaubte aus seinen Mienen auf eine Entscheidung, ja auf eine glückliche Beilegung des Streites schließen zu können. Von Neugier und gutmüthiger Theilnahme getrieben, eilte er zu dem Großvater und rief aus: „Der Angerbauer ist bei dir gewesen und ganz zufrieden fortgegangen. Ich bin ihm begegnet. — Hast du ihn herumgebracht?“ — „Wie so?“ fragte der Alte. — „Will er den Ludwig zurückrufen und ihn die Annemarie heirathen lassen?“ — „Ei, ei“, erwiderte der Alte heiter, „du hast dich also ganz auf diese Seite geschlagen und willst aus Ludwig und Annemarie durchaus ein Paar machen?“ — „Ja“, versetzte der Jüngling bestimmt, „das will ich. Die zwei sind nicht nur die Schönsten im Dorf, sondern auch die Bravsten. Sie passen so zusammen, als ob sie extra füreinander geschaffen wären, und es kann nicht sein, daß sie wegen einer so gemeinen Sache, als das Geld ist, nicht zusammenkommen sollen!“ — „Du gehst rasch und machst die Sache kurz ab“, erwiderte der alte Herr. „Wenn der Angerbauer aber nicht will?“ — „Der muß“, entschied der Jüngling. — „Wer wird ihn zwingen?“ fragte der Alte. „Willst du vielleicht zum Gericht gehen, einen Befehl auswirken, daß der Angerbauer sich fügen müsse, und die Sache mit Gensdarmen abmachen?“

Theodor, der die heiter fragende Miene des Großvaters nicht aushalten konnte, sah zu Boden. „Ich habe gemeint“, sagte er dann, „du würdest einmal mit ihm

reden, wie sich's gehört, würdest ihm klar machen, daß die geistigen Vorzüge viel höher stehen als die weltlichen, würdest ihn überzeugen und ihn zwingen durch deinen Zuspruch." — „Der alte Angerbauer", erwiderte der Pfarrer, ist ein sprödes und zähes Metall; das bischen Feuer, das ich noch besitze, würde ihn nicht zum Schmelzen bringen. Du siehst ja, ich bin alt und theilnahmlos geworden und kann mich einer so schönen Glut, wie du sie hast, nicht mehr rühmen. Wie wär's" — fuhr er mit einem Ernst fort, der seine Laune beinahe verborgen hätte — „wenn du der Sache dich annähmst? Du willst ein Pfarrer werden und wirst als solcher gewiß gar vieles geschickter anfangen und besser hinausführen als ich. Wenn du beim Angerbauer dein erstes Probestück machtest? Wenn du hingingest, ihm und der Bäuerin eine Rede hieltest über das Verhältniß der ewigen und zeitlichen Güter und ihn durch begeisterte Worte dermaßen ins Feuer brächtest, daß er den Ludwig zurückriefe und ihm sein Liebchen zur Frau gäbe? — Wie?"

Theodor wurde roth und schwieg. Er hatte den rieser Bauer vom Schlage des in Rede stehenden doch schon zu gut kennen gelernt, um nicht ihm gegenüber seine Unzulänglichkeit zu empfinden und sich zu sagen, daß ein solcher Versuch schmählich scheitern würde. Noch deutlicher erkannte er freilich, wie sein Großvater mit ihm spielte. Er sagte endlich mit gutmüthiger Empfindlichkeit: „Du hast mich zum besten und behandelst

mich wie ein Kind; und doch bin ich kein Kind mehr, sondern ein Mensch, der's gut meint und haben will, daß es andern wohl gehe, wenn sie's verdienen." — Der Pfarrer sah ihn freundlich an, stand auf, zog ihn zu sich und schloß ihn mit zärtlicher Liebe in seine Arme. „Du bist ein Kind", sagte er, „aber ein gutes Kind, und mit Gottes Hülfe wirst du auch ein guter Mann werden. Gib dich zufrieden. Wenn es deinem alten Großvater möglich wird, sollst du deine Wünsche noch erfüllt sehen."

Der Angerbauer hatte, bald nachdem er in sein Haus zurückgekehrt war, die Bäuerin ins Kanzley gerufen und ihr von seiner Unterredung mit dem geistlichen Herrn erzählt. Die Nachricht über den Entschluß des Mädchens wirkte auf sie wie auf ihn. Sie sah ein wenig beschämt aus und sagte: „So hätten wir dem Mädchen also doch unrecht gethan! Ich muß dir jetzt nur sagen: so ganz von Herzen hab' ich nie dran glauben können. Es ist mir immer wieder gewesen, als ob sie am Ende doch nicht so schlimm wäre." — Das Muttergefühl wußte nun auch auf das umgekehrte Verhältniß eine Entschuldigung für Ludwig zu gründen. „Wenn die Annemarie", bemerkte sie nach einigem Bedenken, „so gesinnt ist, dann begreif ich freilich, warum der Ludwig so viel auf sie hält, daß er nicht mehr von ihr lassen will. Die Schönste im Dorf ist sie ohnehin, und wenn sie noch dazu so rechtschaffen ist und solche Gedanken im

Kopf hat — das hat ihn eben verführt. — Was meint denn der Pfarrer, daß wir thun sollen?“

Der Angerbauer, dem diese Rede bedenklich mild vorkam, erwiderte streng: „Der Pfarrer ist ganz einverstanden mit mir. Gehen lassen sollen wir ihn, bis er von selber kommt, und nachgeben sollen wir ihm in keiner Art. Ich hab' den Herrn immer für gescheit gehalten, aber das muß ich sagen, daß er in der Sach' ganz meiner Meinung ist, hat mich besonders gefreut.“ — Die Bäuerin, an den Absagebrief des Mädchens und seine Wirkung auf Ludwig denkend, sagte: „Wir wollen das Beste hoffen.“ — Dann setzte sie hinzu: „Die Annemarie dauert mich eigentlich. Wenn man nur einen passenden Mann für das Mädchen wüßte! Ich kann mir's aber schon denken, nach dem Ludwig wird ihr keiner gefallen.“ — „Bah“, erwiderte der Angerbauer, „bild dir nicht soviel auf deinen verrückten Buben ein. Es gibt noch Mannsbilder in der Welt, die so ein Mädchen trösten können!“ — Nach diesen Worten verließ er die Stube.

Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Tochter, der Schmalzbäuerin, zu gehen und ihr das eben Erfahrene mitzutheilen. Beide rühmten Annemarie und bedauerten, daß sie keine Bauerntochter sei, indem sonst nichts an ihr auszusetzen wäre. Bald war die ganze Freundschaft in Kenntniß gesetzt und alle sangen das Lob des Mädchens, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie's ganz ernstlich meine und jeden Anspruch auf Ludwig aufgebe.

In der Freundschaft war jedoch eine Person oder vielmehr ein Persönchen, das für die Familieninteressen wenig Sinn hatte, desto mehr für das Glück des Liebespaares. Dies war „Johannesle", das älteste Kind der Schmalzbäuerin. Dem Ludwig gewogen von seinem ersten Denken an, weil er sich am schönsten mit ihm abzugeben wußte, hielt er auch besonders viel auf Annemarie. Bald nach ihrer Ankunft im Dorf hatte sich diese nämlich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn zum Lohn für seine hübschen Antworten so schön gestreichelt, daß er's ihr nicht vergessen konnte. Als das Verhältniß zwischen den beiden sich entspann, erhorchte und erfragte er so viel, daß er darüber so ziemlich unterrichtet war, und ärgerte sich dann in der letzten Zeit nicht wenig, daß man zwei so nette Leute nicht zusammenlassen wollte. Zu wiederholten malen versicherte er seiner Mutter, die zwei müßten sich kriegen, und endlich trug er ihr auf, sie solle mit dem Großvater reden. Die Mutter antwortete, er möge es doch selber thun. Und Johannesle faßte sich ein Herz, trug dem Großvater die Bitte vor und schloß damit: es ginge nicht anders, die zwei müßten sich heirathen. Der Alte sah ihn verwundert an und fragte, wer ihm diese Dummheit in den Kopf gesetzt habe. Johannesle versetzte ernsthaft: „Ich selber, Aehle", und wiederholte sein Gesuch. Der Angerbauer, um solche Gedanken im Keim zu ersticken, machte ein böses Gesicht und sagte mit erzürntem Ton: „Du bist

ein naseweiser Bursch! Diese Dinge gehen dich gar nichts an, und wenn ich dir gut zum Rath bin, so laß mich so was nicht wieder hören!" Eine gewisse Bewegung des Arms ergänzte den Sinn dieser Antwort. Der Knabe, den Großvater angaffend, ging einige Schritte rückwärts, murmelte dann aber, ein zweiter Galilei: „Sie kriegen sich doch!" — Von da an machte er verschiedene kindische Plane, wie er den beiden helfen wollte. Auf dem Dorfe nämlich, wo man gar vieles offen verhandelt und auf etwa anwesende Kinder nicht immer Rücksicht nimmt, bekommen diese früh von menschlichen Verhältnissen eine Art von Begriff. Der Dorfbube lernt bald die erklärten Liebespaare in einem Orte kennen, das natürliche Gemüth findet es in der Ordnung, daß der schönste Bursche auch den nettesten Schatz habe, und nimmt an ihrer endlichen Verbindung einen naiv poetischen Antheil; sowie ihm auch früh klar wird, daß zwei Verliebte sich treu bleiben müssen und nicht voneinander lassen dürfen. Als Johannesle von seinem Oberknecht hörte, die Annemarie habe sich anders besonnen und dem Ludwig geschrieben, er könne eine andere nehmen, erwiderte er bestimmt: „Ich glaub's nicht!" Und als der Oberknecht bei seiner Behauptung blieb, wurde der kleine Mann ganz hitzig und rief: „Es ist nicht wahr!"

Nachdem der Entschluß des guten Mädchens so in den Häusern der Freundschaft besprochen war, kam er bald im ganzen Dorfe herum. Der alte Bäcker, der

ihn auch erst auf diesem Wege erfuhr, nahm sein Mündel bei der Hand, sah sie mit gerührtem Blicke an und sagte: „Du hast brav gehandelt, Annemarie! Laß dich's nicht reuen und bleib dabei. Man muß den eingebildeten Leuten zeigen, daß man auch seinen Stolz hat.“

Als Annemarie das Lob erhielt, das wir ihr gleicherweise von der Familie des Angerbauers und ihrem Vormund haben spenden sehen, hatte sie es noch nicht ganz verdient: der Brief an Ludwig war nicht geschrieben. Sie hatte mehrere Versuche gemacht, im Kopf und mit der Feder, aber sie konnte die Ausdrücke nicht finden, die ihr genugthaten. Sie wollte einen ehrlichen Brief schreiben, der aus dem Herzen kam; aber was sie zu sagen hatte, wollte dem Geliebten gegenüber nicht aus dem Herzen kommen. Durfte sie, nach allem, was geschehen, ihn noch einmal fragen, ob er ihr wirklich treu bleiben wolle? Durfte sie sich den Schein geben, als halte sie es für möglich, daß er ihr Anerbieten annehmen und seinen Aeltern folgen könnte? War das nicht eine unverdiente Kränkung für ihn? Wie sollte sie's nun anfangen, daß alles so gut und schonend als möglich herauskam? In Bedenken und Fehlversuchen verging eine ganze Woche. Endlich vernahm sie, daß ihre Unterredung mit dem Pfarrer bekannt geworden und wegen ihres Versprechens im Hause des Angerbauers große Freude sei. Dieses Bekanntwerden und diese Freude, sie „los zu werden“, brachte sie wieder in die rechte Stim-

mung. Sie setzte sich hin und schrieb, ohne abzusetzen, Folgendes:

„Herzgeliebter Ludwig! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich dir einen Brief schreiben würde, wie ich jetzt thun muß. Aber so geht es in dieser Welt. Man nimmt sich die besten Dinge vor, dann kommt etwas dazwischen und nöthigt uns, anders zu handeln, als wir gedacht haben. Seitdem ich an dich geschrieben hab', ist hier etwas geschehen — so lang ich lebe, hat mir nichts so weh gethan und mich so gekränkt wie das. Ich will dir's nur kurzweg sagen. Dein Vater und deine Mutter, wie sie gesehen haben, daß du wirklich nicht mehr kommst, haben ihren Zorn und ihren Verdruß an mir ausgelassen; sie haben herumgesagt, ich sei darauf ausgegangen, dich zu verführen, weil ich gern die Söhnerin eines reichen Bauern geworden wäre; ich hätte dich listig gelockt, und ihr gutmüthiger Ludwig hätte sich fangen lassen. Ich sei überhaupt eine rechte Duckmäuserin und eine gefährliche Person, vor der man sich hüten müsse. Diese Reden gingen durchs ganze Dorf und in allen Haushaltungen wurde davon gesprochen. Ludwig, du kennst mich, ich brauch' dir nicht zu sagen, wie mir bei diesen Lügen zu Muthe geworden ist. O die reichen Leute! Nimm mir's nicht übel, Ludwig, aber die sind überall die nämlichen. Sie glauben, es gäbe nichts Besseres als das viele Geld, das sie haben, und wenn die andern etwas thun, so thun sie's einzig und allein, um auch so

viel Geld zu bekommen. Wenn nun erst ein armes Mädchen den Sohn reicher Leute liebhat, dann ist natürlich gar kein Zweifel, daß sie nur eine reiche Frau werden will. Daß sie ihn liebhat, weil er brav und gut ist, daß sie ihn, wenn er arm wäre, grad so lieb, ja vielleicht noch lieber haben würde — das ist natürlich ganz unmöglich!

„Neben diesen Lügen über mich hab' ich auch noch hören müssen, daß deine Leute ganz unglücklich sind über diese Geschichte, die ich ihnen angerichtet haben sollte, daß Trauer und Kummer in deinem Hause sei. Das ist die Wahrheit, Ludwig! Ja, ja, unglücklich sind sie gewesen! Es ist aber auch gar zu arg! Eine Schwiegertochter zu bekommen wie ich bin, ist das nicht eine Schande und ein Elend, wie es kein zweites mehr gibt? Lieber eine Kröte ins Haus oder eine giftige Schlange! — Als ich das alles gehört hab' — denn es ist mir alles zugebracht worden — was sollt' ich thun? Im Zorn und in der Betrübniß meines Herzens hab' ich dies und jenes gedacht und bin ganz verzweifelt herumgelaufen. Denn die Sach' ist so gewesen, daß ich nicht hab' ruhig sein können, weil ich ein gutes Gewissen hab'; nein, meine Ehr' hat's nicht gelitten, ich hab' etwas thun müssen. Endlich bin ich mit mir einig geworden. Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, zu dem ich das rechte Vertrauen hab', und dem hab' ich gesagt: weil die Sachen so stehen, so soll's nun sein, als ob du

mir das Versprechen, der Meinige zu sein, gar nicht gegeben hättest; du sollst ganz frei sein und nochmal überlegen, was du thun willst, die arme Annemarie oder die reiche Eva oder eine andere Bauerntochter heirathen, und was du thust, soll mir recht sein. Der Herr ist über die maßen gut gegen mich gewesen, er hat mir gesagt, ich hätte recht gehandelt, und alles das soll ich auch dir schreiben. Weil ich's ihm versprochen hab' und weil's überhaupt geschehen muß, drum thu' ich's jetzt.

„Sieh, Ludwig, du hast mich recht liebgehabt und hast für mich gethan, was wenige thun würden. Und ich hab' mich inniglich gefreut darüber und dir im Herzen tausendmal dafür gedankt. Aber wenn's dir nun doch zu hart ginge in deinem Dienst, wenn du's auf die Länge nicht aushalten könntest und wenn dir der Gedanke käme: es wäre doch besser, wenn du mit deinem Vater dich vertragen und ihm gefolgt hättest — um Gottes willen, Ludwig! wenn du einen solchen Gedanken hättest, und wenn er wiederkäme — schreib' augenblicklich an deine Aeltern, sag' ihnen, du wolltest mich lassen und eine andere heirathen! Denn das kannst du thun, ich geb' dir das volle Recht dazu. Deswegen, weil du mir das Versprechen gegeben hast, sollst du es nicht halten: ich verlang' von dir, daß du dich daran nicht kehren und handeln sollst, wie du es jetzt für gut findest.

„Bedenk', wie deine Aeltern gegen mich sind! Denn das muß ich dir noch sagen, seitdem dein Vater vom

Herrn Pfarrer erfahren hat, was ich zu ihm gesagt hab', glauben sie bei dir, es werde nun bald aus sein zwischen uns, und sind vergnügt darüber, man kann gar nicht sagen wie! Bedenk' das, Ludwig! Deine Aeltern wollen mich nicht und verachten mich; mit ihrem guten Willen kommen wir nie zusammen, du kannst nie zu gleicher Zeit mit mir glücklich sein und mit ihnen. Du wirst mit mir auch keinen Hausstand bekommen, wie du ihn gewohnt bist, und vieles nicht haben, was du vielleicht nicht wohl entrathen kannst. Bedenk' das alles! — Für mich brauchst du nicht zu sorgen. Ich hab' soviel, als ich bedarf, und kann arbeiten und mit Gottes Hülfe werde ich auch dazu gesund bleiben. Und wenn ich kein Glück mehr habe, so kann ich doch sagen, daß ich glücklich gewesen bin, wenn auch auf kurze Zeit, so glücklich, daß es mir immer die größte Seligkeit sein wird, nur daran zu denken. Ich hab' schon dem Herrn Pfarrer gesagt, ich wolle dann fortgehen ins Württembergische, sodaß ich euch gar nicht mehr im Wege bin. Und wenn mir dann die Regine zu wissen thut, daß es dir gut geht, das soll meine Freude sein.

„Leb wohl! Ich hab' mein Versprechen gehalten und gethan, was ich nicht lassen konnte. Ueberleg' nun alles, herzlieber Ludwig! Denk' nicht schlimm von mir und glaub' nicht, daß ich anders gegen dich gesinnt bin als sonst! Ich hab' nur nicht anders gekonnt und ergebe mich jetzt in alles, was geschehen mag. Schreib' mir ganz

ohne Bedenken, was du thun willst, oder laß es mich auf andere Art wissen, wenn's dir lieber ist."

Als sie diesen Brief — der hier freilich aus der eigenen Mischung von Dialekt und Hochdeutsch, in der er ursprünglich abgefaßt war, möglichst in die Form der Schriftsprache übertragen ist — geendet hatte, las sie ihn durch und empfand eine starke Versuchung, ihn wieder zu zerreißen. Es kam ihr vor, als ob zu viel Aerger darin wäre und zu wenig Liebe. Ihr Geliebter war ja ordentlich angetrieben, sie zu lassen; sie fürchtete, er könnte am Ende doch auf den Gedanken gerathen, sie wolle ihn aufgeben. Sie las wieder und stand im Zweifel da, was sie thun solle. In diesem Augenblick öffnete Regine die Thür und brachte einen kleinen Brief: es war die Einladung nach Nördlingen. Da Ludwig alles, was er auf dem Herzen hatte, sich für die Zusammenkunft vorbehielt, so bestand die Einladung nur aus wenigen einfachen Worten. Annemarie fühlte, daß sie ein Ende machen müsse. Sie schrieb unter ihren Brief: „Wie ich so weit gekommen bin, bringt man mir deine Einladung auf den Sonntag. Du siehst, daß ich jetzt nicht kommen kann. Lies erst meinen Brief und gib mir Antwort. Leb wohl, leb wohl!" Sie machte das Papier rasch zurecht, „pitschirte" es mit einem kleinen Geldstück und übergab es Regine, die auf den Markt nach Nördlingen ging, zur Besorgung.

Drei Tage vergingen. Ich will nicht schildern, welche

Gedanken das gute Kind sich machte, welche Angst sie empfand und wie sie sich selber wieder tröstete und an die Stelle der Bangigkeit die Zuversicht redlicher Liebe trat. Sie war, wie überhaupt seit der Bekanntschaft mit Ludwig, etwas aus ihrem Charakter gegangen und bewegter und erregter geworden, als derjenige, der sie früher gekannt, ihr zugetraut hätte. Am Morgen des vierten Tages erhielt sie die Antwort von Ludwig, die er Sonntags geschrieben und die — in ähnlicher Uebertragung — hier folgt:

„Meine liebste Annemarie! Du hast mir einen Brief geschickt, über den ich mich recht gewundert hab'. Ich will dir aber keine Vorwürfe machen; ich hab' mich nach und nach doch hineingedacht, wie's dir zu Muth ist, ich hab' dich bedauert und schäme mich, daß meine Aeltern so gegen dich gehandelt haben. Ja du hast Recht! So sind die reichen Leute, wenn sie auch sonst so gut und so brav sind wie mein Vater und meine Mutter! Ich begreif', wie dich diese Lügen kränken und erzürnen müssen. Ich begreif', was du gethan hast. Aber nun sag' mir: hast du wirklich geglaubt, daß ich thun könnte, was du mir vorschlägst? Ich hoff's nicht; ich hoff', daß du mich besser kennst. Wie! nach allem, was zwischen uns vorgegangen ist, soll ich dich lassen? Und wenn ich wüßte, daß ich mich unglücklich machen würde für mein ganzes Leben, ich thät's nicht! Und wenn ich's vorher hätte thun

können und eine andere nehmen, jetzt könnt' ich's schon gar nicht mehr. Wie viel meinst du denn, daß es Mädchen gibt, die so handeln wie du gehandelt hast? Und glaubst du, daß ich kein Herz habe und keinen Verstand, das einzusehen? Ich weiß wohl, was ein Sohn seinen Aeltern schuldig ist. Ich bin nie ein schlechter Sohn gewesen, wie mir alle bezeugen müssen, und wenn mein Vater verlangt, was er von Gott und Rechts wegen verlangen kann, so will ich's thun. Aber wenn ich, um mit meinem Vater wieder gut zu werden, ein Mädchen verlassen könnte wie du bist, so verdient' ich, daß man mich rädern thäte und meine Glieder aufs Rad flechten! Red' mir also nicht mehr von dieser Sache! Wenn dich dein Gewissen und dein Stolz getrieben haben, zum Pfarrer zu gehen und ihm ein solches Anerbieten zu machen, so begreif' ich das jetzt und schätz' dich um so höher. Aber das will ich nicht glauben, daß du mich wirklich für fähig gehalten hast, ein solches Anerbieten anzunehmen. Denn wenn das wäre, dann wär' deine Lieb' zu mir nicht so groß, wie meine zu dir, sondern viel kleiner! Ich hab' auch ein Gewissen und einen Stolz, und die sagen mir, daß ich dir treu bleiben soll gegen alle Welt. Ich hab' kein böses Gewissen, daß ich mein väterliches Haus verlassen hab', sondern ein gutes, denn ich hab' nicht darin bleiben und dir treu sein können. Und wenn ich wüßte, daß ich heute sterben und vor Gott treten müßte, ich wär' ruhig.

„Ich seh' nun wohl, daß wir für die nächste Zeit nicht zusammenkommen werden, denn du hast deine Gedanken und bleibst dabei. Aber ich vertrau', wir haben nicht nöthig uns zu sehen, um uns grad' so lieb zu haben. Ich hab' dich alleweil vor Augen; wohin ich geh', da gehst du mit mir. Wenn ich bei der harten Arbeit müde bin und denk' an dich, dann hab' ich wieder Kraft; es ist gerade, als hätt' ich einen frischen Trunk gethan. Und jetzt nach deinem Brief will ich wieder alles aushalten. Es ist freilich wahr, daß ich schwere Arbeit thun muß und mancherlei Verdrießlichkeiten hab'; aber wenn's mir hier nicht mehr gefällt, so kann ein Mensch, der gesund ist und sein Geschäft versteht, sich überall fortbringen. Ueberall, wo ich bin, werd' ich gegen dich der gleiche sein, und endlich, das weiß ich ganz bestimmt, werden wir zusammenkommen und glücklich sein. Adies, herzgeliebte Annemarie! Bleibe gesund und vertrau' auf Gott wie dein Ludwig!"

Als Annemarie in ihrer Kammer, wohin sie sich zitternd und bebend geflüchtet, diesen Brief las und zu den ersten Versicherungen der Treue kam, rief sie mit freudestrahlendem Gesicht: „Ich hab's ja gewußt!" Beim Weiterlesen wurde der Glanz ihrer Blicke getrübt durch wonnige Thränen, die ihr bei den Ausdrücken herzinniger Liebe in die Augen traten, bis endlich die Flamme der Freude auch durch sie hindurchdrang und ihr ganzes Wesen verklärte. Regine, von Theilnahme getrieben,

erschien an der Schwelle der Kammer. Das überglückliche Kind eilte auf sie zu, fiel ihr um den Hals und rief mit holdseliger Gewißheit: „Nun gehört er mein, und kein Mensch in der Welt wird mir ihn nehmen!“ Regine hatte das größte Verlangen, den Brief auch zu sehen; die Freundinnen setzten sich zusammen, Wange an Wange lasen sie und unterbrachen sich selbst durch entzückte und gerührte Ausrufungen. Regine sagte zuletzt: „Gewiß, liebes Mädchen, der gehört dir; den bringt sein Vater nicht mehr herum! Aber nun wirst du auch wissen, was du zu thun hast.“ — „Ja“, rief Annemarie, „das weiß ich! Jetzt sind wir stärker als Vater und Mutter und die ganze Freundschaft! Mögen sie sagen und thun was sie wollen — nichts verdrießt mich mehr, ich verzeih' ihnen alles im voraus!“ Regine sagte: „Nun wird's auch gut gehen.“ — „Und wenn's nicht gut ginge“, erwiderte Annemarie, „so wären wir doch glücklich. Jetzt darf's gar nicht schnell kommen, sonst wär's zu viel!“

Als sie noch manches so gesprochen, gingen sie die Stiege hinunter. Im Tennen, d. h. in der Hausflur, angekommen, sahen sie einen Buben zur Thür hereinkommen, der sich vorsichtig umsah. Es war der kleine Gönner des Liebespaars, Johannesle. Annemarie, die schon gehört hatte, wie sie bei dem Bürschchen in Gnaden stand, flog auf ihn zu, gab ihm die Hand und fragte, was er wünsche, ob sie vielleicht mit einer guten Birn' aufwarten könne. Johannesle schüttelte ernsthaft den

Kopf und betrachtete sie mit prüfendem Blick, sodaß die Mädchen sich lächelnd ansahen, und Annemarie fragte, was denn sonst sein Begehr sei? Darauf sagte er endlich: „Ich hab' gehört, du willst den Ludwig lassen und einen andern heirathen. Ist das wahr?" — „Nein", rief das Mädchen unbedacht, „das ist nicht wahr! Entweder den Ludwig oder keinen!" Der Kleine war sichtlich erfreut. „Ich hab's ja gesagt", erwiderte er selbstzufrieden und wandte sich zum Abgehen, voll Begierde, seinen „Stangenreiter" (Oberknecht) zu beschämen. Annemarie rief: „Bleib doch, lieb's Büble, und komm mit in den Garten!" Aber Johannesle rief: „Ich muß fort", und eilte davon. Regine sagte misbilligend: „Da hast du's! Der wird's unter die Leute bringen!" — „Es soll auch unter die Leute", erwiderte Annemarie. „Das kann und darf nicht verschwiegen bleiben. Heute noch geh' ich zum Herrn Pfarrer und sag' ihm alles."

Sie erfüllte dieses Wort nachmittags. Der Geistliche las den Brief, den das Mädchen ihm übergab, mit ernster Aufmerksamkeit und mit einer innerlichen Freude, die beinahe durchgebrochen wäre und seine Parteinahme verrathen hätte. „Es ist gut!" rief es in ihm. Wie Annemarie sah, daß er mit dem Lesen fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, Sie sehen, ich hab' mein Versprechen gehalten. Nun hab' ich in der Sache nur noch eine Pflicht, und der will ich nachhandeln, ohne an etwas anderes zu denken." — „Die Pflicht", versetzte der

Pfarrer, indem er sie lächelnd ansah, „in Geduld zu erwarten, was da kommen soll."

Der alte Herr achtete es unter den gegenwärtigen Umständen für gerathen, den Angerbauer in seinem Hause aufzusuchen und ihm von dem Stand der Dinge Meldung zu thun. Als der Bauer den Kern der Neuigkeit und ein paar Ausdrücke aus Ludwig's Brief vernommen hatte, rief er aus: „O Unsinn! o Tollheit! o verkehrte Welt! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, aber womit hab' ich's verschuldet, daß ich mit so einem Menschen gestraft bin? Wenn ich nur im Grab läge, dann könnten sie thun was sie wollten!" Die Bäuerin ließ sich ähnlich vernehmen, aber in gedämpftern Tönen. Ihr Schlußwort lautete: „Wer hätte das dem Menschen zugetraut! Man soll doch niemals sagen, daß man sich in einem auskennt, sogar bei seinem eigenen Kind nicht!" Der Pfarrer versetzte: „Es thut mir leid, daß euch meine Nachricht betrübt; aber da das Mädchen zu mir das Vertrauen hatte und mir den Brief zu lesen gab, so hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, euch davon zu unterrichten, obwol ich mich sonst in Familienangelegenheiten nicht gern mische." Der Angerbauer sagte mit Würde: „Ich dank' Ihnen dafür, Herr Pfarrer. Wir müssen's hoch aufnehmen, daß Sie sich selber herbemüht haben." Nach einer Weile sagte die Mutter: „Was soll nun aber aus dem Ludwig werden, wenn er so gesinnt ist?" — „Was er selber will", entgegnete der Vater

barsch. Die Mutter seufzte und sagte: „Aber —“ — „Nichts aber!“ rief der Bauer dazwischen. „Willst du etwa haben, daß wir uns durch seinen Trotz einschüchtern lassen und nach ihm schicken sollen? Da, frag den Herrn Pfarrer! — Haben Sie“, fuhr er zu diesem gewandt fort, „nicht neulich zu mir gesagt, wir sollen nicht nachgeben, er müsse zu uns kommen?“ — „Ja“, antwortete der Pfarrer, „und das ist noch jetzt meine Meinung.“ Der Bauer sah sein Weib triumphirend an und sagte: „Siehst du?“

Nach einigen Worten des Trostes empfahl sich der Geistliche; die Eheleute begleiteten ihn bis zum Hofthor, von wo der Bauer düster, die Frau kopfschüttelnd zurückkehrte.

Seit dem Tage, wo Ludwig das väterliche Haus verließ, war der Angerbauer nicht nach Nördlingen gekommen. Er fürchtete zuerst überhaupt Bekannte aus der Stadt oder aus andern Dörfern zu treffen, deren Fragen er nicht so leicht mit einer Grobheit beantworten konnte. Später scheute er hauptsächlich ein Zusammentreffen mit dem Schmiedbauer, dessen Charakter und Manieren er kannte. Zuletzt konnte er doch eine Fahrt zur Schranne nicht länger vermeiden: er hatte noch altes Korn, der Preis war gut und nach seiner Ansicht keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sich lange so halten werde. Er ließ mit einer Partie des Getreides einen Wagen laden und war bald an Ort und Stelle.

Das Gewühl in der Schranne war für diese Zeit groß. Es hatten sich württembergische Händler eingefunden, die bedeutende Einkäufe machten. Der Angerbauer wurde an einen derselben seinen ganzen Wagen Korn los; er war froh und hoffte an diesem Tag nichts Unangenehmes mehr zu befahren. Die Bekannten, die er getroffen, hatten ihn im Drang der Geschäfte nur flüchtig begrüßt und an seine Familienangelegenheit nicht gedacht, wenigstens nicht davon gesprochen. Den Schmiedbauer hatte er gar nicht gesehen. Als das Korn abgemessen war, hieß er den Oberknecht mit dem Wagen zu einem Wirthshause am Thor fahren, wo die Angerbäuerin aufsitzen würde. Diese hatte sich bei dem guten Wetter zu Fuß nach der Stadt begeben, um Einkäufe zu machen, wollte aber für den Nachhauseweg den Wagen benutzen. Der Bauer wollte den Nachmittag in der Stadt verbringen, um nach Bequemlichkeit heimzuwandern. Wie er, unter einem Seitenthor der Schranne stehend, den Knecht wegfahren sah, hörte er von der andern Seite her plötzlich den hellen Ruf: „Guten Tag, Vetter Angerbauer!“ Er sah sich um und erkannte den Schmiedbauer, der ihm begierig zunickte. Augenblicklich ein „danke schön“ brummend ging er rasch auf die Straße und verschwand im Gewühl der Menschen und Wagen.

Anfangs war seine Absicht gewesen, zum „Fadenherrn“ in der Nähe der Schranne zu gehen, wo er gutes Essen und Bier zu finden gewohnt war. Nun aber hütete

er sich wohl, in einem Hause einzukehren, wo er sicher mit dem „boshaften Kerl“, dem Schmiedbauer, zusammenkommen würde. Er vermied aus demselben Grund auch das Wirthshaus am Thor und suchte ein drittes auf, wo er sein spätes Mittagessen in Ruhe verzehren zu können hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Er traf zwei Männer aus seinem Dorf, setzte sich zu ihnen und ließ sich Braten und Salat wohl schmecken, während der Schrannentag ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot.

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder fast behaglich zu Muthe, wozu der um den Leib geschnallte gefüllte Geldgurt das Seine beitragen mochte. Er trank nach Durst und übergab eben die blanke zinnerne Bierkanne der behenden Wirthstochter zur zweiten Füllung, als die Thür aufging und der Schmiedbauer hereintrat. — Dieser hatte ihn in nicht weniger als drei Wirthshäusern vergebens gesucht. Sein Muth wurde dadurch nicht geschwächt, und er war eben im Begriff, in ein viertes zu gehen, als ihm von einem Bekannten das rechte verrathen wurde.

Der Angerbauer, als er den Gefürchteten erblickte, fuhr zurück, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. Der Schmiedbauer ging auf ihn zu, das Gesicht von einem Vergnügen belebt, wie es Reineke der Fuchs empfunden haben mochte, als er den ehrlichen Lampe in seiner Höhle sah. Große, blanke Zähne weisend, die man ordentlich wässern sah, rief er seinem Opfer zu:

„Guten Tag noch einmal! Du bist heute schwer zu finden, Vetter Angerbauer! Schon in drei Wirthshäusern hab' ich dich umsonst gesucht!"

Der Angerbauer hatte sich wieder etwas gefaßt. Er bot ihm nicht das eben ankommende Bier zum Trinken — eine Höflichkeit, die man eintretenden Bekannten sonst gewissenhaft zu erweisen pflegt —, sondern antwortete trocken und ein wenig den Mund verziehend: „Woher kommt dir denn auf einmal das große Verlangen nach mir?"

„Da haben wir's!" sagte der Schmiedbauer; „gleich wieder stolz!" — Und indem er die beiden andern listig anblinzelte, fuhr er fort: „Bist du denn gar nicht neugierig, etwas von deinem Ludwig zu hören?" Der Angerbauer, sich bezwingend, erwiderte: „Nicht im geringsten!" — „Nun, nun", versetzte der andere, „stell' dich nur nicht so an, ich weiß doch, daß du gern etwas von ihm hören möchtest. Du brauchst dich auch gar nicht zu fürchten: ich kann ihn nur loben. Er macht sich ganz vortrefflich, und ich muß dir nur sagen, ich hätt's dem Sohn eines so reichen Mannes nicht zugetraut, daß er einen so geschickten Handknecht abgäbe. Er sucht wahrhaftig seinesgleichen, namentlich im Futterschneiden und Misten."

Bei diesen Worten konnten die beiden Unbetheiligten sich nicht enthalten zu lächeln; dem Angerbauer stieg das Blut ins Gesicht. Finster entgegnete er: „Mag er machen

was er will! Er ist mein Sohn nicht mehr und geht mich so wenig an wie einen von euch!“ — „Geh“, sagte der Schmiedbauer, „sei gescheit! Unser Kind bleibt immer unser Kind.“ — „Und ich sag' dir“, versetzte der Angerbauer mit zornigem Nachdruck, „daß ich nichts mehr von ihm wissen will, und bitt' mir's aus, daß du jetzt von ihm das Maul hältst!“

Auf diese verständliche Abweisung zuckte der Schmiedbauer die Achsel. „Mir auch recht“, sagte er. „Wenn du nichts mehr von ihm wissen willst, dann bleibt mir ein Handknecht, wie ich ihn brauche und wie man ihn heutzutage nicht mehr findet. Schaffen thut er für zwei und gehorchen, als wenn er ein geborener Knecht wäre. Wenn ich, oder mein Sohn, oder meine Tochter, oder mein Oberknecht ihm etwas sagen, läuft er wie ein Wiesel. Wenn du ihn nicht mehr willst, gut! Ich hab' den Vortheil davon.“

Indem er bei den letzten Worten die Zielscheibe seiner Bosheit ansah, fühlte er, daß er für jetzt nicht weiter gehen dürfe. In dem Angerbauer kochte es gefährlich. Seinen Sohn vor den beiden Männern als gehorsamen Knecht loben zu hören, war für ihn schrecklich, und die Absicht des Schmiedbauers, ihn zu verhöhnen, machte ihn wüthend. Wäre er mit diesem allein gewesen, er hätte ihm eine Antwort mit der Kanne an den Kopf gegeben, auf welche kein weiterer Bericht mehr erfolgt wäre. In der vollen Wirthsstube mußte er an sich hal-

ten und schwieg daher grimmig still. Der andere fand für gut zu bemerken: „Nun, ich sehe, es ist dir wirklich unlieb, etwas weiter zu hören; lassen wir's also gehen!" Der Angerbauer nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Du thust sehr gescheit daran!"

Von einem der beiden Bauern wurde das Gespräch wieder auf die Schranne zurückgelenkt und blieb dabei. Auf diese Weise kam jedoch der Angerbauer um eine Nachricht, die ihm lieb gewesen wäre, denn der Schmiedbauer war bekanntlich kein bloßer Bösewicht. Er wollte heute an dem Vetter sein Müthchen kühlen und den „hoffärtigen Kameraden" ein wenig ärgern; dann aber wollte er ihm sagen, daß der junge Bursche in seinem Hause deswegen kurz gehalten und tüchtig angespannt werde, damit er sich nach den Aeltern sehne und endlich demüthig heimkehre, wie sich's gebühre. Er wollte sich dem Angerbauer von seiner ernsthaften Seite zeigen, ihm Vorschläge machen, seine Wünsche hören. Allein da dieser nach seiner Ansicht gar keinen Spaß verstand, so wollte er sich auch auf den Ernst nicht einlassen. Er dachte: „Es ist der Alte! immer gleich oben aus! Gut, für heute soll er nichts weiter hören!"

Als der Angerbauer die zweite Kanne noch nicht ganz geleert hatte, zahlte er und schickte sich an zu gehen, indem er sagte, er habe noch einen Gang zu machen. Den Schmiedbauer übermannte noch einmal der Muthwille und er fragte den Abgehenden in schelmisch-gemüthlichem

Ton: „Soll ich also wirklich deinem Ludwig keinen schönen Gruß von dir ausrichten?“ Der Angerbauer gab ihm hierauf eine Antwort, die ihm der kindischen Bosheit der Frage allein entsprechend schien, und entfernte sich, indem er die Thür stattlich zuschlug. Je mehr Zorn jene Antwort verrieth, desto vergnügter lachten die drei Zurückgebliebenen zusammen und schwatzten noch eine Weile über diesen Spaß.

Unser Mann ging geradeswegs nach Hause. Indem er mit wenig gemindertem Zorn ins Kanzley eintrat, fand er dort sein Weib in einer ähnlichen Stimmung. Ohne vorläufig darauf zu achten, erzählte er, was ihm begegnet, und die Angerbäuerin stimmte in seine Ausrufungen über die Bosheit der Menschen treulich mit ein. Dann bekannte sie, ihr sei beinahe noch etwas Aergeres passirt. Neugierig drängte sie der Mann, zu erzählen. Die Bäuerin hub an: „Ich bin zuerst bei der Melbersbas gewesen und hab' mich etwas länger verweilt als ich dachte. Dann bin ich zum «Canditor» gegangen und hab' Zucker, Kaffee und Gewürz gekauft. Wie ich aus dem Laden auf die Straße hinausgeh', wer kommt auf mich zu? Die Ev' mit ihrer alten Bas! Ich will dir's nur sagen, ich bin ein wenig verhofft gewesen und es ist mich ordentlich ein Zittern angekommen. Aber doch bin ich gleich auf sie zugegangen, hab' sie freundlich gegrüßt und Guten Tag geboten. Die alte Bas hat gedankt; die Ev' hat aber nur ihr «Schnäuzle» naufgezogen.“

Der Angerbauer, der aus allem abnahm, was kommen würde, bemerkte mit einem gewissen Humor: „Sag' Schnauz', das paßt besser!"

Die Mutter fuhr fort: „Weil ich sie nun seit dem Vorgang nicht wiedergesehen hab', so hab' ich nach etlichen Reden gesagt: «Uns hat halt seitdem ein rechtes Unglück getroffen!» Denn wenn man sich so gut kennt, dann kann man wol vertraut miteinander reden. «Ja, ja», antwortete die alte Bas, «das ist eine böse Geschichte! Wer hätte dem Ludwig das zugetraut!» — «Ja freilich», hab' ich wieder gesagt, «hätt' man ihm das nicht zugetraut; aber junge Leute machen eben manchmal tolle Streiche. Alles ist deswegen nicht verloren, er kann sich wieder anders besinnen, kann heimkommen und alles kann noch gut werden.» Da hättest du die Ev' sehen sollen! Roth wie ein welscher Hahn tritt sie vor mich hin und sagt: «Ihr glaubet doch nicht, Frau Bas, daß es mit Euerm Ludwig und mir noch was werden kann? Wenn Ihr so was denkt, dann schlagt's Euch nur aus dem Sinn. Das wär' mir das Wahre! Ein Mensch, der sich so aufführt! Nein, Frau Bas, für so einen bedank' ich mich schön und bin froh, daß ich ihn los geworden bin.» Ich hab' darauf gesagt: «Was willst du denn? — hab' ich denn davon geredt?» Aber sie hat sich nicht irr' machen lassen und höhnisch gesagt: «Aufrichtig, Frau Bas, Ihr thätet am besten, wenn Ihr Euerm Sohn seinen feinen Schatz ließet. Sie ist ihm nun ein-

mal die Liebste auf der Welt, und ein ordentliches Mädchen nimmt ihn ohnehin nicht mehr.»"

„Was", rief hier der Angerbauer auffahrend, „das hat sie dir gesagt?" — „Ja", erwiderte sein Weib, „das hat sie gesagt." — „Gut!" versetzte der Mann, „ganz gut! Also so eine ist die? Ein großes Unglück scheint's nicht, wenn wir die nicht zur Söhnerin bekommen!" — „Das mein' ich auch", bemerkte die Frau, „und das hab' ich ihr auch gesagt. «So groß gefehlt wär's nicht», hab' ich ihr gesagt, «wenn er das Mädchen bekäme. Denn wenn sie auch nicht reich ist, so ist sie doch brav und hat mehr Art als manche reiche Bauerntochter, die ich kenne.» Dabei hab' ich ihr steif ins Gesicht gesehen. Sie aber hat sich nichts daraus gemacht und gesagt: «Nun, da wünsch' ich recht viel Glück dazu! Macht's nur bald richtig und vergeßt nicht, mich auch auf die Hochzeit zu laden.» Damit hat sie Guten Tag gesagt und sich umgedreht und die Alte, die den Kopf geschüttelt hat, mit sich fortgezogen."

Der Angerbauer war ernsthaft geworden und brach nun in die Worte aus: „Eine saubere Person, das muß ich sagen! Da dürfen wir ja von Glück sagen, daß wir sie noch zu rechter Zeit kennen gelernt haben!" — „Sicherlich", erwiderte die Mutter.

Nach einem längern Schweigen, während dessen sie nachdenklich vor sich hingesehen hatte, begann sie wieder: „Vater, ich möchte dir etwas sagen, aber du mußt nicht

bös werden.“ — „Nun“, erwiderte der Bauer mit argwöhnischem Ausdruck, „du wirst hoffentlich nicht im Ernst verlangen, daß wir dem Burschen das Mädchen geben?“ — „Behüte“, versetzte die Mutter, „das weiß ich schon, daß das nicht geht. Nein, ich hab' nur sagen wollen, daß mich der Ludwig «a'fanga» dauert (anfängt mich zu dauern). Ich glaub', er wär' gern wieder bei uns, aber er hat deinen Kopf: er kommt nur nicht, weil er's einmal gesagt hat.“ — „Soll ich ihn“, bemerkte der Bauer, „etwa selber holen, weil er meinen Kopf hat?“ — „Auch nicht“, sagte die Mutter. „Ich meine nur, wir ließen's ihn unter der Hand wissen, daß er kommen könnte; mit der Ev' wollten wir ihn nicht mehr plagen.“ Der Bauer versetzte: „Nein, das geschieht nicht! um keinen Preis der Welt! Wenn ich da nachgäb', müßt' ich mehr nachgeben!“ — „Aber deswegen —“ — „Das muß ich besser wissen. Ich thu's nicht, jetzt erst recht nicht, und damit Punktum!“ Wie gewöhnlich, wenn er einen solchen Trumpf ausgespielt hatte, stand er auf und verließ die Stube.

Während dieser Erlebnisse der Seinen arbeitete Ludwig mit neuer Kraft und neuem Muth weiter. Er hatte in Rücksicht auf sein Dienstverhältniß einer Anfeuerung bedurft; das Schreiben der Geliebten und die Abfassung seiner Antwort gewährten ihm diese aber in vollem Maße. Es war ihm ganz, wie er geschrieben. Sein Geist war

aufgerichtet; das Bewußtsein, ein solches Herz gewonnen zu haben, das Gefühl, ihrer werth zu sein, und die Hoffnung, die aus diesem Gefühl emporkeimte, ließen ihn alle Mühen mit Freudigkeit ertragen. Er hatte nun auch eine Bekanntschaft gemacht, die ihm angenehm und tröstlich war. Von seinem Bauer zum Pfarrer des Orts geschickt, antwortete er diesem auf seine Fragen so verständig und gutmüthig, daß der Geistliche das Gespräch verlängerte, soweit es anging, und den jungen Burschen aufforderte, ihn in freien Stunden zu besuchen. Es war dies ein Mann in mittlern Jahren, der aber ähnliche Ansichten zu haben schien wie der alte Herr, den wir kennen, da er an den entlaufenen Sohn keine Ermahnungen richtete, die er nicht hätte befolgen mögen, sondern sich unbefangen im Kreise allgemeiner Belehrung hielt.

Die Annehmlichkeiten, die er aus alledem schöpfte, waren Ludwig auch nöthig, um ein Uebel zu bestehen, das immer ärger zu werden schien. Dies war der Uebermuth Michel's, der nicht selten in wirkliche Bosheit ausartete. Verdroß es ihn, daß Ludwig bei seinen Neckereien nicht mehr empfindlich wurde, sondern ihn lächelnd oder mitleidig ansah; war er eifersüchtig auf die Seelenfreude, die verschönernd aus dem Gesicht des Knechts leuchtete, oder auf das Lob, das sein Vater diesem hie und da auf seine Unkosten ertheilte, genug, der junge Schmiedbauer ging in seiner herrischen Anmaßung gegen Ludwig

weiter und weiter, sodaß er alle die Seinen hinter sich ließ. Die schwache sinnliche Gutmüthigkeit, wie man dies in der Welt öfter sehen kann, bestand die Probe nicht, die ihr auferlegt wurde, und verwandelte sich unter gewissen Anreizungen geradezu in Gemeinheit. Eine solche Anreizung mochte für den Burschen auch in der Nachricht seines Vaters liegen, daß der Angerbauer seinen Sohn verleugne und, wie es scheine, wirklich nichts mehr von ihm wissen wolle. Konnte man gegen einen Verstoßenen sich nicht gehen lassen nach Belieben?

Als die kleinen Mittel nichts mehr verfingen, wendete Michel die gröbern und plumpern an, und es gelang ihm nun allerdings wieder, den Untergebenen zu ärgern und zu erzürnen. Ungerechte Behandlung zu ertragen, ist für gewisse Gemüther das Schwerste; und wenn sie sich's auch vornehmen, bei den Anmaßungen der Dummdreistigkeit ruhig zu bleiben, so glückt's ihnen doch nicht immer. Die Geduld Ludwig's wurde auf harte Proben gestellt; das Betragen Michel's erschien ihm so kläglich, daß er den Ausbruch des Zorns und der Verachtung kaum mehr zurückhalten konnte. So sammelte sich nun aber ein Maß von Galle in ihm an, das nur noch berührt zu werden brauchte, um überzulaufen.

An einem Sonntag nach dem Essen kamen „Freunde" — wie man weiß, Verwandte — des Schmiedbauers zum Besuch angefahren, Vater, Mutter und ein funfzehnjähriger Sohn. Sie wurden mit Kaffee und „Goglopf"

(Guglhupf) tractirt, welchen Madlene und die Magd am Vormittag zu diesem Zweck verfertigt hatten. Als endlich auch der „junge Vetter“ dem Nöthigen zu einer neuen Schale nicht mehr Folge leisten konnte, führte man die Gäste im Hause herum und zeigte ihnen Küche und Keller, Kasten und Schreine und deren Inhalt zum Bewundern, welcher Absicht die Bauersleute höflich entgegenkamen. Michel empfand großes Verlangen, ihnen die Ställe zu zeigen, und freute sich namentlich, ihnen die Zierde derselben, einen schönen zweijährigen Braunen, vorzuführen. Er eilte voraus in den Roßstall, fand den Oberknecht ausgegangen, Ludwig aber bei der Hand. Bei dem Anblick desselben fuhr der böse Feind in ihn und gab ihm den Gedanken ein, sich selbst in seiner Herrlichkeit und den Sohn des Angerbauers, der mit den Gästen ebenfalls einigermaßen verwandt war, in seiner Erniedrigung zu zeigen. Er rief in barschem Ton: „Ludwig, führ' den Braunen in den Hof!“ Ludwig gehorchte und dankte den Verwandten auf den Gruß, den sie ihm boten, mit bescheidener Höflichkeit. Das junge Roß ward im Freien munter und fing an zu laufen. Michel rief ärgerlich: „Nicht so schnell!“ Der Angefahrene hielt es zurück; Michel schrie nun: „Zu langsam! Marsch! Zu!“ und vexirte den andern so, daß die Gäste bald sahen, worauf es hier angelegt war, den roth gewordenen Ludwig bedauerten und den Sohn des Hauses für einen dummen Prahler hielten. Endlich rief Michel: „Laß ihn laufen!

Schnell! schneller!“ Ludwig gehorchte; das Roß wurde im Trab übermüthig, sprang auf die Seite, traf mit den Hinterbeinen in eine kleine Kothlache, die vom gestrigen Regen herrührte, und bespritzte den schön gestreiften Rock der Bäuerin.

Auf so etwas hatte Michel gewartet. Den Umstand, daß dieser armselige Zufall nur infolge seiner Befehle eingetreten war, natürlich außer Acht lassend, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zugleich seine Machtvollkommenheit und seine Galanterie gegen die Base an den Tag zu legen; er schrie Ludwig zornig an: „Du bist ein Esel! Nicht einmal ein Roß kannst du führen, wie sich's gehört!“ — Das war dem Burschen zu viel. Während die Gäste Ausrufe des Bedauerns hören ließen, übergab er dem kurz vorher angekommenen dritten Knecht das Roß, trat vor Michel hin und rief: „Du bist der jämmerlichste aller Menschen! Noch ein solches Wort gegen mich, und ich brech' dich zusammen!“ Seine Augen funkelten, in seinem Gesicht brannte die Glut des Zorns und der Verachtung, seine Arme zuckten, als ob er seine Rede sogleich wahrmachen wollte. Michel erschrak und trat blaß geworden einen Schritt zurück. Der gemeinschaftliche Vetter stellte sich zwischen sie und ermahnte zur Ruhe. Unterdessen faßte sich Michel wieder, und indem er eine hochmüthige Miene anzunehmen suchte, sagte er zu Ludwig: „Mit dir wird man noch fertig werden, und das bald!“ Dann sah er sich um, ob nicht

sein Vater oder der Oberknecht in der Nähe wäre. Ludwig folgte dieser Bewegung, und seine Gedanken errathend, rief er: „Schrei keinem, ich rath' es dir! Wenn ihr zusammen über mich herfallt, dann ist's Nothwehr, was ich thu', und" — setzte er hinzu, indem er die Hand an die Seitentasche legte — „ich schwör's bei Gott: den ersten, der mich anrührt, stoß' ich nieder wie einen Hund!" Der Bauer, dem dies zu stark war, sagte: „Führ' keine solchen Reden, das geziemt sich nicht für dich!" — „Für mich geziemt sich alles", entgegnete der Gereizte, „was sich für einen freien Menschen geziemt! In dem Augenblick bin ich kein Knecht mehr, sondern der Sohn meines Vaters! Aus diesem Haus geh' ich fort, auf der Stelle — das versteht sich von selbst!" Er wandte sich zum Abgehen, drehte sich aber nochmal gegen Michel um und machte mit geballter Faust eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Du weißt, was geschieht! Dann ging er in die Stallkammer zu seinem Lager und nahm aus dem danebenliegenden Schrein seine wenigen Habseligkeiten heraus, um sie zur Wanderung zusammenzubinden.

Unterdessen war der Schmiedbauer mit seiner Tochter aus dem Hause gekommen. Auf sein Befragen, welch ein Lärm das sei, erzählte der Vetter den Handel, war aber so gerecht zu sagen, daß Michel dem Ludwig es zu arg gemacht habe, was von der Base mit der Bemerkung bestätigt wurde, daß es wegen des „Spretzers" auf

ihre Schürze nicht der Mühe werth gewesen wäre. Der Schmiedbauer verwies dem Sohn sein Betragen und hieß ihn in die obere Stube gehen: die Sache wolle er nun allein ausmachen. Michel entgegnete, dem Kerl werde er nicht aus dem Wege gehen, entfernte sich aber doch.

Ludwig, sein Bündel unter dem Arm, kam herbei. „Schmiedbauer“, sagte er mit verhältnißmäßiger Ruhe, „Ihr habt wol schon gehört, was geschehen ist, und werdet begreifen, daß ich in Euerm Hause nicht länger bleiben kann.“ — „Das begreif' ich“, sagte der Bauer. „Aber wo willst du hin?“ Ludwig erwiderte: „Ich geh' nach Augsburg.“ Der Bauer bemerkte: „Es wäre gescheiter, wenn du zu deinem Vater heimgingest. Die Gelegenheit wär' gut.“ Ludwig entgegnete unmuthig: „Behaltet Euern Rath für Euch“, und wollte gehen. — „Wie!“ rief der Bauer, „ohne deinen Lohn? Du bekommst noch zwei Gulden.“ Ludwig erwiderte, er schenke ihm den Lohn, worauf der Bauer nicht ohne Würde ausrief, er wolle nichts geschenkt von ihm, was er verdient habe, müsse er nehmen. Ludwig ließ sich die zwei Gulden bezahlen, gab sie dem dritten Knecht, der ihn erstaunt ansah, wünschte den Umstehenden wohl zu leben und richtete seine Schritte dem Wirthshaus zu. Da der Abend herannahte, so wollte er hier übernachten und morgen mit dem Frühesten nach Augsburg wandern, wozu er noch beinahe zwei Gulden vom früher einge-

nommenen Lohn hatte. Sein Gedanke war, an diesem Ort, wie schon so mancher vom Ries, sein Glück zu machen, Annemarie nachzuholen und sie in eine schöne Stadtwohnung als Frau einzuführen.

Als er in die stark besuchte, von Tabacksrauch erfüllte Wirthsstube trat, wurde er von einem Tisch junger Burschen freundlich begrüßt und zwei davon streckten ihm mit der üblichen Frage: „Kann ich aufwarten?“ ihre gefüllten Gläser entgegen. Der Streit mit dem jungen Schmiedbauer war von mehrern, die zufällig am Hofe vorübergingen, mit angehört worden, und diese hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Geschichte durchs Dorf zu verbreiten. Kurz vorher war sie in der Wirthsstube erzählt worden, und die Zuvorkommenheit der jungen Leute hatte ihren Grund darin, daß Ludwig es dem eingebildeten Michel so hinausgegeben, und — daß er kein Knecht mehr war. Unser Bursche that mit ebenbürtiger Miene Bescheid, aß und trank, sagte dem Wirth, daß er über Nacht bleiben wolle, und ließ sich von ihm in die obere Stube führen. Hier begehrte er Schreibzeug und begann einen Brief an Annemarie, worin er ihr den heutigen Vorgang und seine Plane mittheilte. Als er fertig war, klopfte es an die Thür. Die Wirthsmagd brachte Licht mit einem Brief, der soeben unten für ihn abgegeben worden sei.

Ludwig betrachtete die Aufschrift, erbrach das Schreiben und las, zuerst mit allen Zeichen großer Ueber-

raschung; dann schüttelte er ernst den Kopf, als ob er mit dem Inhalt nicht einverstanden sein könnte. Er las weiter; eine eigenthümliche Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen, er sah empor, wie bewegt von einem lockenden und drängenden Gedanken. Auf einmal stand er auf und rief entschlossen: „Ich thu's!“ Er setzte sich wieder, versank in Nachdenken, und sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an, wie das eines Menschen, der weiß, daß sein Thun verdammende Urtheile erfahren wird. Er packte sein Bündel aus und ordnete seine Habseligkeiten geschickter, als es in der ersten Eile möglich gewesen. Was der Brief auch enthalten mochte, in dem Beschluß, die Wanderung anzutreten, schien er ihn nur bestärkt zu haben.

Nach einem in mäßiger Arbeit verbrachten Tage saß der Angerbauer bei seinem Weib im Kanzley. Die Abendmahlzeit war vorüber, ebenso das Läuten der Kirchenglocke, das die Familien zum Abendgebet ruft und welches darum „Betläuten“ genannt wird. Die Ehehalten waren zum größten Theil schon im Bett, weil sie morgen sehr früh wieder herausmußten; nur der Oberknecht war noch im Roßstall und erzählte dem Andres Geschichten. In der Stube herrschte große Stille, in welcher nur das Ticken der Wanduhr — stärker, als man ihr's bei Tage zugetraut hätte — und das „Spinnen“ der großen Haus-

katze vernehmlich war. Der Angerbauer hörte nichts von beiden; er ruhte gedankenvoll in dem braunledernen Großvaterstuhl am Ofen. Die Bäuerin saß am Wandtisch, auf dem eine brennende Oelampel stand. Sie sah bekümmert aus und war offenbar mit einem bestimmten Gedanken beschäftigt. Diesen zu äußern, brach sie das Stillschweigen, und zwar in einem Tone, als ob sie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnähme. „Was doch das Geld ist!“ sagte sie mit einer Art Seufzer. „Wenn das Mädchen nun einen Hof hätte wie die andere, eine bessere Schwiegertochter könnten wir uns nicht wünschen!“ Der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf und erwiderte: „Was red’st du da wieder! Sie hat ihn nun einmal nicht! Wenn! Als ob einem damit geholfen wär’!“ Die Bäuerin ließ sich nicht irremachen und fuhr fort: „Ich hab’ sie heut wieder an mir vorbeigehen sehen, und was mir besonders gefallen hat, ist ihre Sauberkeit, und daß ihr alles so wohl ansteht. Das würde eine Haushaltung werden wie unsere.“

Der Alte wurde ernstlich böse. „Ich möchte doch wissen“, rief er aus, „was das für ein Vergnügen ist, sich Dinge vorzustellen, die nicht sein können. Sei doch nicht kindisch!“ — „Nun ja“, erwiderte die Frau, „ich weiß ja, daß es nicht sein kann; aber man darf doch wol davon reden.“ Sie schwieg eine Weile still, konnte oder wollte sich aber noch nicht zufrieden geben und begann daher: „Wer hätte gedacht, daß es uns so ganz

unglücklich gehen würde! Statt einen Sohn gut zu versorgen, müssen wir ihn bei Leuten dienen lassen, die ihn schlecht behandeln, und vielleicht bald hören, daß er in die weite Welt gelaufen ist, wo wir ihn gar nicht mehr sehen!" Der Vater erhob sich in großem Unmuth. „Ich seh'", rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir ins Bett gehen! Nimm die Ampel und zünde mir, ich geh'!" — „Nun", versetzte die Mutter, „thu' nur nicht gleich so wild!" Sie erhob sich und folgte dem Mann in die Stube.

Als sie eben der Thür sich näherten, hörten sie ein Gebell vom Hofhunde, das sich rasch in ein Freudengeheul verwandelte. Sie horchten. Ein froher Lärm erhob sich vom Stalle her und bald vernahmen sie den lauten Ruf von Andres: „Er ist da! Er ist da!" Das Herz der Mutter klopfte, mit zitternder Hand öffnete sie die Thür, sah umher und erblickte an dem Ende des Ganges, der vom Stall in den Tennen führte, den verloren geglaubten Ludwig, von Andres mit jubelndem Eifer vorwärts gezogen. Einen Freudenschrei ausstoßen, die Ampel auf die Ofenbank stellen, dem wiedergefundenen Sohn entgegeneilen, ihn fassen und mit liebenden Worten begrüßen, war bei der guten Frau eins. Sie nahm ihn beim andern Arm und führte ihn vereint mit Andres der Stube zu.

Der Angerbauer war von dieser, im gegenwärtigen Moment durchaus unerwarteten Heimkehr in die innerste

Seele getroffen. Seine Gemüthsbewegung äußerte sich in einer Blässe, die über sein Gesicht ging und ebenso wie die Freudenröthe der Mutter das Gefühl für den Sohn verkündete. Damit hatte er aber den Zoll der väterlichen Liebe abgetragen; er faßte sich im Augenblick wieder, unterdrückte seine Bewegung und sah dem Ankommenden in der Würde des häuslichen Richters entgegen, da die Mutter nach seiner Ansicht in der Güte viel zu weit gegangen war. Ludwig stand mit blutrothem Gesicht auf der Schwelle. Er hatte der Mutter „Guten Abend“ gesagt; vor dem Vater zeigte sich aber die Natur unfähig, den Beschluß des Willens auszuführen; der Mund war ihm wie durch einen Zauber verschlossen. Ebenso unfähig war der Vater, diesen Zauber zu lösen durch ein mildes, entgegenkommendes, wenn auch mit väterlicher Rüge entgegenkommendes Wort.

Allein ich darf in dieser Schilderung nicht weiter gehen. Ich kenne die Leser und auch die schönen Leserinnen. Ich weiß, daß namentlich die letztern am Manne das Heroische, Durchgreifende, stolz Beharrende lieben, und muß nun fürchten, daß unser Freund wegen seiner plötzlichen Nachgiebigkeit in ihrer Achtung gar sehr gesunken ist und ihre theilnehmenden Seelen von dieser Wendung überhaupt unangenehm berührt worden sind. Da es mir nun doch hauptsächlich um ihre Gunst zu thun ist, für mich sowol als für meinen ländlichen Lieb-

haber, so muß ich vor allem berichten, wie dieser dazu gebracht wurde, den unerwarteten Schritt zu thun.

Als Ludwig sich vom Schmiedbauer ins Wirthshaus begab und den Brief an Annemarie schrieb, war es bei ihm ausgemacht, am andern Morgen nach Augsburg zu wandern. Eine Aenderung seines Entschlusses wurde durch den Brief herbeigeführt, den er nachts erhielt und der ihm ein anderes Ziel der Wanderung bezeichnete. Er war geschrieben von dem alten Pfarrer und ihm zugesandt aus dem Hause des jüngern Amtsbruders, wo er für einen Fall dieser Art schon bereit lag. Ich lasse ihn wörtlich folgen und seine Sache selbst führen. Der alte Herr schrieb:

„Lieber Ludwig! Ich höre von meinem Freund und Amtsbruder, daß du von dem Bauer, bei welchem du als Knecht dienst, und von seinen Kindern immer übler gehalten wirst, und da ich annehmen muß, du werdest dich über kurz oder lang mit ihm überwerfen, so schreibe ich dir diesen Brief, damit er im Augenblick der Entscheidung das Gewicht eines freundschaftlichen Rathes in die Wagschale werfe, die sich zur Versöhnung neigt. Du weißt selber, Ludwig, daß dein alter Freund nicht zu denen gehört, die mit ihren Ermahnungen lästig werden, wo kein Wille und keine Fähigkeit ist, sie zu befolgen; aber dir muth' ich jetzt etwas zu, weil ich dir die Kraft zutraue, es zu thun. Um es offen zu sagen: du mußt

zu deinen Aeltern zurückkehren! Du mußt es freiwillig und sobald als möglich thun!

„Ueber den Streit mit deinem Vater will ich jetzt nicht urtheilen. Ihr seid aneinandergerathen und du hast das väterliche Haus verlassen — es sind geschehene Dinge. Aber nehmen wir an, es sei an dem Bruche einer so gut schuld wie der andere — wem steht es zu, die Hand zum Frieden zu bieten, dem Vater oder dem Sohn? Die Antwort hierauf wirst du dir, wenn du unbefangen urtheilen kannst, selber geben. Der Sohn, der nachgibt, erfüllt die Pflichten kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams; der Vater, der nachgibt, verletzt die Pflichten der Herrschaft in seinem Hause und gibt sich unmännlich in die Hand des Kindes.

„Wüßten deine Aeltern nicht, daß sie dich aus dieser Ursache nicht zurückrufen dürfen, sie hätten's wahrlich schon lange gethan. Denn sie kümmern und grämen sich, sie verzehren sich in Sorgen und Unruhe, wie wenig sie sich's vor andern auch anmerken lassen. Die Freude und die schöne Zufriedenheit ist aus ihrem Hause gewichen. Darf nun der Sohn, der davon Kenntniß erhält, zaudern, seinen Aeltern die verlorene Freude wiederzugeben? Darf er zaudern, wenn man ihm zeigt, daß es seine Pflicht ist und er allein es vermag? Wenn der natürliche Mensch in dir widerstrebt, wenn er sich dreht und windet und allerlei Ausflüchte macht — um so besser, Ludwig! Denn dann hast du Gelegenheit, in Ueberwindung

desselben zu beweisen, daß du ein Christ und ein braver, sittlicher Mensch bist.

„Ich wende mich an den Ludwig, der mir im Unterricht gar oft durch verständige und feine Antworten Freude gemacht hat. — Wenn ein Sohn, der trotzig davongelaufen, in das Haus seiner Aeltern zurückkehrt, weil es ihm draußen schlecht geht und er gern wieder besser essen und trinken möchte, so ist er ein armer Sünder, dem man allenfalls verzeihen, aber keine Achtung schenken kann. Wenn er aber heimkehrt aus Liebe zu den Seinen und in der großmüthigen Absicht, ihnen Freude zu bringen, wenn er heimkehrt, obwol er sich sagen kann, daß er sich draußen selber zu helfen vermöchte, dann ist er ein braver, edler Mensch und handelt in dieser christlichen Selbstüberwindung viel männlicher, als wenn er trutzig weiter und weiter liefe; denn es gehört viel mehr Kraft dazu, seinen Willen zu brechen, als seiner Leidenschaft zu fröhnen. — Das Christenthum, Ludwig, das ich dich gelehrt habe, ist nicht einem Gefäße gleich, das man in einen Kasten stellt, um es hier und da seinen Freunden zu weisen; es ist eine Sache zum Brauchen. Und je mehr und je fleißiger man diese Sache braucht, desto besser und schöner wird sie.

„Erwäge noch etwas anderes! Du strebst nach einem eigenen, in deinen Verhältnissen ungewöhnlichen Preis. Du begehrst ein Mädchen zur Frau, die durch ihr Vermögen und ihre Stellung im Leben nach der hergebrachten

Ansicht nicht deinesgleichen ist. Du verlangst, daß deine Aeltern ihre Plane opfern und ihre gewohnten Begriffe aufgeben sollen um deiner Leidenschaft willen. Womit hast du denn das verdient? Was hast du denn dafür gethan? Du forderst dem Vater seine Einwilligung ab, und wie er sie verweigert, brichst du mit ihm und gehst davon. Heißt das von seinen Aeltern eine Gunst verdienen? Und wenn du nun ganz fortwanderteſt in die Fremde, könnteſt du von dem völlig geflohenen, doppelt gekränkten Vater erwarten, daß er dich dafür durch Erfüllung deiner Wünsche belohnte? Wenn du aber selbst ein Opfer bringst, wenn du dich demüthigst und in freiem Entschluß als gehorsamer Sohn zurückkehrst, dann möchte das wol die Herzen der Deinen rühren, sie möchten eine Anregung empfinden, nun ebenfalls ein Opfer zu bringen und da zu belohnen, wo ein Verdienst vorhanden ist.

„Ich will dir keine Hoffnungen machen, denn ich habe kein Recht dazu; noch weniger kann ich für etwas der Art einstehen. Allein wenn du den Segen des Himmels haben willst, so mußt du durch edles Handeln dich seiner werth machen. Und wenn du bei deinem Vater etwas erreichen willst, so darfst du nicht auf eine Schwäche rechnen, die er nicht hat, sondern du mußt die Großmuth zu erwecken suchen, deren er fähig ist.

„Und nun bedenke, was deine braven Aeltern von jeher für dich gethan haben, und frage dich, ob die Aufrechthaltnng eines im Zorn gesprochenen Wortes so schwer

wiegen darf wie die Pflicht der Dankbarkeit für unberechenbare Wohlthaten. Denke an die Freude, welche du den Deinigen machen wirst — und daneben auch ein wenig an die, welche dein alter Freund haben wird, der dich gar gern wieder in seiner Nähe hätte!“

Ob dieser Brief einen andern umgestimmt hätte? Ich weiß es nicht. Bei Ludwig erfüllte er seinen Zweck, und der alte Herr bewies hier, daß er seinen Schüler kannte. Der Verstand des jungen Burschen konnte den Gründen des Geistlichen nicht unrecht geben, und sein gutmüthiges Herz war empfänglich für die edeln Mahnungen, die er an sich gerichtet sah. Er erkannte klar: geschehen muß etwas, mein Vater thut's nicht, darum muß ich's thun. Er fühlte sich bei diesem Gedanken nicht kleiner als vorher, sondern größer, und deutlich rief es in seinem Herzen, daß der Gang nach Hause der Weg zu seinem Glück sein werde. Er faßte seinen Entschluß und blieb dabei.

Am andern Morgen zerriß er den Brief an Annemarie und schrieb einen andern, der kurz so lautete: „Liebe Annemarie! Ich bin im Streit vom Schmiedbauer geschieden und folge nun dem Rath unsers guten Pfarrers und kehre aus freien Stücken zu meinen Aeltern heim. Er hat mir seine Meinung schriftlich zukommen lassen, und du würdest ihm ebenso recht geben müssen, wie ich es thue. Ich bleibe dir unabänderlich treu und thu' nur einen Schritt, der uns dem Ziel, das wir beide uns gesetzt haben, näher bringen muß. Und vertrau' dem

Herrn Pfarrer und mir nur ohne weiteres, wenn ich dich auch in der ersten Zeit nicht gleich besuchen könnte. Es geschieht alles zu unserm Besten. Ich bin dein ewig getreuer Ludwig."

Nachdem er diesen Brief an Annemarie durch eine sichere Gelegenheit abgeschickt hatte, wo sie ihn noch im Laufe des Tages bekommen mußte, nahm er von den Wirthsleuten Abschied, ging zum Pfarrer des Orts und theilte ihm sein Vorhaben mit. Der Geistliche lobte ihn sehr und wünschte ihm alles Glück, indem er ihm freundlich lächelnd Muth einsprach. Ludwig ging zuerst nach Nördlingen und richtete es so ein, daß er in der Dämmerung auf Feldwegen nach seinem Dorfe wanderte. Als er sich seinem Garten näherte — denn durch ihn wollte er ins Vaterhaus zurückkehren — mußte er erfahren, daß auch bei der größten Willigkeit des Geistes das Fleisch dennoch schwach sein kann. Wie fest er sich vorgenommen, heimzukehren als ein Mensch, der weiß was er will und der seine Pflicht erfüllt, so fing sein Herz doch gar mächtig an zu pochen und er wurde roth vor sich selber. Trotz dieser Anwandlungen des Schämens und Zagens ging er indeß vorwärts, bis er in den Hof und von da in die Stallung kam. Das übrige wissen wir.

Als der Alte sah, daß sein Sohn nichts vorzubringen vermöge, brach er das Stillschweigen auf eine Art, wie sie ihm fürs erste allein möglich war. Er sagte:

„Es scheint, daß es dir beim Vetter Schmiedbauer nicht recht gefallen hat, da du wieder zu einem Mann kommst, wie dein Vater ist. Hat man den Herrn vielleicht nicht gut gehalten? Hat man sich unterstanden, ihm durch den Sinn zu fahren? Wie oder hätte" — Weiter konnte er nicht reden, da die Mutter ihm mit dem Ausruf: „Bist du gleich still!" den Mund zuhielt. Zu Ludwig gewendet, sagte sie dann: „Kehr dich nicht an seine Reden, du kennst ihn ja! Ihm ist's am liebsten von uns allen, daß du wieder da bist!" — „Ja wohl", bemerkte Andres, „ihm ist ein Mühlstein vom Herzen gefallen!" — Der Alte sah Andres an und sagte: „Ihr seid Narren, du und deine Mutter!" — Dann faßte er sich und sagte mit Würde: „Freilich ist's mir lieb, wenn ich sehe, daß ein junger Mensch zur Einsicht kommt und seinem Vater nachgibt, wie sich's gehört! Wenn ein toller Streich wieder gut gemacht und der Karren wieder ins Gleis geschoben wird, das muß einen vernünftigen Menschen freuen."

Diese Rede öffnete dem Sohne wieder den Mund; er sagte mit bescheidener Festigkeit: „Vater, ich bin zu dir zurückgekommen aus freien Stücken. Ich hab's nicht nöthig gehabt, denn einem Menschen, wie ich bin, steht die Welt offen, und daß ich etwas ertragen kann, hab' ich bewiesen. Ich bin zu dir zurückgekommen, weil ich mich überzeugt hab', daß das Nachgeben meine Pflicht ist, und nun bin ich auch entschlossen, alles auszuhalten, was mir geschehen mag." — Der Alte hatte hoch auf-

gehorcht; die Rede und die Art, wie sie vorgebracht wurde, gefiel ihm. Ebendeswegen hielt er sich aber an die letzten Worte und erwiderte: „Dummheiten! Man wird dich wol hier fressen? Du bist noch immer der Alte!" — Damit wandte er sich weg.

Die Mutter dachte nun an etwas anderes. Sie fragte: „Aber du wirst hungerig sein, Ludwig, von dem Marsch! Gleich will ich ein Stück Fleisch richten, das noch von gestern übrig ist!" — Andres, der in bester Laune war, bemerkte: „Du bekommst Kalbsbraten, wie dein Vorgänger im Neuen Testament." — Ludwig, auf den Scherz eingehend, erwiderte: „So wie der komm' ich drum doch nicht heim! Indessen hab' ich schon in Nördlingen Kalbsbraten gespeist und muß für dein Anerbieten danken, Mutter." — „Ah so", rief Andres, „du hast dich gestärkt zu der großen Anrede! Die Kraft hat aber doch beinahe nicht gereicht." — „Sei still", sagte die Mutter, „du bist grad wie dein Alter!" — Sie bot ihren Braten wiederholt an und Ludwig mußte es aufs bestimmteste abschlagen, bevor sie sich beruhigte. Nun lud sie ihn ein, sich an den Tisch zu setzen, wo der Vater schon Platz genommen hatte, und ihr zu berichten, wie's ihm ergangen sei.

Ludwig erzählte seine ganze Geschichte, mehrfach unterbrochen von den Ausrufungen der Mutter: wie sie nie geglaubt hätte, daß die Schmiedbauersleute von der Art seien. Als er den Auftritt mit dem jungen Schmied-

bauer schilderte, konnte sein Vater nicht umhin, den Jungen, der hier gezeigt, daß er auch „Schneid" habe, beifällig anzusehen. Bei dem Bericht über die Umwandlung durch den Brief wurde er aber plötzlich ernsthaft. „So, so", sagte er, „ein Brief von unserm Pfarrer. Darf man ihn vielleicht auch lesen?"

Ludwig übergab ihm den Brief, denn er hatte wohl gemerkt, daß er auch für den Vater geschrieben war. Der Alte rückte die Ampel näher und las, anfangs mit würdevollen Zeichen der Beistimmung und Anerkennung, dann mit sehr bedenklicher Miene. „So, so, so", sagte er, als er fertig war. „Das schreibt der Herr Pfarrer? — Nun seh' ich, wie viel's geschlagen hat!" — „Nun?" fragte die Mutter mit großer Neugierde. — „Jetzt kenn' ich mich aus und bedank' mich schön", fuhr der Alte mit empfindlicher Miene fort.

Ludwig, seine Gedanken errathend, sagte: „Vater, ich weiß, was du meinst. Aber ich verspreche dir's, nie sollst du von mir eine Bitte hören. Wenn ihr mich nicht mehr mit der Base plagt, so will ich nichts weiter." — Der Alte versetzte: „Du willst nichts weiter? Gut, schön! Das heißt für die erste Zeit. Du kannst warten! Hab' ich's getroffen?" — Als er Ludwig leicht erröthen sah, setzte er hinzu: „Dein Pfarrer und du, ihr dürft fein nicht glauben, daß der Angerbauer ein Bret vor dem Kopf hat. Ihr seid mir noch lang nicht zu gescheit! Daß ihr euch nur nicht verrechnet!" — Jetzt rief die

Mutter in ernstlicher Ungeduld: „Aber was hast du denn?“ — „Ach“, erwiderte der Alte, „die ganze Geschichte ist mir zuwider, ich bin müd' und geh' zu Bett.“ Damit stand er auf und ging hinaus in die Schlafkammer.

Die Mutter „zündete“ ihm nicht, wie sie sonst auch unaufgefordert gethan hätte. Sie war zu neugierig, zu erfahren, was in dem Brief stehe, und forderte Ludwig auf, ihn vorzulesen. Dieser las die Hauptstellen. Als er geendet hatte, rief die gute Frau, während Andres sehr schlau drein sah: „Ei, ei, ei! Nun begreif' ich deinen Vater.“ — „Liebe Mutter“, sagte Ludwig, „heut' wollen wir von dieser Geschichte nicht weiter reden.“ — „Ja wohl“, bemerkte Andres, „wir wollen uns niederlegen, ich bin schläfrig. Komm', du gehst mit mir in die obere Kammer. Hab' ich doch wieder einen Schlafkameraden!“ Er wollte den Bruder mit sich fortziehen, aber die Mutter hielt ihn noch und fragte: „Willst du denn aber wirklich nichts mehr essen heute, Ludwig?“ — „Nein“, erwiderte dieser dankbar, gab ihr die Hand und sah ihr zärtlich ins Auge, indem er sagte: „Schlaf wohl, gute Mutter! Führ' meine Sach' beim Vater.“

Die Mittheilungen, die Andres seinem Schlafkameraden gemacht, konnten nur günstig gewesen sein; denn Ludwig zeigte am andern Morgen in seinem Gesicht eine

eigene stille Zufriedenheit und Hoffnung. Er wußte, daß der Pfarrer früh aufzustehen pflegte, und wollte ihn daher zuerst besuchen. Auf dem Wege wurde er von verschiedenen Bekannten erstaunt angesehen, von einigen schelmisch begrüßt. Er war jedoch in zu guter Stimmung, um verlegen zu werden; er dankte und antwortete wieder scherzend. — Der alte Herr war sehr erfreut, als er ihn sah. „Ah, brav so!“ rief er, ihm die Hand reichend, „du hast meinen Rath befolgt!“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Und bist wohl aufgenommen worden?“

Ludwig erzählte, wie es ihm ergangen. Der Alte hörte mit größter Theilnahme zu und sagte! „Nun, ich kenne ja die Deinen! Es ist gekommen, wie ich's dachte.“ — „Ja“, versetzte Ludwig, „Sie haben sich meiner angenommen, Herr Pfarrer. Ich sehe nun wohl, wie Sie's meinen, und weiß, daß wir alles Gute, was uns noch kommen wird, nur Ihnen verdanken.“ — „Pst!“ rief der alte Herr lächelnd und freundlich warnend. „Still davon!“

Vom Pfarrer ging Ludwig zu seiner Schwester, die er allein in der Stube traf. Sie hatte von seiner Ankunft schon gehört und gab ihm die Hand, indem sie ausrief: „Bist du da, Vagabund? Du machst schöne Streiche, ja!“ Ludwig zuckte die Achseln und begrüßte den eintretenden Schwager, der seine Frau fragte: „Hast du nicht den Ofen eingeschlagen bei dem seltsamen Besuch?“ — „Wahrhaftig“, sagte diese, „das hätt' ich thun

sollen.“ — „Nun“, bemerkte Ludwig, „von jetzt an werd' ich schon öfter kommen.“ — Die Schwester lächelte. „Du glaubst wol selbander? Aber das hat noch einen Haken.“ — „Man kann nicht wissen“, versetzte Ludwig mit einem gewissen Uebermuth.

Er verließ die Familie sehr aufgemuntert. Aus allem, was er sah und hörte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß sich die Seinen — vielleicht nur den Vater ausgenommen — mit dem Gedanken an eine Heirath zwischen ihm und Annemarie schon vertrauter gemacht hatten, als er nur irgend hatte hoffen können. Was würde er gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er diese Umstimmung zum großen Theil dem Benehmen der Eva verdankte! Dieses hatte namentlich die Schmalzbäuerin empört, und da bei der angestellten Vergleichung Annemarie doppelt gewinnen mußte, so hatte die Schwester gegen ihren Mann und die Mutter zuerst den Gedanken ausgesprochen, es würde am Ende das Beste sein, dem Ludwig das Mädchen zu lassen. — Als er an der Gasse vorüberging, die zu dem Bäckerhause führte, sah er sehnsüchtig hin, und beinahe hätte er dem Drange nachgegeben, zu der Geliebten zu eilen und ihr seine Hoffnungen zu verkünden. Aber er sagte sich: „Nein, es darf nicht sein!“ und ging nach Hause.

In derselben Morgenstunde saß Annemarie bei einer Arbeit in der Stube des Bäckers. Sie hatte Ludwig's Brief am gestrigen Tage richtig erhalten, und ohne daß

es jemand gesehen. Die Ueberraschung, welche der ausgesprochene Entschluß des Geliebten in ihr hervorrufen mußte, hatte bald einem großen Wohlgefühl Platz gemacht. Die Last, die sie noch zu tragen hatte, war abgeworfen. Sie war nicht mehr eine „Stifterin des Unfriedens zwischen Vater und Sohn"; man konnte ihr den ungerechten Vorwurf gar nicht mehr machen! Die Selbstüberwindung Ludwig's begriff das wackere und begabte Mädchen, und ihr Herz sagte ihr, daß diese Heimkehr ihnen beiden zum Segen sein werde.

Als sie in diesen Gedanken glücklich dasaß, kam Regine athemlos gelaufen und rief: „Weißt du die große Neuigkeit schon?" — „Nun, was ist's?" fragte Annemarie. — „Fall nicht vom Stuhl, wenn du's hörst: der Ludwig ist wieder bei seinem Vater!" — Annemarie erröthete ein wenig und erwiderte: „Das hab' ich schon gewußt, er hat mir's gestern geschrieben." — „So?" versetzte die Freundin etwas empfindlich, „und davon sagst du mir nichts?" — Annemarie sah sie gutmüthig an und erwiderte: „Muß ich dir denn alles sagen? — Auch jetzt muß ich dich bitten, von diesem Brief niemand etwas merken zu lassen." — „Ich verrath nichts", sagte Regine. „Aber wird er dich denn besuchen?" — „Heute nicht", versetzte Annemarie ruhig, „und morgen auch nicht. Aber ich kann warten."

Ein gutes altes Sprichwort sagt: „Was sein soll, schickt sich wohl." Eine Zeit lang kann sich uns auf

unserm Lebenswege Hinderniß auf Hinderniß entgegenstellen, und wenn wir uns des Sieges erfreuen wollen, finden wir nur immer neue Arbeit. Plötzlich ist's wie umgekehrt. Alles gelingt, rasch geschehen Dinge, welche den letzten Widerstand beseitigen und der kühnsten Hoffnung Erfüllung verheißen. Es liegt dann in der Luft und jeder fühlt, daß die glückliche Entscheidung kommen soll. — So ging es auch hier.

Zwei Tage nach der Rückkehr Ludwig's wurde bekannt, daß die Hoferbin Eva sich versprochen habe. Der Erkorene war jener Vetter der beiden langen Bauerntöchter, den wir vom „Ansing" her kennen. Obwol der Gedanke einer Verbindung zwischen Eva und Ludwig vom Angerbauer selber aufgegeben war, so lag in dem Ereigniß doch etwas Günstiges. Die Möglichkeit war nun ganz verschlossen und der rasche Entschluß des Mädchens reizte die schon freundlich gestimmten Seelen, auch ihrerseits ans Werk zu schreiten.

Fast zu derselben Zeit wurde bekannt, daß ein Bauer sich auswärts angekauft habe und sein Hof zu erwerben sei. Nun hielten sich die Angerbäuerin und die Schmalzbäuerin nicht länger. Sie pflogen Raths und förmlich wurde der Beschluß gefaßt, daß man dem Ludwig das Mädchen geben müsse. Die Gründe waren: „Die Annemarie ist brav; vernarrt sind sie ineinander; eine andere nimmt er nicht; im Geschrei ist er mit ihr; ein Hof ist zu haben; und endlich: es geht einmal nicht anders!"

— Zuerst wurde der Schmalzbauer ins Geheimniß gezogen. Dieser, der mit seinem Weib „gut hauste" und von der Lieb' noch einen gewissen Begriff hatte, erklärte seine Zustimmung und Beihülfe ohne weiteres. Durch ihn verstärkt rückten die beiden Frauen endlich an einem Nachmittag hinter den Angerbauer.

Obwol dieser den Vorschlag hatte kommen sehen und selber sah, daß es nicht wohl anders ging, so fuhr er doch gewaltig auf und fragte: ob sie wirklich alle miteinander verrückt geworden seien? Alle Gegengründe wurden von ihm hervorgeholt und ein Ach und O folgte dem andern. Ein Haupteinwand war die „Söldnersfreundschaft". Den konnte aber der Schmalzbauer widerlegen. Der Bäcker war ins Dorf gezogen und in demselben ohne Blutsverwandte. Seine einzige Tochter sollte den Hans, einen Bauern heirathen, wenn auch den kleinsten im Dorfe. Auf diese Art hatte man nur Einen Söldner in der Freundschaft, den Bäcker, und das war doch auch kein gewöhnlicher. Der Köcher des Alten war leer. Dennoch gab er sich nicht. Er schwieg, setzte sich auf den Großvaterstuhl und sah, in Mismuth versunken, zu Boden. Dann erhob er den Kopf und sagte mit unmuthsvoller Strenge: „Hat ein Vater jetzt wirklich nichts mehr zu thun als dem Kind nachzugeben? In früheren Zeiten, da hat man's anders gemacht! Da hat der Vater seinen Kopf durchgesetzt und nicht der Bub! — Und wenn ich's jetzt doch nicht thu', trotz eures Gered's — und

wenn der Bub' nachgeben muß, wißt ihr, ob er mir's nach einem Jahr nicht dankt?"

Die Mutter zuckte die Achsel und schaute sehr ungläubig. Die andern schüttelten die Köpfe.

„Ihr seid alle miteinander Weiber!" rief der Alte. „Auch der Schmalzbauer ist eins! Immer gleich weich werden und luck lassen! — Geht mir! — Wenn ich bedenk', daß dieser Mensch zu hausen anfangen könnt' als ein reicher Mann!"

„Das Geld ist nicht alles!" rief die Angerbäuerin jetzt fast mit Unwillen. „Der Ludwig fängt an zu hausen als ein Mensch, der etwas erwerben kann! Und dazu hat er ein braves, gesundes und schönes Weib, von der er brave, gesunde und schöne Kinder haben wird!"

„Ein solches Weib", rief die Schmalzbäuerin eifrig, „ist mehr werth als eine, die dreitausend Gulden mehr hat!"

„Vater", begann die Mutter nach einer Weile mit großem Ernst, „sperr dich nicht länger! Aus der Geschichte kommen wir nicht mehr anders heraus — mach' ein End'!"

Der Alte schwieg. Auf einmal stand er auf und rief grimmig: „Nun ins — —" Er verschluckte den Rest. „Meinetwegen! Er mag sie haben — weil ihr's doch nicht anders haben wollt! Wie er dann aber fortkommt, das ist seine und eure Sache!"

Die Weiber, welche die Angelegenheit ganz zu der ihrigen gemacht hatten, schrien auf vor Freude und

lobten den Alten über die maßen. Dann sagte die Schmalzbäuerin: „Nun laßt mich machen! Etwas gehört ihm noch!“ Sie rief Andres herbei und sagte, er solle Ludwig holen, er sei im Garten. Andres nickte mit dem Kopf, wie einer, der begreift, und richtete seinen Auftrag aus, ohne dem Bruder etwas von seiner Vermuthung zu sagen. Als sie miteinander in die Stube traten, begann die Schwester mit einer Art von Geschäftsmiene: „Ludwig, soeben ist von dir die Rede gewesen. Du weißt, die Ev' heirathet, und wenn man dir auch keine «Spreuer» (Spreu) vor die Thüre streuen wird, so ist's doch keine Ehre für dich. Du mußt auch heirathen; und zum Glück ist unerwartet ein Antrag an uns gekommen, der unsern ganzen Beifall hat, und, wie wir hoffen, auch deinen. Das schönste und reichste Mädchen im ganzen Ries sagt augenblicklich Ja, wenn du willst.“ — „Wer ist denn die?“ fragte Ludwig. — „Des Wirths Tochter in **.“ — In der That war diese, wenn nicht gerade die schönste, doch wenigstens eine der schönsten und reichsten.

Ludwig, ungewiß, was er denken sollte — denn die Schmalzbäuerin hatte ganz ernsthaft gesprochen und die andern ebenso ernsthaft dreingesehen — erwiderte kurz: „Ich dank' schön.“ — „Wie?“ rief die Schwester, „ist dir die auch nicht recht?“ — „Gegen das Mädchen hab' ich nichts, aber ich will überhaupt nicht heirathen.“ — „So?“ sagte die Schmalzbäuerin, „das ist etwas anderes.“

Nun wurde auch der Alte angesteckt. „Ich hab's euch ja gesagt!" rief er den andern zu. „Sein erster Versuch ist so übel ausgefallen, daß er's ganz verschworen hat. Wenn wir ihm nun auch die schöne Zimmermannstochter geben wollten, die so «guet tanzt» und die mehr werth ist als alle rieser Bauern- und Wirthstöchter zusammengenommen — er würde auch sagen: ich dank' schön!" — „Wirklich?" fragte die Mutter, zu Ludwig gewendet, „würdest du das?"

Dieser, betroffen, verwirrt, schaute die Gesichter an und verweilte bei dem des Vaters, der aber seine Rolle fest behauptete. Die Mutter konnte sich nicht länger halten. Sie nahm den Sohn bei der Hand und sagte: „Nun, Ludwig, mach' einmal ein ganz freundlichs Gesicht! Deine Schwester, dein Schwager und ich, wir haben den Vater herumgebracht — du sollst die Annemarie haben!" „Ist's wahr?" rief der Glückliche, drückte der Mutter die Hand, eilte zum Vater und dankte ihm in überfließend zärtlichen Worten. Der Alte machte ein seltsames Gesicht. „Ach!" rief er mit einem großen Seufzer, „nun muß man auch den Dank noch hören! — Geh' fort", setzte er hinzu, als Ludwig den andern seine Liebe bezeigte, „geh' und sag's dem Mädchen, damit ein Ende wird!"

Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach wiederholten Dankreden eilte er davon. Als er hinaus war, sagte die Schmalzbäuerin zu Andres: „Nun, was

ist denn dir? Du stehst ja da wie ein «Oelgötz»! Freust du dich denn nicht?" — „Gott!" erwiderte Andres, „daß das so kommen wird, hab' ich ja längst gewußt!"

Ludwig kam zum Bäckerhaus wie im Traum. Als er die Thür geöffnet hatte, sagte sein strahlendes Gesicht alles. Wie durch einen Zauberschlag entzündet, glänzte sein Glück auf dem Antlitz der Geliebten, die bei dem Bäcker und Regine saß; sie flog ihm entgegen und in der zärtlichsten Umarmung flossen selige Thränen von ihren Wangen herab. „Du bist mein, Annemarie, mein mit dem Willen meiner Aeltern!" rief Ludwig zum Ueberfluß und drückte die Geliebte fester an sich, deren vor Freude gebeugtes Haupt an seine Brust gesunken war. — Es war einer von den Augenblicken, die man als unverdientes Geschenk empfindet, wenn man in Noth und Sorgen, in Dulden und Sehnen jahrelang danach getrachtet hat.

Das Schicksal hatte aber für die Liebenden noch eine Gabe im Füllhorn. Zwei Tage nach der günstigen Entscheidung gelangte ins Bäckerhaus die Nachricht, daß in dem württembergischen Städtchen Bopfingen (dem Abdera oder Schöppenstedt des Rieses) eine Verwandte gestorben sei und der Annemarie zweitausend Gulden vermacht habe. Dies war kein bloßer Zufall, auch kein „Bopfinger Stückle" von der Verstorbenen, sondern eine verständige Handlung, herbeigeführt durch das Mädchen selbst und ihr braves Benehmen. Die kinder-

lose Base hatte davon gehört, und da sie als eine erfahrene Frau so treue Liebe hochhielt, so wollte sie sterbend einen Beitrag leisten zu ihrer Belohnung. — Als man dem Angerbauer diesen Glücksfall hinterbrachte, war er zunächst sehr erfreut über den Zuwachs des Vermögens, dann aber auch darüber, daß er erst nach seiner Einwilligung bekannt geworden, sodaß niemand behaupten konnte, er hätte nur um des Geldes willen Ja gesagt. Um so mehr fühlte er sich nun angetrieben, gegen seinen Sohn ganz als Vater zu handeln. Er kaufte den feil gewordenen Hof für Ludwig, der ihn als sein Heirathsgut haben sollte, obwol er um ein gutes Theil mehr kostete als sechstausend Gulden. Ueberdies ergänzte er den Viehstand und das Geräthe, sodaß die Besitzung nichts mehr zu wünschen übrigließ. Dann setzte er den Heirathstag (den Tag der Verlobung) selber fest.

In der Zwischenzeit fanden die ersten Besuche und Gegenbesuche statt. Es war ein großer Augenblick, als Annemarie an der Seite ihres Vormunds zum ersten mal in den Hof des Angerbauers trat. Ludwig war ihnen entgegengeeilt, und seine Aeltern erwarteten die Gäste auf der Schwelle der Hausthür. Wie muthig das Mädchen war, so kam sie doch ein Zittern an, als sie dem stolzen Bauer, der so lange als die gefürchtetste Person vor ihrer Seele gestanden, zur ersten Begrüßung entgegenging. Allein sie wurde sehr freundlich empfangen, wie es in der Natur der Sache lag. Sobald der An-

gerbauer seine Zustimmung zu der Heirath gegeben hatte, war das Verhältniß in seinen Augen sanctionirt. Die Strahlen seines Lichtes fielen nicht nur auf Annemarie, sondern auch auf den Bäcker und machten sie zu seinesgleichen. Annemarie war nicht mehr die Tochter und Verwandte eines Söldners, sie war die künftige Schwiegertochter des Angerbauers, und als solche konnte sie die größten Ehren in Anspruch nehmen. Niemandem wäre zu rathen gewesen, daß er jetzt in Gegenwart des Alten über diese Verbindung seine Verwunderung ausgedrückt oder gar über das Mädchen geringschätzig gesprochen hätte.

Als Annemarie die Freundlichkeit der Aeltern sah, fand sie ihren Muth wieder und beantwortete die Begrüßungsfragen so anmuthig und bescheiden, daß der Alte sie selber bei der Hand faßte und in die Stube führte. Man würde den Landleuten sehr unrecht thun, wenn man ihnen nicht ein ihrem Stande entsprechendes Schicklichkeits- und Zartgefühl zutrauen wollte. Als man hier an dem wohlbesetzten Tische saß, unterhielt man sich, als ob nie ein Streit vorgefallen wäre, nicht eine Hindeutung erlaubte man sich darauf. Dagegen wurden die erfreulichen und ehrenvollen Neuigkeiten besprochen: die Erbschaft, die Annemarie zugefallen war, der Kauf und die Einrichtung des Hofes. Bei dieser Gelegenheit machte das Mädchen einige Bemerkungen, die der Angerbauer mit vollem Beifall beehrte, indem er hinzufügte: er sehe

schon, daß sie die Sache verstehe. Natürlich saß Ludwig bald an der Seite der Geliebten. Als die Angerbäuerin das schöne Paar zum ersten mal beisammensah, betrachtete sie es mit großem Wohlgefallen, und ein vergnügtes, schlaues Lächeln spielte um ihren Mund, als sie später auch den Vater über einem solchen Blick ertappte. Die Gäste nahmen endlich Abschied, und Ludwig begleitete sie. „Nun“, fragte die Angerbäuerin, „was meinst du zu dem Mädchen?“ Der Alte erwiderte ernsthaft: „Das Mädchen ist recht.“

Sonst ist von der Zwischenzeit nichts mehr zu erwähnen, als ein Besuch, den der alte Angerbauer mit Lud- in Nördlingen machte. Beide hatten sich in ihren besten Staat geworfen, denn eigentlich wollte der Alte nichts, als sich mit seinem Sohne dort sehen lassen. Da er zu diesem Zweck Bekannte treffen mußte, so begaben sie sich zum „Fadenherrn“. Als sie in der Stube sich umsahen, erblickten sie zu ihrer großen Ueberraschung an einem Ecktisch die ganze Familie des Schmiedbauers, Vater, Sohn, Tochter und Magd. Die Reihe, verlegen zu werden, war nun an diesen. Sie waren in der That sehr betroffen, und Michel sah tiefbeschämt aus. Der Schmiedbauer faßte sich zuerst; er stand auf, ging den beiden entgegen und sagte: „Nun, wie ich höre, kann man gratuliren?“ — „Allerdings“, entgegnete der Angerbauer mit Würde, „das kann man.“ — Der Schmiedbauer nahm hierauf eine lächelnde Miene an und sagte: „Vetter Ludwig, du bist wol bös

auf mich zu sprechen? Aber ich bin dein schlimmster Feind nicht gewesen. Wenn ich dich als den Sohn des Angerbauers bei mir gehalten hätte, so stände die Sache jetzt nicht so, wie sie steht." — „Ja wohl", rief Michel, der auch aufgestanden war, mit der halb komischen, halb Mitleid erweckenden Verlegenheit eines schlechten Gewissens. „Wenn das nicht unser Gedanke gewesen wär', so wär manches nicht vorgefallen, am wenigsten die Geschichte am Sonntag."

Ludwig war zu glücklich, um streng zu sein. Er erwiderte daher mit Ueberlegenheit zwar, aber auch mit Gutmüthigkeit: „So, nun soll ich das am Ende gar für ein Freundschaftsstück nehmen? Auch gut! Aber daß ich's nicht gleich gethan hab', mußt du mir nicht übel nehmen, Freund Michel: du hast die Sache gar zu gut gemacht." Hierauf grüßte er Madlene und die Magd. Jene ward glühend roth und sah mit einem Blick zu ihm her, daß er ihr alles verzieh und ihr die Hand zur Versöhnung gab. Die Magd starrte ihn wie einen Prinzen an. Sie konnte gar nicht begreifen, wie sie jemals die Augen zu so Einem habe erheben können, und machte sich in der Ecke so klein als möglich. Auf dem Heimwege sagte Ludwig zu seinem Vater: „Es ist mir lieb, daß es so ausgegangen ist."

Endlich kam der Tag, wo es zwischen Ludwig und Annemarie „schriftlich gemacht" werden sollte. Die Liebenden hatten ihn in der letzten Zeit sehr herbei-

gesehnt. Ihr Glück war zu groß, als daß sie nicht hie und da die Furcht hätte anwandeln sollen, es möchte wie ein Traum zerfließen, und die Unterschrift war eine neue, große Sicherung und gab ihnen festen Boden unter die Füße. Mit der Zusammenkunft der Familien zu einem „Heirathstag“ ist das Glück der Liebenden nicht immer schon außer Frage gestellt. Zuweilen führt die Unterhandlung über die Mitgabe selber noch zum Streit, und ein von der einen Seite begehrter, von der andern verweigerter „Raupe“ oder junger Stier kann Anlaß zu einem Bruche werden, der nur allenfalls durch flehentliches Zureden der jungen Leute wieder zu heilen ist. Wenn nämlich der Vater des Burschen nach wiederholter vergeblicher Aufforderung zu dem des Mädchens sagt: „Ich hätt' nicht geglaubt, daß du ein so intressirter Mensch wärst! Wahrhaftig, schämen thät' ich mich“ u. s. w., so kann's dieser krumm nehmen, zornig werden, auf den Tisch hineinschlagen, daß die Krüge wackeln und die Gläser umfallen, und erbost ausrufen: „Was? ich hab' für mein Mädle so viel gethan, daß ich's vor meinen andern Kindern gar nicht verantworten kann, und du willst mir so kommen? Himmelkreuz“ u. s. w. u. s. w.

Im gegenwärtigen Falle war dergleichen freilich nicht zu fürchten. Die Angerbauersleute waren zu vornehm, als daß sie hätten markten sollen; auch lagen die Verhältnisse anders als gewöhnlich. Als man sich nun nachmittags in der obern Stube des Angerbauers ver-

sammelt und den Getränken und Backwerken der Bäuerin die gebührende Ehre angethan hatte, setzte man sich zu einer Verhandlung, die nicht allzu viel Zeit in Anspruch nahm. Der Protokollführer war der Schullehrer des Dorfs, einer von der alten Gattung, ein Mann von etwas über funfzig Jahren, der sich noch „Schulmeister“ nennen hören konnte und weniger nach Ehre als nach einer guten Nahrung trachtete, im übrigen seinem Amte wohl vorstand. Nach einer würdigen Einleitung des Angerbauers wurde ausgemacht, daß Annemarie dem Ludwig ihr Vermögen von 2900 Gulden (bei Nennung dieser Summe nickte der Schullehrer dem Bauer, den er kannte, höflich bedeutsam zu, als wollte er sagen: „Alle Achtung!“) und Ludwig der Annemarie seinen Hof anheirathe, mit allem darin, wie es geht und steht. Der Bäcker machte die Bemerkung, daß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen auch einen „Rückfall“ bedinge, wenn nämlich eines der Eheleute sterben sollte, ohne daß Leibeserben vorhanden wären. Ludwig, der sah, daß der Alte damit seinem Vater entgegenkommen oder ihn versuchen wollte, sagte rasch: „Wir hoffen mit Gottes Hülfe zu leben und wollen für so einen Fall nichts ausmachen. Wenn ich sterbe, dann gehört der Hof meinem Weib, wie umgekehrt mir ihr Vermögen. Anders thut's mein Vater nicht.“ Der Angerbauer schwieg; er hatte die Möglichkeit vor Augen, daß Annemarie als kinderlose Wittwe die Eigenthümerin des Hofes werden und ihn

durch eine zweite Heirath an eine andere Familie bringen könnte. Ludwig rief aber: „Nicht wahr, Vater?“ und der Bauer antwortete: „Ja, ja, darüber bedingen wir nichts.“ Sein Gesicht sah indeß nachher aus, als wollte er sagen: „Das macht mir so leicht keiner nach!“

Als das Nöthige besprochen war, setzte der Schullehrer die verschiedenen Punkte auf, las sie feierlich mit einer Art von Predigerton vor und reichte die eingetauchte Feder zum Unterschreiben. Als dies von allen nach der Reihe vollzogen war, ergriff Ludwig die Geliebte rasch bei der Hand und hielt und drückte sie, als ob er sie nicht mehr loslassen wollte. Gerührte Glückwünsche ertönten von allen Seiten.

Unterdessen war der Abend gekommen und nun sollte erst die rechte Festlichkeit angehen. Nicht umsonst waren die Angerbäuerin und ihre Tochter wiederholt ab- und zugegangen. Eine Magd erschien mit zwei brennenden Kerzen in spiegelblanken Messingleuchtern; die Tafel wurde abgeräumt, mit einem schön gewirkten Tischtuch überzogen und gedeckt. Je zwei Teller von Steingut, silberne Bestecke (die, nebenbei gesagt, zum Theil der Schmalzbäuerin gehörten) und sogar Servietten oder „Salveater“ ließen auf ein tüchtiges Mahl schließen, was der Schullehrer mit großem Interesse zu bemerken schien. Im Schein der Lichter, die auf der Tafel prangten, sah die schöngeweißte, nett gehaltene Stube sehr heimlich aus.

Nicht lange, so erschien die ganze Familie, und am Ende der Pfarrer mit seinem Enkel. Nachdem sich der Sturm der üblichen Glückwünsche einigermaßen gelegt hatte, fand sich der Pfarrer an der Seite der Verlobten. Er fragte: „Nun, bist du zufrieden, Annemarie?“ — „O, Herr Pfarrer!“ erwiderte das Mädchen in einem Tone, der mehr sagte als jede Versicherung. — Der alte Herr sah sie liebevoll heiter an und sagte: „Die Tugend, scheint's, ist doch auch etwas in der Welt werth und kann auch zu etwas führen! Das Geld und der Stand sind doch nicht alles!“ — Das Mädchen ward roth und erwiderte: „Ich schäme mich der Reden, die ich damals geführt hab'. Ich bin tausendmal glücklicher, als ich's verdiene.“ — Der Geistliche nickte beifällig und bemerkte: „Auf diese Art holst du nach, was dir fehlt.“

Als er kurz darauf allein dastand und mit frohen Blicken die Gesellschaft übersah, machte sich der Angerbauer an ihn und sagte: „Sie freuen sich, Herr Pfarrer, und haben auch alle Ursache dazu; an dem heutigen Tag sind doch eigentlich Sie schuld.“ — „Ich?“ fragte der Pfarrer. — „Sie“, versetzte der Bauer. „Sie mischen sich nicht in Familienangelegenheiten? Ja freilich! ungeschickt nicht, aber geschickt.“ — Der alte Herr fragte mit liebenswürdiger Schalkheit: „Hab' ich's nicht recht gemacht?“ — Der Bauer drückte ihm die Hand und rief: „Recht gemacht haben Sie's, Herr Pfarrer!“

Es versteht sich von selbst, daß es die Gastgeber

während des Tafelns an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließen und namentlich das schickliche „Nöthigen“ nicht vergaßen. Am meisten Höflichkeit wurde dem Pfarrer erwiesen, der Gegenstand der freundlichsten und zartesten Ehrenbezeigungen war aber Annemarie. Ihr wurden die besten Bissen auf den Teller gelegt, und wenn ihr zugeredet wurde, nahmen die Stimmen den weichsten und sanftesten Ton an. Man fühlte, daß bei ihr etwas gut zu machen sei, und that mehr und that es besser, als man es für eine reiche Schwiegertochter gethan hätte. Alle Liebe, welche diese Leute in sich hatten, kam gegen das Mädchen heraus, und der Pfarrer sah seinen Enkel, der es zu bemerken schien, mit einem bedeutsamen Blick an.

Annemarie aß wenig und gegen das Ende der Mahlzeit wurde sie still und stiller. Ihre Seele war in die Vergangenheit gerichtet. Sie dachte an ihre Liebe und ihre Noth, an ihre Bitterkeit und ihre Klagen, und wie sich alles das in unendliches Glück aufgelöst. Sie dachte an die Feindschaft, unter der sie gelitten, und die sich nun in die zärtlichste Freundschaft umgewandelt. Als ihr der Angerbauer von dem eben zerschnittenen Kuchen das schönste Stück überreichte, machte die Güte und die Achtung in seinem Blick einen solchen Eindruck auf ihr erweichtes Herz, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie aß ein Stückchen, um die Gabe zu ehren, aber der Strom der Wehmuth war im Gange, das

übervolle Herz mußte sich entlasten und unaufhaltsam brachen ihre Thränen hervor.

Alles sah auf sie, ernst, bewegt; die meisten begriffen den Grund dieser Thränen. Es entstand eine feierliche Stille. Ludwig drückte der Geliebten aufs zärtlichste die Hand, die Augen der Frauen wurden feucht. Der Angerbauer saß in tiefem Ernst da und in seinen Blicken entzündete sich ein Feuer, das den Pfarrer beinahe noch mehr ergriff als das Antlitz der Braut. Niemand wollte das Wort nehmen, und der Pfarrer dachte endlich selber daran, durch eine passende Bemerkung einen Uebergang zu unbefangener Unterhaltung herbeizuführen, als ihm ein anderer zuvorkam. Johannesle hatte die weinende Annemarie bisher staunend angesehen; wie die Thränen kein Ende nahmen, sondern wieder und wieder aus ihren Augen flossen, stand er auf, ging zu ihr und sagte mit dem ehrlichsten Tone von der Welt: „Warum weinst du denn, Annemarie? Du hast ihn ja jetzt!“ Diese naive Rede rief auf dem Gesicht des Mädchens ein sanftes Lächeln hervor und eine milde Heiterkeit in der Gesellschaft. Annemarie sagte mit gütevoller Stimme: „Du wirst's auch noch verstehen lernen, Kind, warum ich wein'! Aber jetzt will ich aufhören.“ Und sie trocknete ihre Thränen.

Als der Pfarrer mit seinem Enkel nach Hause ging, fragte er, wie ihm heute der Angerbauer und seine Frau gefallen hätten. Theodor erwiderte: „Ich bin ganz er=

staunt über sie; nie hätt' ich ihnen zugetraut, daß sie so gut und so wahrhaft zart sein könnten." — „Du siehst also, daß du früher nicht ganz recht hattest, diesen Mann, weil er im Zorn grobe Reden ausstieß, ohne weiteres für roh zu erklären, und wirst künftig mit deinem Urtheil behutsamer sein."

Nach sechs Wochen fand die Hochzeit statt. Es war nur Eine Stimme über die Schönheit der Predigt, die Andacht des Brautpaars, ihren prächtigen Anzug, das vortreffliche Mahl, wobei die Wirthin des Dorfs sich selbst übertraf, und das große, große Vergnügen. Die Musikanten hielten eine Ernte, wie seit Jahren nicht. Der Höhepunkt des Festes war übrigens der Moment, wo der Angerbauer in der Laune des Weins bewogen wurde, drei Reihen allein mit der Braut zu tanzen. Er drehte sich taktfest, aber etwas steif herum, und sein Gesicht drückte eine so eigene Mischung von Galanterie und Selbstgefälligkeit aus, daß ein paar ältere Weiber, mit denen er in seiner Jugend zu tanzen pflegte, nicht umhin konnten, sich spöttisch lächelnd anzusehen, als wollten sie sagen: „Der alte Narr! Wenn man ihm das vor einem Vierteljahr gesagt hätte!" Der Angerbauer hörte dies natürlich nicht, da es überhaupt nicht gesprochen wurde. Als er daher unter großem Beifall den letzten Reihen geendet hatte, konnte er in ungestörter Freude seiner Tänzerin ein Glas Wein präsentiren und dann zu einem Vertrauten sagen: „Daß die

Hochzeiterin am schönsten tanzt, hab' ich gesehen; daß sie aber auch am besten tanzt im ganzen Dorf, das kann ich jetzt aus Erfahrung bezeugen. Ueberhaupt: mein Ludwig ist nicht dumm gewesen!"

Ende gut, alles gut.

Der Michel und die Gret.

Wenn der Rieser nicht gerade zu der größten und stärksten Menschenart im deutschen Vaterlande gehört, so wird man ihm das Prädicat „wohlgewachsen“ nicht versagen können. Begreiflicherweise gibt es in dem volkreichen Gau allerhand, kleine und große, „wie's der Hirt zum Thor naustreibt“; in der Regel begegnen wir aber doch schlanken Personen von guter Mittelgröße und darüber. Enakssöhne — Bursche, die eine Verbindung von Größe, Schulterbreite und Gliederstärke zeigen, die wir mit Staunen betrachten — sind selten und kommen in andern deutschen Gauen häufiger vor; zuweilen gelingt aber auch im Ries ein solches Erzeugniß, und es wächst, sofern der Geist mit dem Körper nicht geradezu in Widerspruch steht, eine Person heran, die sich in ihrer Umgebung eines besondern Respects zu erfreuen hat. Wenn so einer freilich keinen Verstand, keine Würde und am Ende gar auch keine „Schneid“ hat, dann hilft ihm sein Körperbau nichts; man belegt ihn mit den despectirlichen Namen eines „Drieschlags“, eines „unklamperen Kerls“,

verspottet und hänselt ihn. Sind ihm aber jene Eigenschaften, namentlich die letzte, in merklichem Grade verliehen, dann ist er in seiner Art eine Macht; man fürchtet ihn und schmeichelt ihm.

Zu den leiblich außerordentlichen Erscheinungen im Ries gehörte auch der Held der Erzählung, womit wir diesmal die Leser zu unterhalten gedenken. Wir sagen mit Bedacht: der Held. Denn obwol unsere Geschichte keineswegs eine Reihe von Thaten vorführen wird, bei welchen die Stärke des Armes die Hauptrolle spielt, so hoffen wir jene für einen Bauernburschen sonst nicht wohl passende Bezeichnung doch zu rechtfertigen.

Michel Schwab wurde im ersten Zehntel unsers Jahrhunderts geboren. Der Vater, ein wohlhabender Söldner und auch schon ein ungewöhnlich großer und gliederstarker Mann, erlag einer hitzigen Krankheit in seinen besten Jahren. Die Wittwe, die gut mit ihm gehaust hatte und den zehnjährigen Sohn über alles liebte, beschloß nicht mehr zu heirathen, damit ihr Einziger das ganze „Sach" bekäme, wie es der Vater gehabt hatte. Sie war selbst eine stattliche Frau, froher Gemüthsart und regierte gern — ein Grund mehr, um als ehrsame Wittib fortzuleben und die erste Person im Hause zu spielen, bis sie die Herrschaft an den Sohn abtreten mußte.

Michel wuchs heran — die Augenweide und der Stolz der Mutter. In der Schule zeichnete er sich nicht besonders aus; sein Verstand war etwas langsam zum

Begreifen, sein Gedächtniß zum Behalten von Sachen, deren Nutzen ihm zweifelhaft erschien, nicht sehr bereitwillig, und Ehrgeiz, der ihn hätte stacheln können, besaß er nicht. Er lernte nur, was nicht zu umgehen war, ging lieber aufs Feld als in die Schulstube, und empfand eine dunkle Sehnsucht nach der Zeit, wo er gar nicht mehr hineinmußte, außer an Sonntagen. Um so besser gedieh sein Körper. Er war offenbar der stärkste von den Buben seines Alters; die Mutter hielt ihn überdies für den schönsten und war nach dörflichen Begriffen wohl dazu berechtigt. Auf dem Dorfe ist es vorzugsweise die derbe, robuste Schönheit, die eine ungemischte Bewunderung erweckt. Der Bauer hat auch ein Auge für zarte, feine Schönheit; aber wenn ein Kind mit einer solchen von ihm Lob erhält, so wird doch aus seinem Ton zugleich ein gewisses Mitleid herauszuhören sein, zumal wenn es ein Bube ist. Kennt er die Aeltern gut, so erlaubt er sich in diesem Fall hinzuzusetzen: „a bisle kräftenger könnt' 'r freile sei'! No, 's kommt vielleicht no' (noch)!“ Im stillen denkt er aber: „Schad für des Büeble, daß er gar so elend ist!“ Bei dem hübschen Jungen dagegen, der zugleich rothe Backen und tüchtige Gliedmaßen aufweist, geht die Gratulation durchaus von Herzen und das Lob wird mit den Zeichen der Achtung ausgesprochen. „Kott's Blitz“, ruft hier der Freund, während seine Augen im Glanze des Wohlgefallens blinken, „des ist a Kerl! Des gibt a Mannsbild! Des

weara't a' baar (paar) Aerm' zum Garba' naufgeba'!" Und er lächelt dabei mit Würde und nickt den Aeltern seine volle Anerkennung zu.

In solcher Art wurde der junge Michel gerühmt, namentlich von Gästen aus andern Dörfern, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, und am lebhaftesten von den Weibern. So eine sagte wol im Doppeleifer der Höflichkeit und der wirklichen Empfindung zu der Mutter: „Aber wie uir (euer) Michel widder g'wachsa'n ist! Doh muße me nor so aufwondera' (aufwundern)! Und a Boschdur (Positur) und a G'sicht hot er grad wie sei' Vader! Wie ra'grissa' (herabgerissen, d. h. vom Vater)! und die roth' Backa', die er hot! Und die schöa' brau' Oga'! Doh müsset 'r aber doch a rechta' Fräd (Freud) haba' mit so'm Buaba' — net wohr, Bas?" u. s. w. Die Mutter suchte derartiges Lob, wie es der Brauch verlangt, wieder zu dämpfen, indem sie einwarf, daß in dem Alter alle Buben rothe Backen hätten, wenn ihnen grad' nichts abginge, oder in Bezug auf besseres Lernen in der Schule und Angewöhnung besserer Manieren klagend ihre Wünsche aussprach. Aber solche Einwendungen erfuhren natürlich die gehörige Widerlegung; und wer konnte es der Glücklichen nun verdenken, wenn sie, den schönen Versicherungen in ihrem Innern beistimmend, an ihrem Michel eine Art Wunderkind zu haben glaubte?

Als das ersehnte Ziel erreicht und der Bursche „in

die Zahl der Erwachsenen aufgenommen war", entwickelte er sich indeß mehr nach seinen natürlichen Anlagen als nach den Gesammtwünschen der Mutter; und die gute Frau mußte ihrerseits erfahren, daß es nichts Vollkommenes gebe unterm Monde!

Zum Theil zwar erfüllte der junge Michel nicht nur ihre Erwartungen — er übertraf sie. Er wurde größer als sein Vater und ragte bald ein anderer Saul über seine Altersgenossen hervor. Gestalteten sich die Züge verhältnißmäßig derb, so waren sie doch regelmäßig. Die bräunlichrothe Gesichtsfarbe paßte zu den Formen, die dunkeln Augen und das dunkle Haar waren untadelig, und mit alledem konnte ihn die Mutter immer noch für den Schönsten im Dorf halten, wenn auch minder befangene Augen einigen andern Burschen den Vorzug geben mußten.

Das Bauernhandwerk lernte er gern und gut. Die Mutter hatte zur Besorgung der Feldarbeiten ihres Vaters Bruder, einen alten Bauernknecht, ins Haus genommen. Dieser weihte den Burschen nach und nach in alle Künste der Landwirthschaft ein, und der Zögling machte sie sich ein wenig langsam, aber gründlich zu eigen. Er gewöhnte sich eine stetige Art zu schaffen an, die ohne Uebereilung auch zum Ziele kommt. Falls es aber gerade sein mußte — z. B. in der Erntezeit, wenn man vor dem drohenden Regen noch schnell ein Fuder hereinbringen wollte — da konnte er auch arbeiten „wie

ein Roß"! Durch den trunkenen Eifer beflügelt, den im echten Landmann die Nothwendigkeit aufzuregen pflegt, leisteten die gewaltigen Gliedmaßen Staunenswerthes; und wenn zufällig ein alter Bauer vorüberging, konnte er sich überzeugen, daß die jetzige Zeit doch auch noch Mannsbilder aufzuweisen habe und die tüchtigen Leute im Ries nicht aussterben würden!

Unter den ledigen Burschen im Dorf erwarb sich Michel eine außergewöhnliche Stellung. Schon als Bube hatte er im „Moëstern" (Meistern), d. h. im Ringkampf, nicht nur seine Mitschüler, sondern auch ältere Burschen bezwungen und die Kniffe, womit die Schlauern über ihn Herr zu werden suchten, durch überlegene Kraft wettgemacht. Er hatte verschiedene unverschämte Kerle in die Grenzen des Anstandes zurückgeprügelt, und die Partei, die ihn bei Schläghändeln auf ihre Seite bekam, durfte sich für geborgen halten. Wie er als Lediger zuletzt „auf die Gass' ging", glaubten ihn zwei ältere Burschen, die bis dahin für die Stärksten gegolten, „für'n Narren halten" und vornehm behandeln zu können. Das „Geträtze" reifte zu einem nächtlichen Kampf, und dieser verlieh jedem die Ueberzeugung, daß die Gefürchteten ihren Meister gefunden hatten. Michel, von einem Kameraden secundirt, schickte die Gegner jämmerlich zerdroschen heim! Von da an ließ man ihn nicht nur in Ruhe, sondern wich ihm bescheiden aus und behandelte ihn mit Rücksicht. Er kam nicht mehr in den Fall, die Stärke seines Armes

geltend zu machen, außer wenn er sich bei einer entstandenen Prügelei bewogen sah, „auszuwehren", d. i. thatsächlich Ruhe herzustellen. Die Veranlassung dazu bot sich ihm nicht oft, aber vor etwa dreißig Jahren doch öfter, als es jetzt sein könnte, wo der kriegerische Geist der rieser Bauernburschen durch die fortschreitende Bildung und die Gensdarmerie auffallend zurückgedrängt ist. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Michel die Burschen, die sich ihm nicht fügten und immer wieder angriffen, mehr als just nöthig war zu puffen und dadurch den Glauben an seine Ueberlegenheit so aufzufrischen, daß zuletzt das ganze Dorf davon durchdrungen war.

In der angenehmen, behaglichen Stellung, die sich unser Mann erobert, bildete sich folgerichtig ein eigenthümlicher Geist in ihm aus. Obwol von Natur nicht anmaßend, gewöhnte er sich doch einen kurzen, befehlenden Ton an, weil ihm nach seinem Gefühl kein anderer zustand. Er saß beim Bier unter seinen Kameraden in der Regel mit schweigsamer Würde, ließ sich unterhalten, belohnte den Spaß, der einem „Narra'sager" gelungen war, mit beifälligem Lachen, und spielte nur hier und da selbst einen Trumpf aus, der dann gerade nicht der feinste zu sein brauchte, um günstig aufgenommen zu werden. Wenn aber ein Streit entstand über Dinge, die er zu verstehen glaubte, so pflegte er zu entscheiden. Auch andern Disputen machte er zum öftern ein Ende, nicht durch ein siegreiches Argument, sondern durch die

einfache, kräftig betonte Erklärung, daß man „d's Maul halten“ solle! — Er war kein Liebhaber von vielen Worten, unser Michel — selbst nicht, wenn andere sie machten; und wenn seiner Ansprüche im Umgang immer wenige blieben, so wollte er diese doch auch befriedigt sehen. Dank sei es dem Namen, den er sich erworben — unter seinen Kameraden setzte er seine Wünsche durch!

Das wäre alles gut und schön gewesen, und eine Mutter hätte Ursache gehabt, mit so einem Buben zufrieden zu sein; aber das Bild hatte seine Kehrseite. — Michel nahm keine Manier an! Er konnte sich nicht abgeben mit Vettern und Basen, wie die Schwabin es wünschte — er lernte keine Höflichkeit! — Schon als kleiner Junge, wenn ihn die Mutter in die Stube rief, um ihn einem besonders werthen Besuch vorzustellen, pflegte er ein „wildes“ Gesicht zu machen, auf die gewöhnlichen Fragen, halb verlegen, halb trotzig, kurze, zum Theil verkehrte Antworten hervorzustoßen und sobald als möglich das Weite zu suchen. Dem Knaben wurde das verziehen, weil man doch sah, daß er's eigentlich so bös nicht meinte, und auch die etwas beschämte Wittwe konnte über irgendeine komisch-alberne Antwort achselzuckend mitlächeln. Als er aber heranwuchs und seine Sache immer noch nicht besser machte, wurde sie höchst verdrießlich.

Der Bauer hat keine Zeit, die Unterhaltung als Kunst zu betreiben, und Gesellschaften im städtischen Sinn

gibt es auf dem Dorfe nicht. Allein man empfängt doch Besuche und macht welche, es gibt fröhliche Zusammenkünfte, und dem jungen Burschen fehlt es keineswegs an Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, wenn er eins hat, oder sich wenigstens in herkömmlicher Weise schicklich zu benehmen. — Bei Michel waren dem Erlernen auch solchen Benehmens zwei Eigenschaften hinderlich, die sich in ihrem Bunde unüberwindlich zeigten: Ehrlichkeit und — Faulheit. Seiner geraden Seele widerstrebte es, Dinge zu bewundern, die er nicht besonders, ja nicht einmal gewöhnlich gut fand; und in den Eifer, wo einem derartige Versicherungen allenfalls vom Munde gehen, sich hineinzureden, war ihm unmöglich; denn dazu hätte es einer Anstrengung bedurft, die ihm schon beim bloßen Gedanken abschreckend vorkam! So blieb es in der Regel bei einem schweigsamen Gesicht — einem „Hm", „Ja", „Jo" (ja doch), „Freile" und andern lakonischen Aeußerungen, womit sich Leute seinesgleichen aus der Affaire ziehen. Bei ungelegenen Fragen kam noch das im Ries sehr gebräuchliche „Bah" hinzu, das mit stark ablehnender, unter Umständen verächtlicher Miene hingeworfen wurde. Es war in der That unmöglich, in einer unvermeidlich gewordenen Unterhaltung sich kürzer auszudrücken als unser Michel, zum großen Leidwesen seiner Mutter, die ihn gern auch im Diskurs, wo nicht musterhaft, doch löblich gesehen hätte. Manchmal blieb es aber nicht dabei — manchmal, wenn man seine Ehr-

lichkeit allzu stark reizte, platzte er direct mit der Wahrheit heraus und beging damit eine Unschicklichkeit, bei der es der Mutter grün und gelb vor den Augen wurde. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, die grobe Rede zu vertuschen; wenn es aber nicht gelang und die beleidigte Person sichtlich böse dastand, dann übernahm sie die Rache selber, indem sie den Schuldigen für einen einfältigen Schwätzer erklärte, der nichts verstehe und ein Esel bleiben werde „all sein Lebtag“!

In der ersten Zeit folgte solchen Unterhaltungen in der Regel ein Zwiegespräch, in welchem die Mutter dem Sohn ins Gewissen redete und ihn mit dem Nachdruck der gerechten Entrüstung über seine Mängel aufzuklären suchte. Als er sich einmal durch düstere Schweigsamkeit und kurze Antworten ausgezeichnet hatte, begann die Alte: „Aber ietz sag mer nor, Michel, wie isch (ist es) mögle, daß ma' se so benemma' ka' vor da' Leuta'! Ka'st denn ietz net oh a weng reda', wie's der Brauch ist, und a froëndle's (freundliches) G'sicht macha'? Fällt der denn gar nex ei', daß d'alleweil dohstohst (dastehst), als ob d'r d's Maul zuag'wachsa' wär'?“ — Michel, etwas unmuthig, fragte, wie er schon öfter gethan: „No, was soll i denn saga'?“ — Die Schwabin kam in Eifer: „Was er saga' soll, frogt er me! — Was ander Leut' saget — Badde (alberner Mensch)! Merkst denn gar net auf? Host denn gar koë Hihra' (Hirn)?“ — Michel, über diesen Ausdruck verdrießlich, erwiderte: „I ka' des

domm' G'säg (Gesage, Gerede) net leida'." — Aber nun wurde die Alte hitzig: „Wer sakt denn, daß d' a domm's G'säg haba' sollst, o'verständenger Mensch? Ebbes G'scheit's sollst reda', daß ma'n a'n Unterhalteng hot und vergnügt ist! Gang weiter. A Kerl so stark und so groaß wie a' Bohm (Baum), und hot net amol soviel Versta'd wie a' Schuelbüable! An dir wear' e no' a rechta' Fräd (Freud) verleba', daß Gott erbarm'!" u. s. w.

Kräftiger noch war die Rüge, wenn Michel seiner Ehrlichkeit freien Lauf gelassen und die Wahrheit gesagt hatte, wo Höflichkeit an der Stelle gewesen wäre. Nach dem ersten auffallenden Verstoß dieser Art kam es zu folgender Scene:

Mutter. No ha'et (heut) host widder a Dommheit g'macht! Du bist doch der Dipplengst*) em ganza' Doraf (Dorf)! Sakt ma'n oëm so ebbes en's G'sicht? Setzt m'a d'Leut so en Verlega'heit?

Michel (trutzig). S'ist nor d'Wora't (Wahrheit) g'wesa', was e g'sakt hab'!

Mutter (bitter lachend). D'Wora't! O du o'sennenger (unsinniger) Mensch! Sakt ma' d'Wora't, wann's o'gschickt rauskommt und d'Leut verdrießt? — Was weara'n ietz die von der denka'? Und was weara's von d'r verzähla', wann's hoëm (heim) kommet!

---

*) Von Düppel, eine Kopfkrankheit der Schafe, wobei sie sich wie blödsinnig benehmen.

Michel. Mei'twega' was went (was sie wollen)! I frog' nex dernoch!

Mutter. Oh rehcht (auch recht)! Du frogst nex dernoch, wamma' de für'n Esel hält und dei' Mutter für a Weib, die de net zoga' hot? Du wurscht a saubers Mannsbild weara'! Du wurscht schöa' durch d' Welt komma'! — Jetz möcht' i nor wissa, w'rom ih grad so g'stroft ben und so'n Narra' zum Soh' hab!

Michel (ärgerlich). No, ietz isch gmuag! — — A'n andersmol du' es (thu ich es) nemmer!

Diese Zusage, die ihm das Verlangen nach dem Schluß erpreßt hatte, konnte der gute Michel indessen nicht immer halten. Wenn er aber auch in weitern Verstößen sich selbst übertraf — wenn er, zum Sprechen genöthigt, in seinem Widerwillen vollständig „aus dem Weg naus" redete oder, durch sein eigenes Schweigen belästigt, in der Zerstreuung und ohne Kenntniß des eben Gesprochenen eine Frage that, daß man ihn für „meschucka" (hebräisch: verrückt) hielt — kurz, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege consequent fortging, so hörten die Predigten der Mutter doch nach und nach auf. Einmal wurde die wackere Frau müde, stets dasselbe zu sagen für nichts und wieder nichts. Dann regte sich, je mehr er heranwuchs und Autorität unter den Dorfburschen erlangte, in Michel ein Geist der Widersetzlichkeit, der sich das „Repermandiren" nicht mehr gefallen lassen wollte. Die Schwabin beschränkte sich zunächst auf ein-

zelne kurze Bemerkungen, wie z. B.: „No, ha'et hoſt widder a Schluap (großes Maul) rahgh'ängt, des muß i ſaga'! Wann de nor em Spiegel g'ſeha' hätt'ſt — du hätt'ſt der g'wiß ſelber g'falla'!" Oder: „Ha'et hoſt widder 'n Einfall g'hett (gehabt)! Wie d'nor drauf komma' biſt! A'n Anderer brächt's net raus, er därft ſe Müa' geba'!" — Aber Michel wurde endlich auch dadurch verletzt und ſagte einmal unmuthsvoll: „Jetz loß me amol ganga'! I ben wie'n e ben, und durch dei' ewengs (ewiges) G'ſchimpf wear' e net anderſt! Weam e net g'fall, der ſoll derhoëmt (daheim) bleiba', oder — — i hätt' ſchier ebbes g'ſakt!"

Die Mutter ſeufzte. Sie mußte einſehen, daß ſie ſich in einem Punkte geirrt und ihr Sohn eben doch einen Fehler habe, und zwar einen großen, den er vielleicht nie ablegen werde. Aber noch blieb ihr eine Hoffnung. Michel war noch jung, es konnte noch werden. „Vielleicht got's 'm", dachte die Gute, „wie's ſcho' manchem ganga'n iſt! — vielleicht wurd 'r zoga', wann 'm a Mädle g'fällt!" — Dieſer Gedanke leuchtete ihr ein und rief eine Art von Lächeln auf ihr Geſicht. Es gab manche im Dorf, die ihr als Söhnerin nicht unlieb geweſen wäre. Wenn Michel an einer ſeine Freud' hätte, ſich „um ſie herummachte" und ſie zum Tanz führte, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ihm der Verſtand nicht kommen und das Maul nicht aufgehen ſollte! — Die gute Frau ſtellte ſich das ſo hübſch und

natürlich vor, daß sie recht erheitert wurde und auf diese Medicin das vollste Vertrauen setzte. Sie beschloß, ihn gehen zu lassen und zu warten.

Michel wurde neunzehn, er wurde zwanzig Jahre alt — und noch gefiel ihm keine. Die Mutter schüttelte den Kopf. Nicht nur, daß er keiner den Vorzug gab — er machte sich aus den Mädchen überhaupt nichts. Er lief ihnen nicht nur nicht nach, er wich ihnen aus oder that wenigstens, als sähe er sie nicht. An Lustbarkeiten nahm er theil, aber nur, um sich zu Mannsbildern zu setzen, die ohne Schatz waren wie er. Mit diesen zechte, dampfte und diskurirte er in der schon beschriebenen Art und ging endlich zufrieden nach Hause. Ein paar mal ließ er sich von einer Nachbarin, die einige Jahre älter war als er und ihm gegenüber eine Art von Erziehungstrieb spürte, zum Tanzen verleiten. Als aber nach dem zweiten Versuch eine alte Base zu ihm sagte, er tanze, daß „dem Teufel dran grause", und er müsse es besser lernen, sonst wär's g'fehlt — da hatte dies nicht zur Folge, daß er's besser lernte, sondern ganz und gar aufsteckte. — Die Mutter wurde recht bedenklich, und an die Stelle der Hoffnung trat das Misvergnügen und die Sorge.

Auf dem Lande heirathet man verhältnißmäßig früh, und früh knüpfen sich auch Liebesbündnisse. Zwei junge Leute, die sich gefallen, gedeihen eben darum bald zum Liebespaar, weil sie auch bald zum Ehepaar gedeihen können; und der Dorfgeschichten-Erzähler wird nicht leicht

in den Fall kommen, seine Leser für das Verhältniß eines Vierzigers mit einem zwanzigjährigen Mädchen interessiren zu müssen, was der Novellist der höhern Stände immer seltener wird umgehen können. Daß ein Sohn zu spät oder zu wenig nach den Mädchen fragt, ist ein Unglück, welches bäurischen Aeltern selten begegnet. Oefter kommt es vor, daß einer in jungen Jahren zu viel danach fragt und dann natürlicherweise Folgen sich ergeben, die den Aeltern viel Verdruß machen können, in der Regel aber auch wieder eine gute Ausgleichung finden. Vernünftige Aeltern wünschen niemals, daß ihr Sohn eine Liebschaft anfange, wenn er kaum ein paar Jahre aus der Schule ist. Aber wenn ein Jahr ums andere vergeht, wenn er in die Zwanzig eintritt und immer noch thut, als ob's gar keine Mädchen auf der Welt gäbe, dann findet man das auf dem Lande nicht natürlich.

Als Michel das zwanzigste Jahr hinter sich hatte, achtete es die Schwabin für ihre Pflicht, ihm in dieser Beziehung Ermahnungen zu geben — freundliche, liebevolle Ermahnungen: sie wußte ja, daß andere bei ihm nicht anschlugen! — Bei Gelegenheit eines Tanzes forderte sie ihn auf, ins Wirthshaus zu gehen und sich auch einmal ein Vergnügen zu machen. Er habe ja die letzte Zeit her genug geschafft, und für Leute seines Alters wären ja solche Gelegenheiten da. Michel antwortete, er wolle sich schon ein Vergnügen machen. Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte: „I moë (meine) net, daß

de widder he'setzst und rohchst aus dei'm Pfeifa'kopf — i moën, daß d'oh a Mädle nemmst und danzst mit 'r, wie ander' jung Leut'." — Michel schwieg einen Moment, dann sagte er: „Du woëscht (weißst), Mueter, d's Danza' frät me net." — Hier konnte die Mutter ihre Ungeduld nicht bemeistern. „Kott's Blitz, red net so! Fang's nor a', 's wurd de scho' fräa'!" — Und in freundlicherm Ton setzte sie hinzu: „Ha'et kommt dei' Bäsle von ** ins Wirthshaus, a saubers Weibsbild — ka' alle Arbet und hot ebbes! Des wär' a Dänzere für di! Mach de lusteng mit 'r (ihr), nemm's mit in d' Stub' nei' und loß 'r ebbes auftraga'. Kott's Kreuz nei', a Mensch, der ins oënazwanzengst Johr got." — „Aber i ka' ja net danza", entgegnete Michel. „D'Leut lachet me aus." — „Wie wursch (wirst du's) denn aber learna', wann's net probierst?" versetzte die Alte. „Learngeld hommer (haben wir) alle geba' müssa' — des verstot se. Aber die Bäbe, die wurd de scho' regiera'! die brengt de rom — doh ka'st de drauf verlossa'. — Komm, versprich mer's!" — „Ach Gott", erwiderte der gute Bursche mit einer Miene, als ob er Arznei nehmen sollte — „i due's recht o'geara'." — „Jetz verzürn' me net", entgegnete die Mutter, „oëmol mueß sei'." — „I hab' koë Gloech (Gleich, Gelenk) derzue", versetzte der noch immer Bedenkliche. — „Dommheita'! du host dei' grade Glieder! Und du ka'st ja doch bei der Arbet sprenga' (springen, laufen), wann's sei' muß!" — „Ja bei der Arbet!" er-

widerte Michel, als ob er hinzusetzen wollte: „das ist auch was ganz anderes!“ — „Beim Danza' got's no' (noch) besser!“ versicherte die Mutter; und indem sie ihn schmeichelnd auf die Schulter klopfte, setzte sie hinzu: „komm, sei brav, versuch's und due (thu) oh amol ebbes, was e (ich) geara' hab'!“ — Der gute Michel verspürte bei diesen bittenden Worten einige Rührung, und um der Sache ein Ende zu machen und loszukommen, sagte er: „No, i will seha'!“ — „Also du willst?“ rief die Mutter. — „Ja, ja“, erwiderte Michel, „i will seha'!“

Als er am andern Morgen in die Stube trat, fragte die Schwabin: „No, wie hot's ganga'?“ — „Ganz guet“, versetzte Michel. — „Bist z'recht komma'?“ — „Des will i moëna'“, erwiderte der Sohn mit Selbstgefühl. — „No“, sagte die Alte erheitert, „des hab' i ja g'wißt! — Host aber oh ebbes auftraga' lossa'?“ — „Des net.“ — „Wie, 'r Dänzere, zu der ma' Froëd (Freund) ist?“ — „Ja so“, versetzte Michel, „du red'st vom Danza'?“ — „No, von was soll i denn reda'?“ — „Ja, lieba' Mueter“, erwiderte der Sohn mit einer Art von Bedauern, „des muß i d'r scho' saga': danzt hab' e net.“ — „Was? Aber du sakst ja —“ — „Ja“, entgegnete der Enakssohn, „i hab denkt, du moëst ebbes anderst. 'S hot nämlich bald 'n kloëna' Handel geba', und doh hab' e ausg'wehrt. Doh ist so a kloëner Grippel (Krüppel, bedeutet hier blos die Kleinheit) g'wesa', der gar koën Fried hot geba' wölla'. I hab' wärle Earnst

macha' müaſſa'! — Aber ietzt", ſetzte er mit Befriedigung hinzu, „ietzt, hoff' i, wurd er oh an mi denka'!" — Die Mutter, ärgerlich, verſetzte: „Aber des wurd doch net eweng daurt haba'? Später wurd's doch oh no Zeit geba' haba' zum Danza'?" — „Ja", ſagte Michel, „doh hab i nocht (nachher) mei' Unterhalteng ſcho' g'hett (gehabt), und i hab denkt: für ha'et iſch gmuag!" — Die Alte wußte nicht, ſollte ſie weinen oder lachen über ſo einen Menſchen. „No", ſagte ſie endlich, „i ſig ſcho', an dir iſt Hopfa'n und Malz verloara'!" — „Desdawega' (deswegen) no net", erwiderte Michel behaglich, und ging langſamen Schrittes an ſeine Arbeit.

Trotz des ſchlechten Erfolgs dieſer erſten Ermahnung richtete die Mutter ähnliche noch zu wiederholten malen an den Sohn. Die gute Frau meinte: „'s iſt doch a Vergnüaga', was i von 'm haba' will! 's ka' ja net ſei', daß 'r gar koën G'falla' dra' fendt! 'S iſt doch no a'n ieder endle drauf komma'!" — Allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Einmal ließ ſich Michel bewegen, noch einen Tanzverſuch zu machen; aber abgeſehen davon, daß er nicht das geringſte Vergnügen dabei empfand, hörte er auch aus einer Ecke von zwei Mädchen ein „Kuttern" (gedämpftes Lachen), das er nur auf ſich beziehen konnte, und in dem Aerger, den „Fratzen" zum Geſpött zu dienen, ſagte er zu ſeiner Tänzerin: „So, ietz iſt gmuag, ietz ka'ſt widder ganga'!" und kehrte in die Stube zurück, um ſeinen Unmuth zu vertrinken. Ein Kamerad, den er

aufs Gewissen fragte, wie er eigentlich tanze, erwiderte mit bedeutungsvollem Blick: „Loba' ka'n e's net!“ Michel nickte schweigend; und als er heimkam und seine Mutter wieder fragte, ob er „sich lustig gemacht“ habe, antwortete er mit Unmuth: „Ja, danzt hab' e; aber desmol und mei' Lebteng net widder! Aus isch! Globst du, doß i da' Leuta' da' Narra' ahgib? doh bild' i mer doch z'viel ei'! Kott's Kreuz-Taused“ — — „Aber“ — „Jetz hör' auf oder du machst me falsch! I will endlich 'n Fried' haba' mit dem Sakermentsdanza' doh! — 'S wär koë Wonder, 's käm' ebbes dabei raus!“ — — Die Mutter sah den Burschen achselzuckend an und schwieg. Sie mußte sich überzeugen, daß an so einem Menschen kein Reden was helfen kann! In Gottes Namen! Sie hatte ihre Schuldigkeit gethan; und wenn er nicht mehr auf den rechten Weg zu bringen war — ihr konnten keine Vorwürfe gemacht werden. Hatte sie sich doch auch schon erboten, ihn selber tanzen zu „lernen“ (lehren)! Aber was hatte er drauf gesagt? „Mit mei'r Mutter z'danza', kommt mer so öad für, daß mer übel wurd, nor wann e dra' denk'!“ Mit so einem Menschen fang' eines was an! Nein! — er soll thun, was er will! Und wenn er „a'n alter Esel“ wird und keine kriegt, soll er's haben!

Um es kurz zu machen — unser Bursche hatte das sechsundzwanzigste Jahr hinter sich — und noch konnte er das Tanzen nicht und noch hatte er keinen Schatz, geschweige denn ein Weib. Er näherte sich dem, was

auf dem Dorf ein „alter Jungg'sell" heißt; denn wenn der Bursche einmal in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre steht, dann kann er sich nicht mehr viel auf seine Jugend einbilden und es ist Zeit, daß er seine Wahl trifft. Hat er einmal „drei Kreuz auf'm Buckel" (Rücken), dann ist er schon sehr anrüchig, und er muß andere Qualitäten bedeutender Art haben, falls er auf eine Dorfschöne noch Eindruck machen will.

Bei seiner Weise zu leben wurde Michel natürlich ein eigenthümlicher Kauz. Von Herzen gutmüthig, konnte er doch leicht und schnell böse werden, wenn man ihn durch eine Zumuthung belästigte oder durch Widerspruch reizte. Der kurze, befehlende Ton unter Kameraden wurde ihm zur andern Natur, er gebrauchte ihn ganz gemüthlich und hatte keine Ahnung davon, daß er einen andern damit in einer Art ansprach, die er von ihm sehr übel aufgenommen hätte. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte gleichwol alles mit ihm anfangen. Auf eine gute Rede, für einen guten Freund wär' er durchs Feuer gegangen. Natürlich wurde er bei alledem kein großer Menschenkenner. Er bildete mehr die Gabe des Glaubens als das Talent der Prüfung und Unterscheidung aus, glaubte an seine eigenen Einfälle und anderer Leute Versicherungen und handelte in diesem Vertrauen oft sehr naiv. Er gab im Dorfe zu manchem Spaß Anlaß, der gute Michel, und man lachte bei solchen Gelegenheiten weidlich über ihn — aber hinter seinem

Rücken! Denn ihm ins Gesicht zu lachen, wollte doch niemand räthlich finden!

Die Mutter ließ ihn gehen. Am Ende, wenn er nicht heirathete, blieb sie die Herrin im Haus bis an ihr letztes Stündlein; und wir wissen, sie regierte gern. Aber ihr Muttergefühl überwog doch. Eine rechte Söhnerin ins Haus und für sie „Enkala'" zu wiegen, wär' ihr doch lieber gewesen. — Wenn sie daran dachte, verlor sich ihre Zufriedenheit; sie schüttelte den Kopf und seufzte. Zuweilen tröstete sie sich selbst mit den Worten: „Was ka'n i macha'? 'Sist eba'n a Blohk (Block) und bleibt oër!"

Damit aber that sie ihrem Sohn unrecht. Die Fähigkeit, die sie so gern bethätigt gesehen hätte, fehlte nicht, sie schlief nur und harrte ihrer Zeit. Und die Zeit kam endlich und eine neue Periode begann für Michel — die geschichtliche. Kurz: er sah „die Rechte" — die bestimmt war, sein Herz zu rühren. Und bei dem ersten Anblick schon wurde ihm höchst seltsam zu Muthe, und was die Mutter ihm vorgepredigt und was er niemals verstanden hatte, das begriff er mit Einem Schlag.

Diese Rechte war Margareth, zweite Tochter eines Söldners und Maurers, dessen Haus in der nämlichen Gasse lag. Als „Greatle" war sie aus dem Dorf gekommen, um zu dienen — als „Great" kam sie wieder, da ihre ältere Schwester sich verheirathet hatte und der verwittwete Maurer sie im Haushalt brauchte. Vor vier

Jahren, wo sie das älterliche Haus verließ, hatte sie noch wenig „gleichgesehen" (vorgestellt); jetzt verwunderte sich alles über ihre „Aussicht". Sie war stattlich und groß — um ein Gutes kleiner freilich als Michel, aber doch das größte Mädchen im Dorf. Zugleich war sie ein sehr hübsches Mädchen. Sie gehörte zu jenen gesunden, kräftigen Blonden, welche das heiterste Bild froher Weiblichkeit gewähren. Ihre Züge waren regelmäßig, die Gesichtsfarbe hell; die Backen hatten nur einen leichten rosigen Anhauch, aber desto röther waren ihre Lippen; und wenn sie lachte, war es ein Vergnügen, ihre weißen Zähne durchblinken zu sehen. In gemüthlicher Aufregung pflegten die Flügel ihrer wohlgebildeten Nase sich etwas in Bewegung zu setzen, was auf ein lebhaftes Temperament schließen läßt. Allein wer ihre ziemlich hohe, klare Stirn sah und ihre hellen blauen Augen, der erkannte in ihr ein Mädchen, die zu gescheit war, um ihrem Temperament die Zügel schießen zu lassen. In der That war sie ein fröhliches, aber unverdorbenes Geschöpf; vielleicht eben darum unverdorben, weil sie fröhlich war und nach der Arbeit in Scherz und Spiel ihre Erholung und Befriedigung fand. Sie war das letzte Jahr zu Nördlingen im Dienst gewesen, und es hatte ihr an verliebten Nachstellungen durchaus nicht gefehlt. Allein Margareth war ein echtes Bauernmädchen — ein rechter „Bauernbursche" ging ihr über alles, und da sie so einen noch zu bekommen hoffte, so konnte ein

„Nearlenger Da'le" (Daniel, Spottname der Nördlinger unter den Bauern) keine Macht über sie gewinnen. Im übrigen war das Schaffen ihr Vergnügen. Sie gehörte zu den Personen, denen nach dem rieser Ausdruck „etwas aus der Hand geht" — die nicht lange fackeln und herumtappen, sondern die Sache gleich recht angreifen, und die gern arbeiten, weil sie immer etwas Ordentliches fertig sehen.

Gewiß ein Mädchen, der es zustand, das Herz unsers Burschen in Bewegung zu setzen! Wäre Michel geschickter gewesen, so hätte man sagen können: sie war unter den Mädchen des Dorfes, was er unter den Burschen. Allein unter den gegenwärtigen Umständen ragte sie über ihn empor, und das war auch nöthig, wenn sie dem Stolzen einleuchten und den Selbstgenügsamen zu der Erkenntniß bringen sollte, daß ihm doch noch etwas fehle und daß er sich um etwas zu bemühen habe.

Als Michel ihr das erste mal begegnete und sie ihm Guten Tag bot, sah er sie verwundert an und erwiderte stehen bleibend: „I muß scho' saga'" — Das Mädchen, ihm zu Hülfe kommend, rief: „Du kennst me g'wiß nemmer, Michel? I ben d's Maurers Margret!" — „Kott's Blitz", erwiderte Michel, „'s ist wohr! — Aber du bist ja a Fetza'mädle woara!"

Der Ausdruck „Fetza'mädle", obwol eine tüchtige Person bezeichnend, klang doch von einem Burschen zu einem hübschen Mädchen nicht besonders zierlich und rief

auf dem Gesicht der Gret ein Lächeln hervor. Sie sagte ein wenig schnippisch: „Uir Mannsbilder moënet wol, uir könnet alloë groaß wäara'? Aber manchmal g'rothet (geräth) von o's doch oh oëna'! — No, godda' Morga'!" — Sie ging weiter. Michel hatte mechanisch das „Godda' Morga'" wiederholt und sah ihr jetzt mit einer curiosen Empfindung nach. Endlich sagte er: „Des ist ja a verfluacht saubers Weibsbild woara, die Great! Wer hätt' des g'lobt (geglaubt)!" Er drehte sich um und ging weiter; aber das Bild der Gret stand immer vor ihm und seine Gedanken konnten nicht von ihr loskommen. Es gärte und „grubelte" in seinem Herzen, und nachdem sein Mund eine halbe Stunde geschwiegen, verrieth er die Beschäftigung seiner Seele, indem er plötzlich murmelte: „A saubers Weibsbild, wärle! A Mädle, wie von Wachs!"

Der Keim war in unsern Burschen gelegt. Bei weiterm Nachdenken erkannte er immer mehr, daß die Gret diejenige sei, die er haben möchte, zum Schatz — zum Weib! Er begriff, wie man einem Mädchen nachlaufen könne; denn eigentlich wäre er der Gret jetzt schon gern nachgelaufen! Was ihm früher zuwider gewesen, das erschien ihm jetzt lieb und angenehm. Es dünkte ihn schön, sehr schön, mit der Gret eine „Ansprach" zu halten, sie zum Tanz zu führen, sie ordentlich herumzudrehen und ihr tüchtig auftragen zu lassen! Was die Mutter früher umsonst gewünscht hatte, jetzt hätte er's ausführen können

alles miteinander! — — Allein er wäre nicht Michel gewesen, wenn er die Sache nun so angegriffen hätte, daß er zu seinem Zweck gelangen mußte.

Zuerst überlegte er, und dabei kam ihm ein Scrupel, der ihn höchst bedenklich machte. „Wann's de aber no net möga' dät? Wann's de auslacha' dät und du ständest doh" — — Es ging ihm heiß durch die Brust bei diesem Gedanken und er sah gewaltig düster für sich hin. Michel hatte nichts von der Eitelkeit, die junge Bursche glauben läßt, jedes hübsche Mädchen müsse sich in sie verlieben; aber um so mehr besaß er jenen Stolz, für welchen der Gedanke, sich verachtet zu sehen, empörend ist. Wenn er, der niemals nach den Mädchen was fragte, der ihnen auswich, der zu wiederholten malen erklärte, er könne ihr „G'säg" nicht leiden — wenn er, der Michel, vor dem alles Respect hatte, nun plötzlich einer nachginge und schlecht ankäme! Wenn sie ihn verspottete und es käme heraus und das ganze Dorf spottete über ihn — — Ein Kernfluch entrang sich bei dieser Vorstellung seinen Lippen. Nein, so durfte er sich nicht in Gefahr begeben. Das mußte klug und vorsichtig — sehr vorsichtig angefangen werden.

Er faßte den Entschluß, keinem Menschen zu sagen, wie's ihm war. Zur Mutter zu gehen und ihr zu beichten, er hätte ein Mädchen gern, wäre ohnehin nicht in seinem Charakter gelegen; nachdem er aber so lange ihren Ermahnungen widerstanden hatte, wäre sie die letzte ge-

wesen, der er seine Bekehrung hätte vertrauen mögen. „Vorderhand“, sagte er endlich zu sich selbst, „will i seha', wie's got! — Und was will e? Z'erst muß e ja doch oh d's Mädle nommol (nochmal) betrachta': vielleicht g'fällt's m'r nemmer so.“

Mit dieser Hoffnung täuschte er sich freilich. Als er sie wiedersah, gefiel sie ihm nicht weniger, sondern noch viel besser als das erste mal. Sie hatte just ihren schönsten Tag, war in ihrer heitersten Laune und glänzte vor Vergnügen! — Das Herz des Guten klopfte, als er sie grüßte, und er hätte jetzt nicht stehen bleiben und mit ihr ein paar Worte reden können! Eine höchst ungewohnte Aufregung trieb ihn an ihr vorbei, und erst als er ein paar hundert Schritte gegangen war, beruhigte er sich wieder. — „Des ist nex g'wesa'“, sagte er endlich zu sich selbst und schüttelte höchst ernsthaft den Kopf.

Er war gefangen, der arme Michel. Er hatte seinen Theil — und konnte sehen, wie's ihm ging. — Zu dem schönen Aussehen der Gret kamen zuletzt noch die Urtheile, die er von andern über sie hörte. In diesem Punkte sind wir alle Menschen! Wir lieben die Geliebte um ihrer selbst, um der Schönheit und Tugend willen, die uns an ihr entgegenleuchtet. Allein wenn sie nun auch von andern gerühmt wird, so hat das nicht zur Folge, daß unser Wohlgefallen an ihr sich mindert — im Gegentheil, das Lob, was ihr gesungen wird, ist ein

Hauch, der die Flamme unsers Herzens oft noch viel stärker anblasen kann. Michel horchte herum, indem er mit gutem Erfolg den Gleichgültigen spielte; denn die Liebe schärft den Verstand aller Wesen. Und wie er nun hörte: „A g'schickt's Mädle — a schöas Mädle — a bravs Mädle“ — ja, von einem alten Kenner, „a Staatsmädle“, da war's ihm zu Muthe, als wenn er dieses Mädle kriegen müsse, koste es was es wolle. Er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sie wiederzusehen — und er ging ihr nun extra zu Gefallen.

Nachdem er sich ein paar mal umsonst bemüht hatte, kam sie ihm eines Nachmittags mit einer Kamerädin entgegen. Er wollte sie diesmal recht darauf ansehen, ob sie denn wirklich eine solche sei, wie die Leute sagten; deshalb ließ er seine Augen während des Grußwechsels tiefprüfend auf ihr ruhen, indem er, den Blick zu verlängern, auch noch den Kopf nach ihr drehte. Als er vorüber war, sagte die Kamerädin zur Gret: „Aber der hot a baar Oga' g'macht auf dih hear! Kommt mer grad für, als ob er — no des wär' aber zom Lacha'!“ — „Was moëst (meinst) denn?“ fragte die Gret lächelnd. — „Gang“, erwiderte die andere, „du verstost me wol net!“ — „Du moëst, er wär'“ — „Oh (auch) in di verliebt, ja, so kommt's mer für!“ — Die Gret versetzte: „Sei g'scheit! Dean kennt ma' ja! — Mir isch gar net so fürkomma'!“

Natürlich log hier das hübsche Mädchen. Ihr war's

erst recht so vorgekommen — und heute nicht das erste mal. Schon bei der zweiten Begegnung hatte sie „ebbes gnissa“ (bemerkt), und jetzt war's klar, oder alles mußte trügen. — Die Gewißheit, die sie erlangt hatte, machte einen sehr wohlthuenden Eindruck auf sie. Für's erste war's eine Ehr', den verrufenen Sünder zu bekehren und den Mädchenverächter dahin zu bringen, daß er auch daran glauben mußte. Aber das war das Geringste. Michel gefiel ihr! Seine Statur und der Ruhm seiner Stärke hatten ihr schon früher Achtung eingeflößt; gegenwärtig kam ihr sein Gesicht für ein Mannsbild hübsch genug vor, die Gutmüthigkeit, die ihm aus den Augen sah, rührte ihr Herz — und das „B'sondere“ und „O'gschickte“, das er an sich hatte, erheiterte sie, ohne ihm bei ihr zu schaden. Als sie wieder allein war, lächelte sie für sich hin. „Es ist oft guet“, sagte sie endlich, „wann der Ma' net gar z'g'scheit ist!“

Wie man sieht, gingen ihre Gedanken ebenfalls ziemlich rasch. Das ist natürlich und — ländlich. — Aber ihre Sache war es nicht, ihm nachzulaufen; wenn es ihm Ernst war, mußte er kommen — sie konnte zusehen. Ihr Gesicht klärte sich schelmisch auf. „Wie er se a'stella' wird derzue?“ fragte sie sich. „I bin wirkle neugiereng!“ Er hatte ihren Beifall, der gute Michel, sie konnte ihn zum „Burscht“, sie konnte ihn zum Manne nehmen, wenn's sein mußte, — ja es regte sich der Wunsch in ihr, daß es so ausgehen möchte; — aber sie bereitete

sich doch vor, ihn auszulachen, und freute sich darauf! — Sie war ein Mädchen.

Michel hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Leute ganz recht hatten mit dem, was sie über die Gret sagten. Aber wenn dies seine Liebe noch mehr schürte, so fachte es auch seine Sorgen an. Die Gret hatte ihn diesmal gar nicht angesehen (er hatte noch keine Kenntniß davon, daß die Mädchen nicht sehen und doch sehen können!) und es war ihm beinahe vorgekommen, als ob sie ein etwas spöttisches Gesicht gemacht hätte. Was sollte er thun? Sollte er warten und stillschweigen? Dann kam vielleicht ein anderer und nahm sie ihm weg. Oder sollte er ihr nachgehen und reden mit ihr? Dann sagte sie vielleicht, er könne wieder gehen, woher er gekommen sei, und er wurde das Gespött des ganzen Dorfes. — Die Klemme war verwünscht und guter Rath theuer.

In der Unterhaltung.

Jede Versäumniß rächt sich. Man soll in jungen Jahren nicht denken: Wozu hab' ich das nöthig? Wozu könnte das gut sein? — Man soll Kenntnisse sammeln und sich Fertigkeiten aneignen, wie die Gelegenheit sich bietet, auch wenn zunächst keine Neigung dazu vorhanden und Anstrengung erforderlich wäre; denn man weiß nie, wozu man sie später brauchen kann!

Davon überzeugte sich jetzt auch Michel. Die Liebe trieb ihn hin und her, sie ließ ihm keine Ruhe, und er sah ein, daß er etwas unternehmen müsse, geh es, wie es wolle. Er mußte mit der Gret reden — er mußte erfahren, was er zu hoffen habe — sonst wurde er toll! Aber wie sollte er's anfangen? Wie sollte er sein Anliegen vorbringen?

Er dachte darüber nach und nichts fiel ihm ein, was er für anwendbar und gut gehalten hätte. Es dünkte ihn so närrisch, von der Liebe zu reden; es war ihm, als würde es nicht herausgehen aus ihm, als würde er stecken bleiben und dastehen, wie d's Kind beim — —

Da hatte er's nun! Gab's nicht Kerle im Dorf, denen bei den Mädchen das Maul ging „wie geschmiert"? die nicht nur sagen konnten, was sie auf dem Herzen hatten, sondern noch viel mehr dazulügen? Hatte er nicht gehört, daß mancher schon eine, die ihn zuerst gar nicht leiden konnte, durch bloßes Reden so weit gebracht, daß sie endlich zu allem Ja sagte? — Aber so geht's! Hätte er in jüngern Jahren auch mit den Mädchen diskurirt, mit ihnen getanzt und sich lustig gemacht, — hätte er sich das bischen Mühe gegeben und gelernt, wie man mit ihnen umgehen muß — dann könnte er's jetzt und müßte sich nicht den Kopf zerbrechen! — Er fühlte ganz ernstlich Reue, der gute Michel! Er wurde verdrießlich, sehr verdrießlich. „I ben a'n Esel g'west, und des a großer", sagte er zu sich selbst. „Aber", setzte er hinzu, „wie hab i oh wissa könna, daß mer no' so ganga' wurd!"

Ein paar Tage ließ er vorbeigehen. Zuletzt, durch den Kampf der Leidenschaft mit der Furcht gequält und geärgert, rief er zornig: „Hol der Teufel alles! So ka'n e's nemmer aushalta' — i muß woga', komm's raus wie's will!" — Die Gret stand vor seiner Seele so schön und mit einer Miene, die nichts Abschreckendes hatte! „Dommheit", rief er beherzt. „I sott me wohl vor'm Mädle färchta' (fürchten)? Des wär' ja zum Lacha'!" — Er faßte den Entschluß, bei nächster Gelegenheit mit der Gret zu schwätzen und sein Anliegen vorzubringen oder wenigstens „drom rom" (darum herum)

zu reden, zu sehen, was sie für ein Gesicht dazu mache, und dann ein andermal weiter zu gehen.

Recht schön fügte sich's, daß er das Mädchen eines Abends, als ihn ein Geschäft auf den Fußweg hinter den Dorfgärten geführt hatte, ganz allein gegen sich herkommen sah. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein, er mußte sie benutzen. Was er zuerst zu ihr sagen wollte, wußte er genau, nämlich: „Godda'n Ohbed (guten Abend) Margret!" Das übrige gab sich dann von selbst. Entschlossen ging er vorwärts. Wie er aber die Gret näher und näher kommen sah, machte er eine seltsame Erfahrung. Sein Herz fing an zu klopfen, vor den Augen begann es ihm zu flimmern und die Lippen wurden so schwer, als ob Gewichte darangehängt worden wären. Es schien ihm unmöglich, sie zu bewegen — und da halte einer eine Ansprache! Vor der Gret angekommen, machte er eine unerhörte Anstrengung und rief mit grimmiger Freundlichkeit: „Godda'n Ohbed, Margret!" — „Godda'n Ohbed, Michel", antwortete die Gret mit heller Stimme und mit einem Ausdruck auf ihrem Gesicht, als ob sie recht gut wüßte, in welchem Spittel der arme Bursche krank läge. Dieser nahm indeß nichts wahr. Nach der Leistung, die er sich abgerungen, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht an ihr vorüber — weiter und weiter. Nachdem er hundert Schritte gemacht hatte, athmete er auf; aber erst als er um eine Ecke bog und nicht mehr gesehen werden konnte, wurde er leichter und

ruhiger. — Er hielt an, dachte nach — — und sein Benehmen stand klar vor seinen Augen. Er hatte sich nun doch gefürchtet — und die schönste Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen! Unmuth erfüllte seine Brust und sehr ärgerlich rief er: „Jetz möcht' e mer glei (gleich) selber a'n Ohrfeig' geba' daß mer der Kohpf somsa' dät! Fürcht' me wärle, und zitter' am ganza Leib, als wann e oën ombrocht hätt! Sott ma' denn globa', daß ma' so domm sei' ka'?"

Die Sache war indeß nicht anzufechten, sie war geschehen und der Verdruß konnte nichts daran ändern. Für Michel gab es nur Einen vernünftigen Entschluß: sie zu vergessen und sich vorzunehmen, es ein andermal besser zu machen. Dazu verstand er sich denn auch. „I ben a Narr", sagte er, „daß e me verzürn'! Verloara'n ist no nex, und so wurd's net allmol ganga' (gehen)." — Er stellte sich vor, wie er das nächste mal reden werde, er hatte Einfälle, wie man sie nach einer versäumten Gelegenheit zu haben pflegt — und so von weitem schien sich ihm die Sache ganz leicht zu machen. „Bah", meinte er endlich, „des ist ha'et nor so a dommer A'fall g'wesa'! 'S müeßt ja beim Deufel sei', wann ih net könnt', was jeder ander' ka'!" — Er tröstete sich und ging beruhigt und mit neuem Muth nach Hause.

Wieder verstrich einige Zeit. Es war in der letzten Woche des Monats Mai, und unter dem Wehen der Ostluft kam ein wunderschöner Tag herauf. Ein leichter

Reif hatte auf der Landschaft gelegen, die Sonne, in den wolkenlosen Himmel sich erhebend, sog ihn weg und goß den Silberglanz des Morgens über die Erde. Die Lerchen sangen, die Landleute, die sich an ihre Arbeit begaben, zeigten vergnügte Gesichter, das Vieh, das zum Saufen getrieben wurde, brüllte vor Lust und sprang rechts und links in die Höhe. Das alles war so fröhlich, so ermuthigend! Es war einer von den Morgen, wo im Herzen so wenig eine Sorge aufkommen kann wie am Himmel ein Wölkchen — wo im Innern der Frohsinn regiert und draußen der Sonnenschein.

An diesem Morgen fühlte sich unser Michel frisch und munter, wie seit langer Zeit nicht. Er dachte an die Gret — mit stillem, ruhigem Vergnügen. Es war ihm, als könnte er heute schwätzen und Spaß machen nach Belieben, und wenn's sein müßte, gelegentlich auch ein ernstes Wort reden — kurz, er fühlte sich aufgelegt. Indem er sich's lebhaft vorstellte, empfand er ein Verlangen, sein Vermögen ins Werk zu setzen. Er faßte sich kurz und machte sich auf den Weg durch die Gasse, in der Hoffnung, die Geliebte zu sehen. Im Nothfall, wenn er sie nämlich vor ihrem Hause nicht traf, konnte er hineingehen und den Maurer bestellen; denn an seinem Hause war ein Stück weit der Mörtel abgefallen, und wenn es auch auf dem Lande nicht grad nothwendig war, ihn wiederherzustellen, so konnte es doch auch nicht schaden.

Sein guter Muth und seine Laune minderten sich nicht, als er der Wohnung des Maurers sich näherte. Er hatte ein paar Vorübergehende gegrüßt und die gewöhnlichen Formeln waren ihm so leicht und lustig vom Munde gegangen, daß ein junges Weib sagte: „Du bist aber ha'et alert, Michel!“ — Darin lag für ihn ein neuer Beweis, daß er heute seinen guten Tag habe, und rüstig ging er vorwärts. In dem kleinen Hofe sah er die Gret nicht; aber im Wurzgärtlein, von der Gasse nur durch einen niedrigen Zaun getrennt, war' sie über ein Beet hin gebückt. Wie er sie hier unvermuthet erblickte, war er doch betroffen. Es hieß nun wieder: „Vogel friß oder stirb“, und vor dem strengen Antlitz der Nothwendigkeit entfloh der leichte Humor in seinem Herzen, um den Anwandlungen von letzthin Platz zu machen. Es mahnte ihn etwas, zu thun, als ob er sie nicht gesehen hätte, und sachte weiter zu gehen. Aber heute war er nicht gemeint, auf die Stimme des Kleinmuths zu hören; er unterdrückte die Bewegungen seines Innern, blieb stehen und rief entschlossen: „Godda' Morga', Margreat!“ — Das Mädchen sah auf und erwiderte: „Ei, godda' Morga', Michel! Bist oh scho' en der Höa' (Höhe, d. h. aufgestanden)?“ — Diese Frage kam ihm ungelegen; denn eigentlich hatte er selber fragen wollen: „Oh scho' auf?“ — und wenn sie dann, wie es nicht wohl anders möglich war, mit Ja antwortete, so hätte er ihr was Schönes gesagt über ihr frühes Aufstehen, ihren Fleiß u. s. w.

Das konnte er nun, wenigstens in der zuerst ausgedachten Weise, nicht mehr, und dieser Umstand machte ihn ein wenig verwirrt. Er antwortete zögernd: „Ja wohl“, und da er sich auf diesen Fall nicht vorgesehen hatte, so entstand eine kleine Pause. Allein mit Recht hatte er geglaubt, daß er heute seinen guten Tag habe. Nicht lange besann er sich, und ein neuer Einfall war da. Er drehte seinen Kopf in der Luft herum und sagte: „Ha'et hommer (haben wir) amol a schöas Wäder (Wetter)!“ — Die Gret erwiderte heiter: „Ja gottlob! Mer (wir) könna's aber oh braucha'!“ Und ohne Unterbrechung und würdig setzte er hinzu: „Descht (das ist) wohr! — Des könna' mer!“

Bis hierher war's gut gegangen, trotz der nothwendig gewordenen Aenderung, und Michel konnte sich dessen bewußt sein. Aber nun war eine neue Rede nöthig, und nichts wollte ihm einfallen. Es entstand eine längere Pause. Ein besserer Beobachter als Michel hätte an dem Gesicht des Mädchens wahrnehmen können, daß sie gar wohl im Stande gewesen wäre zu reden und dem Burschen aus der Noth zu helfen — daß sie aber aus irgendeinem Grunde nicht wollte! Michel besann sich, und ein neuer Einfall kam. Er sagte: „Bischt allweil g'sond und wollauf?“ — Diese Frage schien der Gret so curios hinterdrein zu hinken und so sehr eine bloße Geburt der Noth, daß sie mit Mühe das Lachen halten konnte. Sie nahm sich indeß zusammen und erwiderte ruhig, aber

nicht ohne eine gewisse schelmische Heiterkeit durchblicken zu lassen: „Dank der Nochfrog (Nachfrage)! Mir fehlt gottlob nex!“ — Michel, wie uns bekannt ist, war im eigentlichen Sinn weder dumm noch blind. Die Bedeutung dieses Vergnügens auf dem Gesicht der Gret blieb ihm nicht ganz verborgen; er hatte eine Ahnung, daß sie ihn eigentlich auslache, und schwieg, indem eine Wolke der Verstimmung seine Züge beschattete. Die Gret erkannte, was in ihm vorging, sie fühlte, daß sie etwas gut zu machen habe, und einen Schritt vortretend, sagte sie zugleich mit gutmüthigem und schlauem Lächeln: „Host vielleicht so'st ebbes g'wöllt (gewollt)?“ — Diese Frage fiel wie eine Bombe auf den guten Michel. Es war klar: er hatte sich verrathen; sie wußte, wie's ihm ums Herz war, und forderte ihn heraus! Er konnte — er sollte reden — da war kein Zweifel! Aber diese Möglichkeit, reden zu können, und diese Nöthigung, reden zu sollen, traf ihn mit solchen Schrecken der Ueberraschung, daß er dastand wie vom Donner gerührt und nicht ein Wort hätte vorbringen können um die ganze Welt! In der Verwirrung, die ihn überkam und ihn zu übermannen drohte, nahm er instinctmäßig seine Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihm noch übrigblieb — zur Grobheit! Mit trotzigem Gesicht und wie beleidigt rief er endlich: „Was sott (sollte) i denn wölla'? I wißt net was! — Goda' Morga'!“

Und mit starken Schritten ging er seines Weges.

Die Gret sah ihm nach und lachte — nicht laut — dafür aber, wie man zu sagen pflegt, mit dem ganzen Gesicht. Als er hinter dem Nachbarhaus verschwunden war, sagte sie zu sich selber: „Jetz so o'g'schickt hätt' i mer'n doch net vorg'stellt! — J sig scho' — doh mueß i mi der Sach selber a'nemma', wann ebbes draus weara' soll!"

Michel ging nach Hause. Der Unwille, zu dem er gekommen war, er wußte selber nicht wie, verging, eine dumpfe Ruhe trat an seine Stelle. In dieser Ruhe erhielt er bald eine deutliche Anschauung von der Art seines Betragens — eine gelinde Verzweiflung fiel ihn an und brachte sein Blut aufs neue in eine schlimme Gärung. Er entlastete sein Herz in unartikulirten Lauten; dann, die Einsamkeit seines Stadeltennens aufsuchend, bildete er bestimmte Gedanken und konnte nicht umhin, ihnen Worte zu geben. „Also widder nex", rief er, — „widder a Dommheit! Isch denn net grad, als wann's verhext wär'? W'rom ka'n e denn ietz net reda', wann e vor dem Ohs (Aas) dohstand? W'rom got's mit m'r em Reng rom, als wann e g'suffa' (betrunken) wär'? Der Deufel mueß g'macht haba'!" Er stöhnte vor Verdruß und strampfte den Boden, daß es schallte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Host so'st ebbes g'wöllt — hot's me g'fragt. Des ist doch offa'bar, daß g'wöllt hot, i soll d's Maul aufdoa'! W'rom hab' e denn ietz net g'redt? Hätt' e net saga' könna': Mädle, du g'fällst mer,

i will de heiricha' (heirathen) — willst me? — oder so'st ebbes! No (nachher) hätt's reda' müessa', ja oder noë, ond i wihßt ietz, wie e dra' ben! Aber so stand e doh wie a'n Ochs, der mit 'm Beil oës naufkriegt hot aufs Hihra' (Hirn, Stirn), und nocht mach e a G'sicht ond due an se na', als ob's m'r ebbes do' (gethan) hätt'! Die wurd se 'n schöna' Begriff macha' von mir! Die hält me doch g'wißh für da' dommsta'n ond o'g'hobelsta' Menscha'n em ganza' Ries! Ond wann's me vorhear oh g'möcht hätt, ietz mag's me g'wißh nemmer ond ka' me nemmer möga'! So'n Esel! I bedanket' me selber, wann e a Mädle wär!"

Der gute Bursche versank nach dieser desperaten Selbstanklage in eine dumpf-düstere Stimmung. Er war unerfahren, unschuldig, aber ein Mensch, der in seiner Art Anlage zum Reflectiren hatte. Diese Anlage begann unter den obwaltenden Umständen sich zu entwickeln und seinem Wesen einen neuen charakteristischen Zug zu verleihen. Je mehr er von sich hielt, je mehr Ansehen er bisher unter seinen Kameraden genossen, um so mehr forderte er von sich einem Mädchen gegenüber auch das rechte würdige Benehmen. Je weniger er aber im Stande war, sich so zu benehmen, wie er's seiner für würdig hielt, desto mehr kapitelte er sich hinterdrein selber, stellte sich vor, wie er sich hätte benehmen sollen und können, ärgerte sich, daß er sich nicht so benommen habe u. s. w. u. s. w. — kurz, er wurde ein denkender Mensch. Er

unterhielt sich mit sich selber, er strafte sich, er quälte sich selber. Daß das Letztere nicht zu weit ging, dafür sorgte als guter Genius die Bauernnatur, die sich auch hier in natürlichen Grenzen bewegt und sich aus dem Quell der unbewußten Lebenskraft immer selber wiederherstellt.

Für jetzt sank er gleichwol in Abgründe der Verzagtheit. Mit der Gret wieder eine Ansprache zu versuchen, kam ihm unmöglich vor. Er hatte eine stille Wuth gegen sich, eine stille Wuth gegen sie — wie sollte er da reden? Und wenn er sich nöthigen wollte, müßte es nicht tausendmal ungeschickter herauskommen als diesmal, wo er vergnügt war und im Grunde ganz gut angefangen hatte? — Nein — es half nichts. Einem Mädchen zu gefallen, hatte er nun einmal keine Gaben — es ging nicht — er mußte es aufgeben!

Als er so weit gekommen war, ging er in den Hof, um sich an einer Arbeit zu erholen. Hier begegnete ihm seine Mutter. Sie sah ihn an und sagte: „Was machst denn du ha'et für a G'sicht?“ — „Ih, a G'sicht?“ versetzte Michel. „Wie ka'n e des wissa'? Guck i ebba' en Spiegel?“ — „Gang weiter“, entgegnete die Schwabin, „du host ebbes! Hot d'r ebber (etwer, jemand) ebbes do'?“ — „Mir?“ erwiderte Michel, indem er mit einer heroischen Miene auffsah, — „mir ebbes do'? I wott's koëm rotha'!“ — Er ging weiter, indem er bei sich dachte: „Du därffst lang warta', bis e dir ebbes sag'!“

— Die Mutter sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er ist halt doch net vergnüagt“, dachte sie, „und das ist natürlich! In deam Alter muß a'n ordentlichs Mannsbild a Weib haba' — so'st isch nex!“ — Sie ahnte nicht, wie Michel sich schon abgemüht hatte, um ihre Herzenswünsche zu erfüllen.

Einige Tage ging unser Bursche melancholisch umher, und wenn ihn beim Zurückdenken an seine Niederlagen ein Zorn anwandelte, so ließ er ihn an irgendeiner Arbeit aus. Er bot denen, die seiner wahrnahmen, ein neues und eigenthümliches Bild. Schweigend hatte man ihn oft gesehen; jetzt sah man ihn „sinnirend“ und vernahm hier und da grimmige Ausrufungen, wozu man keinen Grund wußte. Fragte man ihn danach, so war die Antwort, sofern eine erfolgte, keine höfliche. Man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. Den Zustand seines Herzens ahnte niemand im ganzen Dorf. Die einzige Person, die außer ihm davon Kenntniß hatte, schwieg nicht nur selber — sie hatte auch jener Kamerädin ihre Vermuthung wieder auszureden gewußt und ihr das Versprechen abgenommen, sie mit dem Michel nicht ins Geschrei zu bringen. Es gibt Mädchen, die das Genie der Verschwiegenheit haben, d. h. die ohne besondern Vorsatz und mit Lust verschwiegen sind und sich an dem Geheimniß weiden. Die Gret war heiter und hoffte mit Zuversicht, ihre Wünsche gekrönt zu sehen — sie brauchte nicht zu schwätzen.

Michel war es nicht; er war unmuthig und verzweifelte am Erfolg — er spürte einen Trieb zu reden und konnte endlich einer Gelegenheit, sein Herz zu entlasten, nicht widerstehen.

Unser Enakssohn hatte einen Kameraden, der ihm unter allen Burschen, die zu ihm hielten, der liebste war. Kaspar, der Sohn eines Webers, hing mit aufrichtiger Theilnahme an Michel und wußte sich auch am besten in seine Manieren zu fügen. Obschon drei Jahre jünger, hatte er in Bezug auf das weibliche Geschlecht eine hinreichende Summe von Erfahrungen — er wußte, wie man sie behandeln mußte, und galt darum auch „seinen Batzen“ bei ihnen. Mittelgroß, „rahneng“, von angenehmer Gesichtsbildung hieß er bei ihnen nur, „a nett's Bürschtle“ und „a lustengs Männdle“, dem man gut sein müsse. Trotz der Gunst, die er bei den Spenderinnen der Lebensfreude erfuhr, hatte er doch nicht mehr Selbstgefälligkeit, als allenfalls natürlich war; er genoß das Lob eines fleißigen Menschen und wußte sich unter den Mannsbildern ebenso den Ruf eines guten Kameraden zu bewahren. — Dieser Bursche, zum Vertrauten wie geschaffen, wußte durch eine wohlgemeinte und geschickte Frage dem Michel sein Geheimniß zu entreißen. Allein mit ihm, sah er den düster vor sich Hinstarrenden theilnehmend an und sagte dann: „Michel, di drückt ebbes! Wannd' mer's net geara' sakst, will e de net weiter froga'. Wann's aber ebbes ist, wo i d'r vielleicht

helfa' ka', so red! — Du woëscht, wie e's moë (ich's meine)."

Diese treuherzig gesprochenen Worte machten des Leidenden Herz weich und folglich geneigt zur Mittheilung. „Ach", erwiderte der Verliebte nach kurzem Schweigen mit einem riesenmäßigen Seufzer, „mi drückt freile ebbes!" — „Was isch?" fragte Kaspar. „Sag's, wann e's (ich es) wissa' därf!" — „Am End", erwiderte Michel, „bist du grad der Recht', der mer'n Roth (Rath) geba' könnt! — No mei'dawega' (meinetwegen), i will der's saga'!" — Er schwieg. — „Nossa' (nun so dann)", mahnte Kaspar. — „Z'erst mueß e der saga'", erwiderte Michel mit tiefem Ernst, „daß koë Mensch ebbes davo'n enna' weara' (inne werden) därf!" — „Gang weiter! Ben i a Schwätzer?" — Die Möglichkeit, daß Kaspar es doch unter die Leute bringen könnte, hatte aber den Michel schon aufgeregt. „Kerl", rief er eine Faust machend, „wann d'ebbes sakst — 's got d'r schlecht!" Der andere kannte seinen Mann; er zuckte die Achsel und erwiderte: „Du bist net g'scheit!" — „Guet", versetzte Michel. „Jetz woësch (weißt du's) — und ietz will i der's saga'!" — Wieder eine Pause. „I höar", erwiderte der andere, indem seine Mienen sich ahnend erhellten. — „No", begann endlich Michel mit neuer Anstrengung, „doh (da) die Great — d's Maurers seine moën' e" — Kaspar sah den wiederholt Innehaltenden mit gutmüthig schlauem Lächeln an und

rief, ihn ganz durchschauend: „Fehlt's d'r doh?" — „Ja Bruder", ging's endlich aus Michel heraus, „doh fehlt's m'r! Des Mädle g'fällt m'r, die mueß e haba — — und Kreuzdonner ond's Wetter: i woëß net, wie e's a'fanga' soll!"

Kaspar unterdrückte das Lachen, das ihn bei diesem Bekenntniß anwandelte, und forderte ihn auf, ihm zu sagen, wie's eigentlich stehe. Michel, einmal im Zuge, erzählte alles, und zwar mit einer Naivetät, bei welcher der Erfahrene, wenn er nicht lachte, doch wenigstens zu „schmöhzeln" (schmunzeln) nicht umhin konnte.

Bekanntlich hat der Mensch nicht leicht eine angenehmere Empfindung, als wenn er an einem andern, der ihm bisher Respect abgenöthigt hat, plötzlich eine Schwachheit entdeckt. Es gibt deren, die eine solche Wahrnehmung geradezu beseligen kann und die das so erlangte Wohlgefühl zu den höchsten Genüssen zählen, womit der Himmel die armen Sterblichen begnadet hat. Sogar Freunde, will man wissen, sollen in diesem Fall erheitert werden und aussehen, als ob ihnen ein Glück widerfahren wäre! Und ihr Benehmen gegen den Träger dieser Schwachheit soll nach der Entdeckung ein vielfach anderes sein als vorher! — Wir lassen diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit auf sich beruhen, müssen aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß unser wackrer Kaspar bei der Erzählung seines Kameraden eine ziemlich lebhafte Genugthuung empfand und in seinem Gesicht einen

Ausdruck heiterer Ueberlegenheit zeigte, den er vorher nie gegen ihn hatte blicken lassen.

„Des isch, was me drückt“, schloß Michel seinen Bericht. „Schlechter, des wurscht selber saga’, hätt’s net ganga’ könna’, und alles ist verspielt. I ben eba’ zom O’glück geboara’, und mit mei’r Fräd isch aus auf der Welt!“ — „So“, versetzte Kaspar, indem er ihn mitleidig ansah; — „willst de net lieber glei gar versäufa’?“ — Michel schaute ihn an. „Du bist a Narr“, fuhr Kaspar fort, „des sag d’r ih! Nex ist verspielt, gar nex!“ — „So“, erwiderte Michel, „wamma’ se so o’gscheit benemmt ond“ — „Dei’ Benemma’ schad’t d’r gar nex“, fiel Kaspar ein. „Des ist eba’ d’Liab! D’Liab macht verwirrt, ond wamma’ verwirrt ist, macht ma’ Dommheita’. Aber d’Liab ist ja eba’, was d’Mädla haba’ wöllet! ond wann oër vor lauter Liab duet als ob ’r narred wär, globst, des nemmt d’r oëna’nübel? Ja bis Wuch (auf die Woche, d. h. niemals)! Fräa’ duet se’s ond geara’ hont’s so oën!“

Dem Michel schien dies einzuleuchten. „Du ka’st Rehcht haba’“, sagte er getröstheter. „’S ist wohr, i därf me no’ net ahschrecka’ lossa’! — Wie moëst“, setzte er mit neuerwachtem Muthe hinzu, „soll e glei rausrucka’ mit der Farb? Soll e saga’, das e’s heiricha’ will?“ — „Des got net“, entgegnete Kaspar mit der Miene der Autorität. „Ma’ mueß net mit der Thür en’s Haus falla’! Allweil oës noch’m andra’! — Z’erst

mueſcht doch oh ſeha' ob's de haba' will?“ — „Ja ſo“, verſetzte Michel wieder etwas herabgeſtimmt. „Was ſoll e denn aber ſo'ſt doa' (thun)?“ — „G'ſpäß macha'“, erwiderte Kaspar munter. „Sikſch (ſiehſt du), des iſt d'Hauptſach. Da' Mädla' g'fällt nex beſſer, als Narrheita! Z'erſt G'ſpaß und nocht Ernſt — des iſt der recht Weg! Foppa' mueß ma's ond ploga', wamma' zo ebbes komma will! Je meaner (mehr) as (als) ma's plogt, je lieber as oën hont (haben)!“ — Dem geradſinnigen Michel ſchien dieſe Behauptung ſehr gewagt; er ſah den Rathgeber fragend an. „Du globſch wohl net?“ ſagte dieſer; und als der Burſche den Kopf ſchüttelte, fuhr er fort: „Weil d'eba koë Erfahreng hoſt en deana' (dieſen) Sacha'; Sikſch, des iſt ſo! Wann e a Mädle fopp ond plog', no ſikt's, daß e ebbes mit 'r haba' will, no ſikt's, das e's liab — ond'n Spaß hot's obadrei'! Ond ſo went (wollen) ſe's grad haba'!“ — Michel begriff; er ſagte mit Anerkennung: „Kapper (traulich: Kaspar), du biſt a verfluechter Schlengel!“ — „No“, erwiderte Kaspar behaglich, „wann e des net wihßt!“

Es erfolgte eine kleine Pauſe, in der Michel aufs neue bedenklich wurde. „Ja“, begann er zögernd, „wann e aber nocht G'ſpäß macha' will ond 's g'rothet mer net? Wann e me widder o'gſchickt a'ſtell — wie doh?“ — „Des wär freile fehlerhaft“, erwiderte Kaspar mit Ernſt. „Eweng därfa't (dürfen) Dommheita net daura', ſo'ſt verliera't d'Mädla' da' Reſpect!“ — „Doh hoſch

(hast du's)!" versetzte Michel mit einem Ausdruck, als ob nun er wieder recht hätte. „Ond mir isch grad so, als ob's mer net g'rotha' könnt! Was ietz?" — „No", erwiderte Kaspar mit einer Art von Unmuth, „doh ka'n e d'r koën andera' Roth geba', als daß d'r eba'n a bisle meaner ei'bildst! Kott's Heidablitz! A Kerl wie du! Ist des koë Ehr' für so a Mädle, wann du 'n G'falla'n an r' host? Mueß (sie) doh net stolz drauf sei'?" — „Ih sott's (sollt' es) beinah globa'", bemerkte der Enakssohn mit entsprechendem Selbstgefühl. Und Kaspar erwiderte: „No, ond wann d'net vergischt, wer du bist, nocht wurscht oh reda' und G'späß treiba' könna' mit so'm Deng doh!" Ruhiger setzte er hinzu: „Ma' mueß se net gar z'viel macha'n aus da' Mädla' — des ist a Fehler! Drom wamma'n amol a bisle z'hitzeng g'wesa'n ist, no mueß ma'n extra widder a weng huf (zurück) ganga' und doa' als ob ma' gar wol ohne se leba' könnt! Nocht kriega' sie widder 'n Luhst! — Also, bei d'r nächsta' G'legenheit duast, was e d'r g'sakt hab', ond i garantir d'r, sie kommt d'r!" — „I will seha'", erwiderte Michel. Dann, nach kurzem Schweigen, setzte er hinzu: „Also nommol (nochmal)! D's Maul g'halta'n oder" — Er machte mit der Faust eine verständliche Bewegung. Kaspar lachte. „Du wärst am End em Stand und brächst mer da' Hahls, zom Dank für mein' gueta' Roth?" — Michel, wieder auf seinem Boden stehend und sich fühlend, erwiderte: „Wann de dernoch aufführa'

dätst — 's käm m'r net drauf a'! — No, ietz b'hüet de Gott!"

Michel war durch die Aufklärung des gewandten Kameraden in der That getröstet und faßte wieder frischen Muth. Das Gefühl seiner Kraft und das Vertrauen auf sich selbst kehrte zurück. Es war ihm zuweilen, als ob er nur hingehen dürfte zu der Gret, um Spaß zu machen nach Noten! Aber extra zu ihr gehen, das wollte er nicht: da würde sie ja glauben, daß er's gar zu nothwendig hätte — und das sollte sie nicht! — Er wollte die Gelegenheit abwarten, dann aber auch benutzen.

Eines Nachmittags schlenderte er gemüthlich auf dem Anger hinter seinem Garten. Es war ein Sonntag; er hatte gut gegessen, ein wenig „gedurmt" (geschlummert), sich dann schön angezogen, die Pfeife in den Mund gesteckt und war hierher gegangen, um zu sehen, was ihm weiter belieben werde. An einem solchen Nachmittag fühlt sich der Bauer immer behaglich, sogar wenn er verliebt ist. Michel ging langsam, blieb zuweilen ein bischen stehen — er dachte an die Gret. Er war heute so unternehmungslustig und dabei so sicher! „Jetz wann's mer käm'", dachte er — „Sapperment nei'!" — Er ging wieder einige Schritte und sah umher — und wie's denn manchmal geht, dort, den Weg von der linken Gasse zum Anger herunter, kam die Gret! Michel eilte mit großen Schritten zum Ausgang des Wegs, um sie

noch eben zwischen den Gärten zu treffen. Sie sollte ihm nicht entwischen — sie sollte ihm Rede stehen und nicht mit einem bloßen Gruß davonkommen!

Es gibt auf dem Lande nichts Reizenderes als jene Gänge zwischen lebendigen Hecken, die eben breit genug sind, daß man sich ausweichen kann. In der schönen Jahreszeit, wo die Hecken grünen und blühen, wo der trockene Weg von Gras und Blumen eingefaßt ist, gewährt es ein wahrhaft poetisches Vergnügen, hindurchzuspazieren, zumal wenn beim Schein der Sonne der Schatten dichtbelaubter Gartenbäume drüber fällt. Es ist so traulich und so heimlich darin, daß man nur bedauert, sobald wieder ins Freie zu kommen!

Ein solcher Gang war es, in dem unser Michel die Geliebte festhalten wollte. Seine großen Schritte hatten bewirkt, daß er noch rechtzeitig kam: die Gret ging erst in der Mitte des Weges. — Wie schön war sie! Sie hatte an dem warmen Tage keinen Kittel an: in blendendweißen Hemdärmeln, in gestreiftem, farbigem Mieder und rothem Halstuch kam sie ihm entgegen. Die Kleider standen ihr so gut, ihr Gang war so geschickt: das Dienen in der Stadt hat eben doch seine großen Vortheile! — Dem guten Michel lachte das Herz im Leibe, als er sie ins Auge faßte. Wann aber das Herz lacht, dann schwebt es und kann consequenterweise nicht — — — fallen. Unser Freund behielt seinen Unternehmungsgeist, obwol die Gret mit schelmisch heiterm Antlitz näher

und näher kam; und als sie endlich voreinanderstanden, sagte er heroisch: „No Margreat, wo kommst denn du hear?“ — „Von der Fischere“, war die Antwort. — „So! — Ond wo willst denn he'?“ — „Hoëm! — I ben mit 'm G'strick ausganga' — ond hab d's Gara' (Garn) vergessa'!“

Unser Bursche machte ein curioses Gesicht. Es schien ihm hier eine vortreffliche Gelegenheit gekommen, die Gret zu foppen und zu plagen, und er beschloß sie zu benutzen. Sich breit auf den Weg hinstellend sagte er mit schlauer Miene: „Do hommer's (da haben wir's)! An was host ietz doh denkt?“ — Die Gret, seine Gedanken errathend, erwiderte: „Ja, wann e's saga' dät!“ — „No“, versetzte Michel, „des ka'n e mer fürstella': an a Mannsbild!“ — „So?“ entgegnete die Gret schnippisch. „Woëscht du des so g'wihß?“ — „Wamma' (wenn man) des net wihßt!“ versetzte Michel mit selbstgefälliger Sicherheit. „Des ist ja uir (euer) oëzengs Dichta'n ond Drachta'!“ — „Doh bildet 'r ui (ihr euch) doch a bisle z'viel ei'“, erwiderte die Gret. — „Bah“, rief Michel im Hochgefühl des Rechthabens, „wär koë Wonder, des wär net bekannt!“ — Das Mädchen versetzte mit einem Schein von Ernst und Schärfe: „Ma' sakt manchmol, es sei ebbes so, derweil hätt' ma nor geara', daß so wär! Omkeart (umgekehrt) wurd a Schua' (Schuh) draus!“ — „Ho ho!“ rief Michel. — „Uir (ihr) Mannsbilder“, fuhr die Gret fort, „lebed en der

Ei'bildeng — und des ist natürlich. Uir wisset net, was o's (uns, wir) denket; aber o's wisset, was uir denket!" — „Des wär' der Deufel!" versetzte Michel, verwundert über die kecke Behauptung. „Wie sottet'r (solltet ihr) des wissa'?" — „Wie?" erwiderte die Gret, indem sie ihm heiter ins Gesicht sah; „weil d'r (ihr) uire Gedanka' verrothet, weil d'r o's nochloffet (nachlauft)!"

Michel war betroffen. „D's Ohs hot Rehcht", dachte er in einem Moment des Schweigens. Es blieb ihm indeß noch der Ausweg, die Thatsache zu leugnen — und das that er tapfer. „Bah", rief er geringschätzig, „wear duet des? A rechter Kerl net! — Ih", setzte er mit Stolz hinzu, „ben mei' Lebteng no' koër nochgloffa'!" — „Ist des wohr?" fragte die Gret lächelnd. — „So wohr i dohstand", sagte der Ehrliche. Die Gret, die recht wohl gesehen, wie der Enakssohn zu dem Durchgang geeilt war, hätte bei dieser naiven Behauptung beinahe gelacht; allein sie unterdrückte die Anwandlung und sagte scheinheilig: „Doh ist d'r also oh gar net drom z'doa', daß d' mit oër redst?" — Michel ahnte, wo sie hinauswollte; aber er hatte A gesagt und mußte B sagen, und ohnehin wollte er sie ja uhzen (foppen)! Heroisch erwiderte er: „Gar net! — I wihßt oh net, worum!" — „So", sagte die Gret, „doh mueß e m'r ja nocht a G'wissa' draus macha', doß e de mit mei'm Gschwätz aufhalt. — Bhüet de Gott!" Sie wollte vorbei. Michel war aber nicht gemeint, eine Unterhal-

tung, die bisjetzt so schön gegangen war, so schnell abbrechen zu lassen; er rief mit Eifer: „So wart nor no' a weng! — Du wurscht doch Gspaß verstanda'?" — „Des scho'", versetzte die Gret; „aber i nueß ietz zu meina' Kamrädenna'!" — „Gang weiter", entgegnete Michel, „lauter Weibsbilder! Was wurd des für a'n Onderhalteng sei'!" — „Oh", rief die Gret, „o's onderhalta' se recht guet!" — „Was net no'!" erwiderte Michel seinerseits ironisch. Und selbstgefällig setzte er hinzu: „Von was hont'r (habt ihr) ietz gredt?" — Die Gret sah ihn an und ihre Lippe zuckte unmerklich. „Von was redt ma'", sagte sie dann vor sich hinschauend, „wamma' se guet onderhalta' will: von da' ledenga' Burscht'!" — Michel's Gesicht klärte sich auf. „No, was hab' e gsakt?" rief er. „Jetz gibst m'r doch selber Rehcht!" — „I hab me verschnappt", erwiderte die Gret. — „Ja, ja", fuhr Michel fort, „d'Mannsbilder stecket ui (euch) em Kopf — des woëß e ja! — No", setzte er in behaglichem Stolz hinzu, „en was für 'r Art hont 'r von es (uns) gredt?" — „Mer hont g'rotha", erwiderte das Mädchen nach kurzem Zögern, „weller (welcher) ietz wol d'r G'scheitst ist em Doraf!" — „So", versetzte Michel. „Send 'r oëneng (einig) woara'?" — „Noë", erwiderte die Gret. Jeda' hot 'n andera' a'geba'!" — „Natürlich", bemerkte unser Bursche, indem ihn das Vergnügen über die entlarvte Schwäche der Mädchen verhinderte zu sehen,

welche Gefahr er selber lief. „Wean hoſt denn aber du a'geba'?"

Es gibt eine Mischung von Unschuld, Ungeschicklichkeit und Selbstgefälligkeit, die auch wohlwollende Naturen reizt, den Träger derselben, was man sagt, anlaufen zu lassen. Die Absicht, necken zu wollen, fordert heraus, und das Unvermögen, das in keiner Art zur Sache kommt, erweckt ein Verlangen, zu strafen. Unsre Gret fühlte einen Antrieb dazu und konnte ihm diesmal nicht widerstehen; sie erwiderte: „I hab no' gar koën a'geba' — i hab koën gwißt. Aber ietz — ietz woëß e oën — ond ietz muß e eila', daß e widder zruck komm. Mei'r (meiner) wurd gwihß alla'n ei'leuchta'!" — Nach einem Blick, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, schlüpfte sie an ihm vorbei und ging rasch weiter.

Michel sah ihr nach — — er fühlte mit einem mal, was die Gret ihm angethan, und die Röthe der Scham überströmte sein Gesicht. Bald erhob sich der Zorn in ihm und verstärkte das Roth zu düsterm Braun. „Wann de nor der Deufel holla' dät", rief er — „du Hex du! — Hot ihren Spoht (Spott) auf m'r und stellt me he' wie'n Esel! — O wann e's nor doh hätt' —" Er hielt inne. Es fiel ihm ein, daß er hier gehört werden konnte, und die Furcht, dem ganzen Dorf zum Gespött zu werden, hieß ihn abbrechen. Langsam ging er zurück. Er dachte nach, wie er zu diesem Verdruß gekommen sei — und lachte bitter. „I hab's foppa' wölla'! Die do,

d's ärgst Ohs em ganza' Dorf! Doh ben ih d'r recht Ma' derzue!" — Nach einer Pause setzte er unmuthsvoll hinzu: „Der Kapper ist a'n Esel gwesa' mit sei'm Roth, und i a Narr, daß e'm gfolgt hab! — Des hot grad no' gfehlt! Des hot d'Butt bonda (die Bütte gebunden, die Sache fertig gemacht)!" — Am Ende des Ganges blieb er stehen und ließ eine Zeit lang gedankenvoll sein Haupt hängen. Endlich murmelte er: „'S soll amol net sei'! I gib m'r alle Müa ond dua', was e ka' und hab nex als Verdruhß ond Onear (Unehre) dervo'. Noë, noë — i loß d's Heiricha sei'! Aus isch ond gar isch! —"

Als er bei diesem desperaten Satz angekommen war, hörte er Tritte in der Nähe und schaute auf. Es war die Gret, die mit dem Garn zurückkam. Daß sie's dem guten Michel so arg hinausgegeben, hatte sie doch ein wenig gereut, und ihr Gesicht drückte jetzt Wohlwollen und Freundlichkeit aus. Wie sie ihn aber dastehen sah mit der trotzig verlegenen Miene, da änderte sich ihre Stimmung etwas. Sie konnte sich nicht enthalten, mit neckischer Verwunderung zu fragen: „No Michel, stost (stehst du) no' allweil doh?" — Der Bursche, aufs neue gereizt, erwiderte: „Dirdawega (deinetwegen) net!" — „Oh", versetzte Gret, „des bild e m'r oh net ei'! Kotts Blitz! doh mueß e nor macha', daß e d'r bald aus da'n Oga' komm!" — „I halt de net auf!" rief Michel. — „Hu hu!" erwiderte die Gret, und rasch verschwand sie in dem Gange.

Michel, in dem Gefühl, daß es nun wirklich aus sei, verließ mit langsamen Schritten den Anger. Er suchte den Kaspar auf und traf ihn allein in seinem Garten. „Noh“, sagte er unmuthig zu ihm, „du hoſt m'r 'n schöana' Roth geba', des mueß e saga'! Du biſt a g'ſcheiter Kerl!“ — Der Kamerad sah ihn verwundert an und sagte: „Wie so?“ — „No doh mit dei'm Foppa'n und Ploga', wo d'me a'glearnt hoſt! Des iſt a Dommheit gweſa'!“ — Kaspar ahnte was vorgefallen war; er forderte ihn auf zu erzählen, was passirt sei, und Michel gab ihm, so gut er konnte, ein Bild von dem Verlauf der Ansprache.

Wie lächerlich die Geschichte dem Erfahrenen und Gewandten auch vorkam, so hielt er es im Moment doch weder für rathsam zu lachen, noch das Benehmen des Burschen zu tadeln. Er richtete seine Kritik gegen das Mädchen und sagte: „'S iſt a'n Ohs!“ — „So“, erwiderte Michel, für welchen diese Zustimmung etwas Angenehmes hatte, „sikſch ietz oh ei'? — Freile iſch a'n Ohs, d's ärgſt em ganza' Doref! Für da' Narra' hot's me ghett; — ond für da Narra' dät's me halta, so ofts könnt' — wann i net gſcheiter wär! Aber doh wurd a Riegel fürgſchoba'! Koë Wöartle mea' (mehr) red e mit'r. Nemmer a'ſeha' du e's (thu' ich sie)!“ — „No, no“, warf der Kaspar ein, „gar z'hitzeng mueſt oh net sei'. Durch des, was d'mer verzählt hoſt, iſt no' net bewieſa', daß's de net mag!“ — „Was“, rief Michel,

„doh isch no' net bewiesa?" — „Noë", bemerkte Kaspar. „Du host sie foppa' wölla'n aus Lieb, ond sie hot di gfoppt — vielleicht oh aus Lieb!" — Der Bursche konnte sich bei diesen Worten nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, und rasch loderte in Michel der Zorn empor. „Willst du me oh no' für da' Narra haba'?" rief er, indem er ihn grimmig anschaute. „Des net", erwiderte Kaspar. „Aber d'Mädla' deant (thun) oft grad d's Conträre von deam, was denket! Der Spoht" — „Mach me net wild", fiel Michel ein. „Wean e verspott, auf dean halt' e nex! Du bist a'n Esel, wann's anderst sakst!" — Kaspar zuckte die Achseln. „Du bist halt a grober Kerl", versetzte er. — „Weil e Rehcht hab", entgegnete Michel. „Doh ben e doch a weng z'guet dafür, daß e so'm Fratza' da' Narra'n ahgib! — Nex doh! Aus isch ond gar isch!"

Beim braunen Bier.

Ein Mädchen wie die Gret gefiel natürlich mehreren ledigen Burschen. Zwei oder drei Handwerker hätten gern mit ihr anbinden mögen, aber sie erfuhren, daß sie schon angebunden war — sehr kurz nämlich ihnen gegenüber, die etwas dreist vorgehen wollten. Auch ein paar Bauernsöhne schauten sie mit großem Wohlgefallen an und einer schien gute Lust zu haben, sie zu dem Rang seiner Geliebten zu erheben. Es lag indeß nicht in der Art des Mädchens, nach einer solchen Verbindung zu streben. Sie war zu fröhlich, um ehrgeizig zu sein, und verspürte keine Neigung, zwischen Sohn und Aeltern Streit zu veranlassen und sich durch Händel und wüsten Lärm zu einer höhern Stellung durchzukämpfen. Die Liebe, die ihr den heroischen Muth vielleicht dazu gegeben hätte, meldete sich nicht, und so erfuhr der junge Bursche bei dem zweiten Annäherungsversuch eine lachende, aber deutliche Abweisung.

Wenn sie die sämmtlichen Dorfbursche durchging, war und blieb es eben unser Michel allein, bei welchem ihr

Herz sich regte. Zu ihm verspürte sie nachgerade einen Zug, über den sie sich selber wunderte. Sie hatte gesehen, daß es der ärgste „Lackel“ sei im ganzen Dorf — unerfahren wie ein Kind, und so ungeschickt, daß er einen ordentlich dauerte. Aber der ungeschickte Kerl war ihr der interessanteste! Sie mußte immer wieder an ihn denken; sie fühlte einen Trieb zu überlegen, ob ihm nicht zu helfen sei, ob er nicht doch am Ende gescheiter sei, als er aussehe, und ob ihm der Verstand nicht noch kommen könnte, wenn auch spät, u. s. w. — Wer in Herzensangelegenheiten erfahren ist, der weiß, was dieses Spiel der Gedanken für Folgen hat. Eben im Scheine solcher Vorstellungen entwickelt sich der Keim einer Neigung; die heitere Beschäftigung mit dem Bilde kommt dem Original zugute, und dieses ist zuletzt in der Lage, ernten zu können, wo es persönlich gar nicht gesät hat. Die Gret gewöhnte sich an die Vorstellung des Michel und an den Gedanken, daß er für sie bestimmt sei. Bald war sie mehr verstrickt, als sie selber ahnte; und während der gute Bursche glaubte, seine Sache sei verloren, stand sie just so gut als möglich.

Je mehr Ernst in die Neigung kommt, desto weniger läßt man dem Gegenstand etwas thun, desto weniger will man Scherz mit ihm treiben. Als die Gret bedachte, wie sie den Michel bei dem letzten Diskurs doch abgeführt hatte, fühlte sie Gewissensbisse und auch eine plötzliche Sorge, er könnte so bös geworden sein, daß er

gar nichts mehr von ihr wissen wollte. Dies letztere schien ihr bei näherer Betrachtung nicht gerade wahrscheinlich; aber doch nahm sie sich vor, bei nächster Gelegenheit sich nicht wieder vom Uebermuth hinreißen zu lassen, sondern mit seinem guten Willen fürliebzunehmen und ihm wohlmeinend unter die Arme zu greifen.

Eine Reihe von Tagen war vergangen und sie hatte den Burschen nicht wiedergesehen, außer von weitem. Daß er jetzt keinen neuen Versuch machte, mit ihr zu reden, begriff sie, und es war ihr lieb, daß sie sich in der ersten Zeit nach jenem Auftritt im Heckengang nicht zufällig begegneten. Der Aerger in Michel sollte erst verdampfen und der Liebe wieder Platz machen; dann wollte sie ihn so freundlich grüßen, daß er gewiß wieder Muth bekam und mit ihr ein erwünschtes Gespräch anfing. Sie hatte eine sehr angenehme Empfindung bei der Vorstellung, daß er dann das rechte Wort finden könnte, sie ihm sagen müßte, wie's ihr um's Herz sei — und alles zu gutem Ende käme.

Endlich führte sie der Zufall einander entgegen. Sie kam von der Wiese, er ging hinaus. Als das Mädchen seiner ansichtig wurde, erröthete sie etwas und sah lieblich heiter aus; sie wollte ihn grüßen so schön, wie sie's nur konnte! Allein in ihm hatte der Anblick derjenigen, die ihn für'n Narren gehabt, schon den Unmuth wieder angeregt; und wie er nun gar ihr Vergnügen wahrnahm, das nach seiner Meinung nur Spott sein konnte, loderte

ein ganz ehrlicher Zorn in ihm auf. Er machte ein Gesicht so „wild“ als möglich; die Gret, bei dem Anblick etwas verhofft, sagte Guten Tag lange nicht so schön, wie sie sich's gedacht hatte — und der Gegrüßte ging vorüber, ohne zu danken. Ihrerseits verletzt, sah das Mädchen ihm nach und schüttelte den Kopf. „Also doch“, sagte sie einigermaßen verlegen und ging langsam weiter. Bald aber tröstete sie sich. „Er moët eba', d's erstmol muß er doch no' trutza'! 'S ist a Mensch ohne Manier! Aber er moët's doch net böas — ond d's nächstmol wurd er scho' danka'!“

Bei der nächsten Begegnung schaute das Mädchen den Burschen erst erwartend an; ihre Wünsche hatten die Hoffnung schon so sehr wieder belebt, daß sie meinte, er könnte zuerst grüßen. Als er sich aber mit düsterm Gesicht näherte, ohne eine Miene zu verziehen, rief sie: „Godden Tag, Michel“, in dem Ton einer Gekränkten, als ob sie hinzusetzen wollte: „Worom grüescht me denn net? Hab' e d'r denn ebbes do'?“ Dieser Ton traf unsern Burschen; aber da er beschlossen hatte, trutzend an ihr vorüberzugehen, so war nicht von ihm zu verlangen, daß er in dem einzigen noch übrigen Moment diese Bestimmung änderte. Er führte demnach seinen ersten Gedanken aus, weil er einmal im Schuß war, und beleidigte nun freilich die wohlmeinende Gret in einer Weise, die ihrerseits einen Entschluß hervorrufen mußte. Sie schaute sich diesmal nicht um, sondern ging mit

röthern Gesicht weiter und murmelte für sich: „'S ist a Dommkopf ond bleibt oër! Mit deam ist nex a'zfanga'! No mei'tweg! Vo' mir soll'r net weiter encommodiert weara'!"

Infolge dieser niederdrückenden Erfahrung gerieth das gute Mädchen in einen Gemüthszustand, der ihr neu war, den sie aber eben darum sorgfältig geheimzuhalten suchte. In die Heiterkeit ihres Innern war ein Schatten gefallen. Sie wurde leichter ärgerlich als früher, sie fühlte sich in andern Augenblicken weicher als sonst und eine Art von Trauer wandelte sie an, sodaß sie ein Verlangen empfand, ihr Herz einer Kamerädin aufzuschließen. Allein das zu thun, schämte sie sich doch allzu sehr; sie fühlte, daß es ihr nicht anstand, und schwieg. Auf sich selber beschränkt, gab sie sich stillen Erwägungen hin. Es begegnete ihr, daß sie überlegte, welcher von den übrigen Burschen wol derjenige sei, der sich am besten für sie passen würde. Sie konnte sich für keinen entscheiden; aber indem sie sich vorstellte, wie einer „mit ihr ging", erquickte sie sich an dem Gedanken, daß der Michel sich recht darüber ärgerte. Denn das wußte sie: ärgerlich war es ihm doch, wenn sie einen andern hatte, so ein dummer und einfältiger „Stoffel" er auch war.

In dieser Zeit kam ein junger Mensch ins Dorf zurück, der auswärts gearbeitet hatte. Es war der Sohn eines der zwei Schneider, die der Ort nährte — selbst Künstler mit der Nadel und das, was man auch auf

dem Land, wenigstens im Ries, „a gallants Bürschle“ nennt. Weder groß noch stark, sondern eher klein und schmächtig, war er doch gut gewachsen; und wenn sein helles, glattes Gesicht etwas zu mädchenartig ließ, so war das für gewisse Jungfrauen kein Grund, weniger davon zu halten. Bei viel natürlicher Gutmüthigkeit besaß er eine bedeutende Portion Selbstgefühl, das sich auf die Ansicht gründete, daß ihm an Feinheit, Geschicklichkeit und höherm Anstand keiner der gegenwärtigen Bursche des Dorfes gleichkäme. Er hatte in der kleinen Stadt, in der er sich aufgehalten, allerlei Redensarten gemerkt, die er bei Gelegenheit zum besten gab, sprach ein wenig „hochdeutsch“, wenn's drauf ankam, und hatte für sich eine Mischung von bäuerischer und städtischer Kleidung erfunden, die seiner Erscheinung etwas besonders Nettes gab. Einmal war ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht vielleicht zu etwas Höherm bestimmt sei und in der weiten Welt sein Glück suchen sollte. Aber sein Vater wurde alt, er hinterließ ihm ein Haus und Feldgüter, und in diesem Betracht schien es doch gerathen, auf sein ehrgeiziges Project zu verzichten und als Geselle des Alten die Zeit zu erwarten, wo er sich als Meister im Dorf setzen konnte.

Jakob — so hieß unser Schneider — war mit dem Maurer befreundet und kehrte bald nach seiner Ankunft bei ihm ein. Die stattliche Schönheit der Gret überraschte ihn und machte auf sein leichterregbares Herz sogleich

einen mächtigen Eindruck. Er nahm sich zusammen, setzte die Reden und sagte dem Bäschen Schmeicheleien, die ihr nach seiner Meinung unendlich wohlthun mußten. Die Gret lächelte, halb schelmisch, halb wirklich vergnügt, und nun kam sie ihm so reizend vor, daß eine Stimme in ihm rief: „Dieses Mädchen mußt du kriegen!“ — Die Gret konnte ebenfalls hochdeutsch reden, wenn sie wollte, und es hatte bei ihr überhaupt alles einen andern Furm (Form) als bei den Mädchen, die nie aus dem Dorf hinaus „geschmeckt“ hatten: waren sie beide nicht recht eigentlich füreinander geschaffen? — Freilich war sie fast einen halben Kopf größer wie er, und dieses Verhältniß hätte er umgekehrt lieber gehabt; allein im Grunde, schadete das was? Es gab Exempel, wo eine große Frau und ein etwas kleinerer Mann recht gut miteinander gehaust hatten. „Wenn sonst nichts fehlt“, dachte der gute Bursche, „das kann man sich gefallen lassen!“ Und darin hatte er ganz recht: wenn sonst nichts fehlte, dann stand es vortrefflich.

Vorderhand fehlte indeß noch die Hauptsache: die Gret hatte von ihm keineswegs eine ähnliche Ansicht erlangt, wie er von ihr, und ihr war es gar nicht so vorgekommen, als ob sie füreinander geschaffen wären! — Als ein kluges und natürliches Mädchen durchschaute sie den Burschen sogleich. Er war gutmüthig und eitel — so recht einer von denen, die eine Gescheite am Narrenseil führen kann, ohne daß sie's merken. Ein

„Männdle“, mit dem eine Lustige zu ihrer Unterhaltung spielt, von dem sie sich flattiren und Gefälligkeiten erweisen läßt und den sie dann ohne große Gewissensbisse nach Hause schickt, wenn sich ein Besserer meldet. Wie hätte die Gret vor so einem Respect haben können? Wenn sie aber keinen Respect haben konnte, dann konnte sie auch nicht lieben. — Das lag in ihrem Wesen und das merkte sie auch nachgerade selbst.

Unser Schneider hätte sich eher alles andere einfallen lassen, als daß die Gret über ihn solche Gedanken hegte. Er hatte den besten Muth; denn alles zusammengenommen, konnte so ein Mädchen nicht von Glück sagen, wenn sie ihn bekam? Er war eifrig, dies lag in seiner Natur; aber er war eifrig mit Zuversicht. Zunächst kehrte er beim Vetter Maurer ein, so oft es anging, und wenn er der Gret einen Gefallen thun konnte, so ergriff er die Gelegenheit mit Begierde. Als sie in diesen Tagen einen neuen kattunenen Kittel zu haben wünschte, fertigte er denselben (denn er war Männer- und Frauenschneider) in kürzester Zeit und brachte darin eine sinnreiche Neuerung an, indem er behauptete, ein Mädchen, die in der Stadt gewesen sei, müsse sich feiner tragen als eine gewöhnliche Bauerntrutschel! Er brachte ihr von Hause Sträußchen mit und spitzte dabei seine Complimente so fein zu, daß er selber daran seine Freude hatte. Kurz er huldigte der Schönen auf eine Weise, der man an-

sehen mußte, daß er sie anderswo gelernt habe als zu Hause bei seinem Vater.

Nach und nach fand die Gret doch Gefallen daran. Der Schneider hatte aber auch eine günstige Zeit getroffen. Die Spannung zwischen ihr und Michel dauerte fort. Bei einer dritten Begegnung hatte sie, wie natürlich, ihn nicht gegrüßt, und er war mit einem nur um so „wildern" Gesicht an ihr vorübergeschritten. Die Grobheit eines Menschen, dem sie vor allen den Vorzug gegeben hätte, verdroß das Mädchen im Innersten ihres Herzens, und in diesem Zustande hatte die Höflichkeit des Schneiders etwas Wohlthuendes für sie. Sie brauchte einen Ersatz, der junge Vetter gewährte ihn, und sie konnte sich nicht enthalten, ihn freundlich dafür anzusehen. Einmal, in weicherer Stimmung, dankte sie mit besonderer Wärme, und dem Blick, mit welchem sie die Worte begleitete, gab die Dankbarkeit der gerührten Seele einen Glanz und einen Schmelz, wie ihn der Schneider noch nicht gesehen. Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen; das schöne Bäschen gehörte ihm, sie hatte sich verrathen! Jetzt durfte er nur reden und die Sache war fertig! — Er redete zunächst doch nicht; vielleicht weil er des Sieges gewiß war, oder weil ihn der schelmische Genius, der sein Los zu weben hatte, davon abhielt. Das konnte er sich aber nicht versagen, beim Abschied die Zuversicht seines Herzens mit wohlgefälliger Miene fein anzudeuten.

Die Gret sah ihm trübe lächelnd nach. „Du guts Bürschtle!“ rief sie für sich und zuckte die Achseln. — Ihre Gedanken nahmen den Lauf wieder zu dem Enakssohn. Nach einer Weile sagte sie: „Könnt' ietz der Michel net oh höflich sei' und dischgeriera' und flattiera' wie der Schneider? Mueß denn grad der, den e möcht', der gröbst und der dommst sei' em ganza' Doraf? 'Sist doch nex en der Welt, wie's sei' soll!“

Wenn sie in andern Momenten wieder dachte, Michel könnte sich am Ende doch bessern, so erfüllte dieser ihre Erwartung fürs erste nicht. Er trutzte weiter — er wollte in der That nichts mehr von ihr wissen; d. h. er wollte im Grunde immer noch gar viel von ihr wissen, aber er gab es nicht zu erkennen. Die Besuche des Schneiders und die Reden, die darüber im Dorf umzugehen anfingen, brachten in seinen Gedanken keine Aenderung hervor. Daß ein Mädchen wie die Gret so einen „Krampen“ wie den Schneider möge, konnte er fürs erste nicht glauben. Wenn sie ihn aber mochte, wenn sie so einen „miserabeln Kerl“ lieber haben konnte als ihn, dann sollte sie ihn nur nehmen und zum Gespött werden mit ihm! Unser Bursche hatte über die „Weibsbilder“ schon so viel nachgedacht und vernommen, daß er wußte: sie seien eigentlich „d's Deufels“ und auskennen werde sich so leicht keiner in ihnen. Als er sich aber vorstellte, daß die Gret sich wirklich dergestalt verirren und den Schneider nehmen könnte, wo doch er, der Michel, zu haben

war, da stieg ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Verstand, ihren Charakter, ihre ganze Person in ihm auf, welche die Liebe für den Moment gänzlich überdeckte. „Wanns so komma dät, wanns dean lieber hätt' wie mih, nocht dät e me doch schäma', doß e nor a Menutt ebbes von 'r g'halta' hab!“ — Es war ihm aber auch bei diesem Ausruf noch, als ob's eigentlich doch nicht so sein könnte.

Unterdessen hatte die Ernte begonnen, und in dieser Zeit können es Leute, die in Einem Dorfe, zumal in Einer Gasse wohnen, nicht vermeiden, sich öfter zu sehen. Michel traf die Gret eines Tages mit dem Maurer, dieser grüßte, und unser Bursche konnte nicht so sehr die Lebensart außer Acht setzen, daß er nicht dankte. Wie er nun mit ehrbarem Ton „Godda'n Ohbed“ sagte, benutzte das Mädchen die Gelegenheit, um mit etwas gedämpfter Stimme gleichfalls ein „Godda'n Ohbed“ anzufügen. Was sie sich dabei gedacht, konnte zweifelhaft sein; gleichwol empfand Michel diesmal bei dem Ton ihrer Stimme ein wohlthuendes Zucken in seinem Herzen, und es schien ihm unmöglich, daß dieses nachträgliche „Godda'n Ohbed“ nicht etwas zu bedeuten habe, und zwar etwas Gutes. — Das nächste mal kam sie ihm allein entgegen. Sie grüßte nicht, weil sie jetzt eben von ihm gegrüßt zu werden hoffte. Als er aber wieder stumm blieb, sah sie ihn von der Seite mit einem Blick an, der auch einen Härtern, wie er war, in die Seele hätte

treffen müssen. Dieser Blick sagte: „O du dommer Kerl, willst du a Mädle net grüeßa', die so viel auf de hält!" — Michel konnte sich der Wirkung dieses Blickes nicht entziehen. Als er einige Schritte weiter gegangen war, sagte er ernsthaft zu sich: „Jetz isch m'r doch so für-komma'n, als ob — — am End hot doch der Kapper Rehcht!"

Denselben Abend noch suchte er den Kameraden auf und machte ihn mit seiner Erfahrung und seiner Vermuthung bekannt. Wie Kaspar ihn auf solchem Wege sah, rief er: „No, was hab' e denn g'sakt? Die Great hot dih em Kopf, des hab' e scho' lahng g'wißt; aber du loscht (lässest) ja net mit d'r reda'!" — „No no", erwiderte Michel begütigend; und nach einem Moment des Nachdenkens setzte er hinzu: „Du moëst also, i hätt' Hoffneng — 's ist dei' Earnst?" — „Freile isch mei' Earnst", entgegnete Kaspar. „Wer ka' doh no zweifla'! — Aber ietz mach amol 'n Fried mit dei'm oëfältenga' Trutza' doh und dua', was se für a rechts Mannsbild g'höart!" — Michel stand mit tiefsinnigem Gesicht da. „Wann's d'G'legenheit git (gibt)", erwiderte er endlich, „will e seha'!"

Dieser abendliche Diskurs fand gegen Ende der Woche statt. Nachdem am Samstag noch ein tüchtiges Gewitter sich entladen und die Luft abgekühlt hatte, kam ein schöner und nicht allzu heißer Sonntag. Das Wintergetreide war größtentheils zu Hause, die Gerste der Sichel ent-

gegengereift, und da sich die Ernte so gut angelassen, glaubte man, sie werde auch gut zu Ende gehen. In solchem Vertrauen entwickelt sich in der Seele des Bauers ein gründliches Behagen und er fühlt das Bedürfniß, sich ein Plaisir zu machen.

Heute stellte sich bei Michel nach dem Essen der Kamerad ein und machte den Vorschlag, „zum braunen Bier zu gehen“. Zu den Eigenheiten unsers Burschen gehörte es, auch dann, wenn er etwas zu thun geneigt war, sich nöthigen zu lassen. Er sah dermalen den andern mit einer Miene an, die weit entfernt war, Beistimmung auszudrücken. Die eben anwesende Mutter rief indeß: „Gang mit! Kommst doch oh widder amol aus'm Doraf naus ond unter d'Leut!“ — „Ha'et wurd's vohl (voll)“, bemerkte Kaspar. „D's Bier soll fei'dle 'guet sei' ond d's Wäder ist schöa! — Wer woëß“, sagte er lächelnd zu Michel, „ob d'net ha'et oëna sikscht, die d'r g'fällt!“ — Die Mutter zuckte die Achseln und entgegnete für Michel: „Gang weiter! Deam gfällt oëna'! Dia' Hoffneng hab e lang aufgeba'!“ — Sie verließ die Stube. — Kaspar machte ein pfiffiges Gesicht und sagte zu Michel: „Die merkt no' nex!“ — Auch unser Bursche verrieth auf seinem Gesicht einige Schlauheit; dann aber erwiderte er: „Sie soll oh nex merka', bis d'Sach klor ist!“ Und mit einem bedeutungsvollen Wink setzte er hinzu: „Woëscht no', was e d'r g'sakt hab?“ — „Ja wohl“, entgegnete Kaspar mit Lachen. „Aber ietz mach!“

„Zum braunen Bier gehen“, hieß auf den Dörfern in der Nähe von Wallerstein so viel als: auf den Keller der fürstlichen Brauerei gehen. Diese Bezeichnung datirt aus einer Zeit, wo in jenen Dörfern ausschließlich weißes Bier gesotten und das braune (das in Norddeutschland sogenannte bayrische) zunächst nur von der „Herrschaftsbräu“ geliefert wurde. In den Jahren, in denen unsere Geschichte spielt, verdiente aber das hier producirte Getränk die Auszeichnung einer solchen Benennung immer noch durch seine Güte, wie es denn auch jetzt noch unter den Bieren des Rieses einen ehrenvollen Rang behauptet.

Die Kameraden legten die mäßige Strecke von ihrem Dorf nach Wallerstein in gemüthlichem Diskurs zurück. Die Zahl der „Schöber“, die sie schon eingeführt hatten und die sie noch zu bekommen hofften, der Stand des Sommerkorns und die Hoffnungen des Brachfeldes bildeten den Hauptinhalt ihrer Ansprache. Im Markt angekommen, schlugen sie den nächsten Weg zu der Anhöhe ein, auf welcher die fürstliche Brauerei liegt und nebst den ausgedehnten Oekonomiegebäuden den grauen Felsen, der das alte Schloß getragen, kranzartig umschließt. Sie fanden noch Platz auf einer der Bänke vor der Brauerei, ließen sich jeder eine Maß geben, würdigten den schäumenden Trank, der aus dem gepichten Bauche der hölzernen „Bitsch“ in ihre Kehlen floß, mit tiefem Zuge und theilten bald, schmauchend und nach entsprechenden

Intervallen die Zungen befeuchtend, das Vergnügen der zechenden Versammlung.

Kaspar hatte recht gehabt. Das in dem Felsenkeller gelagerte Bier war heute ganz besonders wohlschmeckend und der Trinkplatz, der die Aussicht in den nordöstlichen Theil des Rieses darbot, vollständig besetzt. Wallersteiner Herren — fürstliche Beamte und Bürger — etwelche Nördlinger, „kadollische" und „luttrische" Bauern saßen größtentheils standesmäßig vereinigt, hier und da aber auch zufällig gemischt um die hölzernen Tische, die heute für die „Herrn" durch einige hübschere aus der Zechstube vermehrt waren. Das schöne Geschlecht war nicht zahlreich vertreten; doch sah man außer der französischen auch noch katholische und protestantische rieser Tracht nicht ganz unwürdigen Inhalt umschließend. Alles war vergnügt. Die Hauptsache war unerschöpflich vorhanden, und wer Appetit nach etwas Eßbarem hatte, für den war nicht nur durch die Wirthschaft, sondern auch durch wallersteiner Buben gesorgt, die Rettiche und „Würst' siedhoëße" ausriefen und die letztern noch mit dem lockenden Prädicat schmückten, wenn sie schon zwei Stunden hin- und hergetragen waren.

Unsre Kameraden tranken sich nach und nach in jenen angenehmen Dusel hinein, in welchem die jetzigen Sterblichen eine Ahnung von dem Gefühl erhalten, durch das die Menschen des goldenen Zeitalters beglückt worden sein mögen. Michel hatte einen Blick auf das Dorf Birkhausen

und auf das Fasanenwäldchen geworfen, das ihm so hübsch gegenüberlag; er hatte die Gäste gemustert und nach flüchtiger Betrachtung der anwesenden Bauernmädchen die Ueberzeugung gewonnen, daß Kaspar in dieser Beziehung nicht gut prophezeit habe! Jetzt ließ er die Augen ruhen und verharrte im Gegensatz zu dem Kameraden, der sich von Zeit zu Zeit umsah, in unveränderter Stellung, sichtlich in Nachdenken versinkend. Ohne aufzusehen, murmelte er endlich: „Wann e's nor gwihß wihßt'!" — Kaspar sah ihn an und sagte lächelnd: „Bist scho' widder doh mit deina Gedanka'?" — „Hol's der Deufel", rief Michel, „i ka' net dervo' loaskomma'! Wann's ietz doch nex wär'? Wann's doch da' Schneider lieber hätt'? Gestert ist der Kerl a'mer verbeiganga', als ob's scho' sei' wär'? Ich hätt 'm glei oëna' stecka' könna', so hoaffärteng hot 'r ausgseha', der Grippel!" — „Da' Schneider, glob' e, host net z'färchta'", erwiderte Kaspar. — „I sott's oh net moëna", sagte Michel; und mit großartiger Verachtung setzte er hinzu: „So a Krack — so a Stump von 'm Menscha'! — net gröaßer als a Säustallthürle! I schmieß 'n über a Haus nüber, wann's sei' müeßt'! — 'S ka' net sei'!" — „Sie müeßt se ja schäma', wann's mit 'm geang (ginge)", setzte Kaspar hinzu. „D'Leut dätet lacha 'n über so a Baar!" —„'S ist wohr", sagte Michel. „Aber auf der andera' Seit; reda' ka'n er, schwätza' ka'n er, ond d'Mädla' send Mädla'. Wer'n (ihnen) flattirt, der hot scho' halb

gwonna'." — „Des ist freile oh widder wohr", bemerkte Kaspar. „Ond a'n Ohs ist der Schneider! Allweil woëß er ebbes Nuis. Ond manch's Mädle hot scho' so'n Kerl gnomma', weil's geara' d'Hosa'n a'ghett hätt! Vielleicht daß d'Great" — — Aber eine solche Zustimmung war es nicht, was unser Bursche jetzt wünschte. Seine Züge hatten sich verdüstert und unmuthig fiel er ein: „Schwätz net so domm! I glob's mei' Lebteng net! A Mädle wie d'Great will'n rechta' Ma'! Ond i woëß net, was grad do' (gethan) hot, daß d' so elend von 'r denkst!" — Kaspar schwieg. Er wußte wohl, daß er nichts profitirte, wenn er nachwies, daß er nur Michel's eigene Meinung wiederholt hatte! — Der Gewaltige ertränkte den unliebsamen Gedanken durch einen tüchtigen Zug aus der Bitsch und beide sahen stumm vor sich hin. Auf einmal erhellte sich das Gesicht Kaspar's — man hätte sagen mögen schadenfroh — und Michel rief: „Aber kommt denn doh net — hol me der Deufel, sie send's!"

Sie waren's in der That, nämlich die Gret und ihr Vater. Sie kamen von der Westseite, denn sie waren auf Besuch bei der Schwester gewesen, die im nächsten württembergischen Dorfe verheirathet war, und fanden sich darum auch erst zu einer Zeit ein, wo der Nachmittag in den Abend überging. Als sie den Kameraden sich näherten, rief Kaspar: „Godda'n Ohbed, Maurer!" und hielt ihm die Bitsch entgegen. Man wechselte

Grüße und der Maurer that Bescheid. „Doh ist no' Plahtz“, sagte Kaspar auf die Bank deutend. Der Maurer besorgte sich auch eine Bitsch, und man setzte sich zusammen.

Michel war überrascht gewesen und hatte die mit langsamen Schritten herbeikommende Gret sonderbar angestarrt. Sie war eben wieder sehr schön in ihrem Sonntagsstaat und namentlich in einem neuen seidenen, prächtig glänzenden Halstuch feinster Qualität! Der Gang in der Sonne hatte ihr Gesicht höher gefärbt, und ein guter Beobachter hätte bemerken können, daß ihre Augen, sobald Michel sich ihnen darbot, durch ein reizendes Funkeln belebt wurden. — Zu anderer Zeit hätte sich der erste Eindruck in dem Burschen vielleicht länger erhalten und eine verhängnißvolle Confusion der Gedanken zur Folge gehabt; allein zwei Maß Lagerbier trinkt man nicht ohne Wirkung! Michel saß bald mit ruhiger Würde neben dem Maurer und nahm gemüthlich an dem Gespräche theil, das sich entspann.

Kaspar hatte gefragt, wo sie herkämen — nicht um es erst zu erfahren, sondern um vor ihnen und Michel zu verbergen, daß er es schon wußte. Nach der Antwort des Alten fragte Michel, wie's den Eheleuten ginge und wie der jungen Frau die Haushaltung anschlüge! Hierauf gab die Gret erfreulichen Bescheid: sie kämen gut fort und hausten recht gut zusammen. Anknüpfend an dieses gute Zusammenhausen nahm der Diskurs eine heitere

Wendung. Kasper ging voran, und Michel bewies, daß er auch Spaß machen konnte, wenn's drauf ankam. In dem Behagen, das er empfand, war es ihm geradezu unbegreiflich, wie ihm vor der Gret jemals das Reden hatte schwer werden können! Beim Teufel! Heut konnte er schwätzen mit ihr wie mit seiner Mutter! Fragen — Antwort geben — alles dünkte ihn ein Spaß! — was war das doch für ein Unsinn früher? — Der Umstand, daß er sich endlich in der Stimmung fühlte, nach der er getrachtet hatte und die er allein seiner würdig hielt, erfüllte ihn jetzt mit einem gewissen Stolz und einer eigenthümlichen Sicherheit. Die Gret war auch so vergnügt, daß ein Blinder hätte sehen müssen, wie sie sich freute, bei ihm zu sitzen! Die Furcht, als könnte sie den Schneider gern haben, war eine Dummheit, die größte, die ihm jemals vorgekommen! Den Schneider! So ein Mädchen! — Nein! Er — er selbst war der Glückliche! — Das war klar, daran konnte nur ein Narr zweifeln! — — Aber heute wollte er auch sein Wort anbringen! Heut auf dem Heimweg wollte er sich an sie machen, alles frisch weg heraussagen — das stand fest — und — auf den Herbst sollte die Hochzeit sein!

Unterdessen hatte man das Bier nicht warm werden lassen. Auch die Gret, die sich durstig gelaufen, that aus der Bitsch, wo man's nicht sah, etwas bessere Züge, als sie's aus einem Glase gewagt hätte. Sie war in der That von ganzer Seele vergnügt. Michel in seiner

Unbefangenheit, seiner guten Laune, gefiel ihr ausnehmend. Er war schöner, als er ihr sonst vorgekommen, und offenbar auch viel gescheiter! Die Neigung, die sie immer für ihn gehegt hatte, steigerte sich diesen Abend zu dem ernstlichsten Wohlgefallen, und sie empfand das lebhafteste Verlangen, ihn endlich zur Erklärung zu bringen. Daß sie ihm gleichfalls heute nicht weniger gefiel als früher, davon erlangte sie gewisse Ueberzeugung, und in der Hoffnung, einen solchen Prachtburschen zum Mann zu bekommen, wuchs ihr Vergnügen zu einer Art von Uebermuth. Sie neckte den Glücklichen von wegen weil er auf die Mädchen nichts gebe, was ein Unglück und eine schlechte Ehre sei für alle. Michel erwiderte: auf ihn käme nichts an, da gebe es andere, z. B. den jungen Schneider, der in der Fremd' gewesen sei und draußen Dinge gelernt habe, wo sie im Dorf nichts davon wüßten. Das wäre ein Kerl, der könne den Mädchen sagen, was sie gern hörten! Worauf die Gret versetzte: Der Schneider sei allerdings „a gallants Bürschtle", an dem könnte sich mancher ein Exempel nehmen; aber es gebe eben so vornehme Bursche, die der Meinung seien, für sie wäre keine gut genug u. s. w. u. s. w. — Diesem kleinen Gefecht hörte Kaspar mit Vergnügen zu, weil er seinen Plan dem Gelingen zureifen sah; der Maurer ergötzte sich daran, ohne den Ernst hinter dem Spaß gewahr zu werden. Zuletzt, nachdem sie einen Moment vor sich hingesehen, sagte das Mädchen: „Wie

wär's, wammer (wenn wir) auf da' Felsa' naufgeanget, so lang d'Sonn no' schei't? Mir isch, als ob's ha'et bsonders schöa' sei müeßt do droba'!" — Der Maurer wand ein, es möchte doch zu spät sein; sie müßten heim. Allein die Gret bat, die Kameraden traten dem Vorschlag bei und der Alte fügte sich.

Der nächste Weg vom Keller zum Felsen geht hinter dem Brauhause vorbei. Man gelangt, wenn man eine Treppe emporsteigt, auf einen grasigen Platz, der meist eben um den Felsen herumläuft — ehemals der innerste Hof des Schlosses.*) Als unsere kleine Gesellschaft auf ihm der südwestlichen Seite zuging, neigte sich die Sonne schon den fernen Anhöhen zu. Vom Keller an hatte sich Michel zu dem Maurer gesellt. Wir wissen, daß er den Entschluß gefaßt, seine Wünsche auf dem Heimweg anzubringen; er folgte daher um so eher einem instinctmäßigen Trieb, nach der geschehenen Annäherung sich wieder ein bischen zurückzuziehen, die Gret dem Kaspar zu überlassen und zur Hauptaction neue Kräfte zu sammeln. Das war aber nicht die Rechnung des Mädchens, die das Besteigen des Felsens eben vorgeschlagen hatte, um dem Michel zu weiterer Annäherung Gelegenheit zu bieten, in der Hoffnung, einen Moment herbeiführen zu können, wo ihm, der einmal im Zuge war, das Schloß vom Munde fallen sollte. Wie sie nun, am Felsen an-

*) Er ist jetzt in eine hübsche Anlage verwandelt.

gekommen, ihn ernsthaft mit dem Vater diskuriren und zurückbleiben sah, warf sie einen Blick des Bedauerns auf den Liebhaber, der die gute Gelegenheit versäumte, mit ihr aufzusteigen und ihr allenfalls dabei zu helfen. Damals war der Weg (er befindet sich auf der Südwestseite) noch nicht so bequem wie jetzt, wo neue Treppen in den Felsen gehauen sind. Kaspar, der mit der Gret hinanstieg, kam einmal in den Fall, ihr die Hand reichen zu müssen, um sie einige Schritte zu führen; und es ist zu vermuthen, daß sich diese Nothwendigkeit für Michel öfter ergeben hätte. 'S ist doch a'n o'gschickter Mensch", sagte sie sich. Aber ein Gedanke beruhigte sie wieder: „Vielleicht will er se bei mei'm Vader wohl dra' macha', des ghöart oh zor Sach, obwohl der nex dagega' haba' wurd — o conträr!"

Alle waren endlich auf dem Gipfel angekommen. Man ging hin und her und schaute. „Ei wie schön!" rief die Gret und hing mit freudigem Blick an der Landschaft. „Du host Rehcht", setzte der Maurer hinzu. „'S ist wärle der Müh wearth gwesa', daß mer (wir) raufganga' sind."

Der Bauer ist kein schwärmerischer Bewunderer der schönen Natur. Zunächst weil er überhaupt nicht so leicht schwärmt; dann aber weil er gewissermaßen selber zur Natur, zur Landschaft gehört und mit ihr auf zu vertrautem Fuße lebt, um über ihre Erscheinungen außer sich zu kommen. Ein recht schöner Anblick verfehlt aber

auch auf ihn seine Wirkung nicht; er freut sich darüber herzlich und kindlich — und das Ries im Schein der Abendsonne ist ein Bild, dessen Reiz auch die substantiellere Natur eines eingeborenen Dorfbewohners zu ergreifen vermag.

Die Luft war klar, auf der nordwestlichen Seite kein Wölkchen am Himmel. Die gelben oder noch grünlichen Getreidefelder — die schon „geschnittenen" Aecker, zum Theil noch mit „Sammelten" bedeckt — die lichtgrünen Wiesen, die Brachfelder mit verschiedenen Abstufungen von hellerm und dunklerm Grün — die zahlreichen Orte in der Nähe und in der Ferne — alles das stand vor den Augen in deutlichen Umrissen und durch den zarten sommerlichen Duft gleichwol zu einem schönen landschaftlichen Ganzen verbunden. Unter ihnen lag der Markt Wallerstein mit den beiden fürstlichen Schlössern und Parkanlagen; am nordwestlichen Horizont ragte das hochgelegene Schloß Baldern über Hügel ins Ries herein; nach Westen zu erhob sich das ehemalige Frauenkloster Kirchheim auf mäßiger Höhe, und weiterhin stieg der Langenberg und der Nipf bei Bopfingen empor. Eine halbe Meile entfernt, gegen die südwestlichen Hügel hin, war die Stadt Nördlingen gelagert mit ihren vielen ansehnlichen Gebäuden, Zwingern, Gärten und Alleen — und rechts und links wohlhäbige Dörfer über die Ebene hingesäet. Die Ruine Hochhaus schimmerte aus Wäldern hervor; auf den südöstlichen Höhen prangten das Schloß

Reimlingen und die ehemalige Benedictinerabtei Deggingen, weiter nach Osten die Schlösser Harburg und Lierheim und die Reste von Allerheim. Kehrte man sich nach der nördlichen und nordöstlichen Seite, so erblickte man die stattliche Kirche von Zipplingen, das Kloster Maihingen und den langen Hesselberg — die Schlösser Hochaltingen und Spielberg, den uralten Thurm von Hohentrüdingen, die Städte Oettingen und Wemdingen. Die nordwestlichen Anhöhen standen in grünlichem Duft, unter der Sonne golden überhaucht; die südlichen erquickten das Auge mit wenig gedämpftem Waldesgrün; die entferntern südlichen und östlichen glänzten in wundervollem Blau, hie und da von hellern Partien der Getreidefelder durchzogen. Eben die Anhöhen, welche die Ebene rings umgeben, erwecken in dem Eingeborenen das Gefühl, daß er in einem Paradiese lebt — in dem landschaftlich eingeschlossenen und abgeschlossenen, fruchtreichen, schönen Ries!

Unsere Leute genossen das Malerische des Anblicks auf ihre Weise, in großen Linien, und verwendeten deshalb weniger Zeit darauf, als wir auf die Beschreibung. Sie gingen zu einer sachlichen Unterhaltung — zur Hervorhebung einzelner Gegenstände über. Sie zeigten sich Orte, die das Merkwürdige hatten, daß darin Freunde von ihnen hausten; sie machten Anhöhen namhaft, die sich dadurch auszeichneten, daß sie von ihnen schon bestiegen worden waren. Die Gret deutete das Haus ihrer

Schwester an, welches leider von einem großen Bauernhaus verdeckt sei; und zuletzt concentrirte sich die Aufmerksamkeit auf dem interessantesten Dorf — auf dem eigenen. Man zeigte sich seine Häuser, Wiesen und Aecker, und Anblick und Besprechung dieser traulichen Objecte versetzten die Landleute wieder in eine muntere fröhliche Stimmung.

Michel hatte sich hie und da an die Seite der Gret gestellt, allein nach seinem Plane sich nicht mehr mit ihr abgegeben, als mit den andern, obwol der Kamerad den Maurer ein paar mal abseits geführt hatte, ihm die Gelegenheit zu verschaffen. Die Gret, dadurch gereizt und in der erhöhten Laune des Tages, beschloß ihm einen Schreck einzujagen und — ihm entgegenzukommen. Als die andern in die östlich gelegene Spalte hinabgestiegen waren und Michel schweigend neben ihr stand, that sie einen Schritt gegen den Rand des Gipfels, von dem es hier schroff abwärts ging, zuckte und „grillte“ (kreischte), daß es eine Art hatte. Michel erschrak in der That und versäumte, rasch zuzugreifen; als er sah, daß sie selber feststand, hielt er es nicht mehr für nöthig und schaute sie beruhigt an. Die Gret verzog den Mund. „Du bist a schöaner Nochber“, sagte sie; „du ließest me nonterfalla’ ond sächtest (sähest) ganz ruheng zua’!“ — Der Ehrliche war etwas beschämt, weil er selbst fühlte, daß er zu langsam gewesen; aber eben darum wollte er den Vorwurf zurückweisen. „No, no“, erwiderte er, „du host de ja selber ghalta’. — I

hab' eba' denkt, du wurscht Versta'd gmuag haba' ond net z'weit nausganga!" — Für einen Liebhaber keine galante Rede! Die Actien des Burschen, insbesondere seiner Gescheitheit, sanken wieder, und das Mädchen, etwas empfindlich geworden, suchte die andern auf.

Die Sonne zerschmolz eben am Horizont — der Alte mahnte zum Aufbruch. Die Gret, um den Michel für sein Ungeschick zu strafen, ging zuerst hinunter und that, als ob er gar nicht mehr da wäre. Natürlicherweise fühlte nun er, dem es doch schwante, daß er sie „geärgert" habe, einen Trieb, ihr nachzugehen und sie wieder gut zu machen. Nachdem sie alle auf dem schon thauigen Rasen angekommen waren, führte Kaspar, der des Kameraden Absicht merkte, den Alten im Gespräch links um den Felsen. Unser Paar sah sich allein. Der Bursche sagte ihr etwas Schönes wegen der Geschwindigkeit, womit sie den Felsen herabgestiegen war. Sie, noch ein wenig schmollend, aber seines guten Willens halber schon wieder auf dem Wege zur Güte, entgegnete: „Ja, a bisle gschwender ben e freile als du! Bei dir hoëßt's eba': komm' e ha'et net, komm' e morga'. I sorg', du wurscht überall z'spät komma'!" — „Oho", erwiderte Michel und lächelte, denn das Gesicht, womit ihm dieser Vorwurf gemacht worden, hatte nichts Beleidigendes. Das Mädchen sah ihn an — und nochmal fühlte sie eine Regung, für ihn etwas zu thun. Sie sagte: „Globsch (glaubst du), du ka'st me net fanga',

wann e spreng (springe, laufe)?" — „Ih dih?" versetzte Michel und konnte nicht umhin, über so eine Behauptung die Achsel zu zucken. „Ja du mih", erwiderte die Gret mit Nachdruck. Das hieß den Michel bei der Ehre angreifen; und im Gefühl seiner langen Beine rief er mit stolzer Sicherheit: „Loß de net auslacha'!" — „Ja", sagte das Mädchen, „pranga' ka'n a'n ieder; aber i glob's net!" — „Du bist net gscheit!" entgegnete Michel. „No so zoëg's", fuhr die Gret fort, „ond fang me, wann d' ka'st!" — Sie faßte ihren Rock auf beiden Seiten, hob ihn ein wenig in die Höhe, um den Beinen mehr Freiheit zu gewähren, und lief — aber nicht links, den andern nach, sondern rechts um den Felsen, einer Grube zu, die sich auf der nördlichen Seite des Felsens befindet. Michel, so herausgefordert, hatte sich bereit gemacht; er ließ ihr einen Vorsprung, dann fing er an auszugreifen, daß er sie schon am Eingang der Grube erreichte. Aber der Triumph, sie nun zu fassen und zu halten, war ihm ein viel zu geringer — er lief einige Schritte über sie hinaus, bis sie schnaufend zurückblieb, drehte sich um und rief siegesfreudig: „No, was hab e gsakt? Ka'n e's oder ka'n e's net?" — Die Gret sah ihn mit einem fast wehmüthigen Blick an, und mit dem Doppelsinn, den ihr die Situation aufdrängte, sagte sie: „Ja, ja, i hab' me g'irrt en dir — ond mueß me schäma'!" — Michel, weit entfernt zu begreifen, trat näher und sagte mit dem Tone wohlwollender Ueber-

legenheit: „No, no, z'schäma brauchst de grad net, wann ih über de nausloff!"

Der absolute Mangel an Verständniß machte die Gret lächeln und die grundehrliche Meinung des Burschen versöhnte sie wieder. In der Grube war es schon dämmerig; der Spaziergang, auf den sie so viele Hoffnung gesetzt, nahte sich seinem Ende, und daß die beiden Bursche mit ihr heimgehen würden, konnte sie nicht als gewiß annehmen. Wer wird es ihr nun verdenken, wenn sie bei der Redlichkeit ihrer Absichten die Gelegenheit ergriff, mit dem Burschen noch einen Versuch zu machen? Am Ende — sie that damit ihre Schuldigkeit, und wenn gleichwol an ihm nichts half, so brauchte sie sich wenigstens keinen Vorwurf zu machen.

Sie hatte bemerkt, daß sie beim Laufen die Glufe, womit das Halstuch des rieser Bauernmädchens auf dem Rücken angeheftet wird, um daselbst ein regelrechtes Dreieck zu bilden — verloren und ihr schönes seidenes Halstuch sich verschoben hatte. Indem sie eine Glufe aus der Brust auszog, wo sie minder nöthig war, sagte sie zu Michel: „Jetz muß e de no' om a Gfälligkeit bitta'! I spür, daß mei' Gluf rausfalla'n ist aus mei'm Halstuch, ond's wär mer lieb, wann d' mers widder nei'stecka' möchst, vor mer zrückgont (zurückgehen)." Während sie dieses sagte, hatte die Phantasie ihr vorgezaubert, was ihr Herz wünschte. Michel fand während dieser Beschäftigung den Muth der Liebe, folgte ihm freudig

und hielt eine Anrede an sie, die wenn auch noch so kurz, doch vom Munde des Mannes gehen muß, um von dem Mädchen bejaht den Bund der Herzen thatsächlich zu knüpfen.

In diese Seelenmusik ertönte plötzlich die Antwort des wirklichen Michel: „I will's versuacha'! Muß d'r aber scho' saga', daß e mit deana (diesen) Sacha' net recht omganga ka'!" — wodurch die Gret belehrt wurde, daß es noch nicht an dem sei. Der Bursche nahm die Gluf und stellte sich hinter sie; er wollte ihr nun auch wirklich gefällig sein und genau thun, was sie haben wollte. Als er anfing, das Halstuch zurechtzurücken, wurde ihm doch sehr kurios. Sein Herz fing an zu schlagen, vor seinen Augen begann es zu schwimmen; er fühlte ein außerordentliches Verlangen, just das zu thun, was sie wünschte, und ihr Phantasiebild wortwörtlich zu erfüllen. Allein zu rechter Zeit noch mahnte ihn die Pflicht und sein Vorsatz. Ihr die Gluf anzustecken, das hatte sie verlangt, darum war es ihr zu thun, und darin mußte er ihr zu Willen sein. In der Verwirrung seiner Lebensgeister zog er das Tuch rechts und links, ohne ihm die gehörige Lage geben zu können. Die Gret rief: „Daß 's fei' recht en d' Mitt nei' kommt!" Denn grad in der Mitte des Rückens muß die Spitze befestigt werden, wenn das schöne Dreieck herauskommen soll. Dieser Zuruf des offenbar etwas ungeduldigen Mädchens traf den Burschen. Das Tuch hing eben zu

weit rechts. In seiner Confusion that er instinctmäßig einen Riß gegen die Mitte, wobei er die Kraft seiner Finger nicht erwog, und — ein Fetzen des Halstuchs blieb in seiner Hand.

Nun aber riß auch die Geduld der guten Margret! Nachdem sie so weit gegangen — nachdem sie ihm auf eine Art entgegengekommen war, daß der Einfältigste hätte begreifen müssen — ihr, anstatt ihren Wunsch zu erfüllen und ihr um den Hals zu fallen, das schöne neue Halstuch zu zerreißen — das war denn doch in der Wahrheit „dümmer, als verlobbt ist“. So einen Menschen zum Mann zu kriegen, ist am End' auch kein großes Glück, und — — sie hatte sich umgedreht, sah den Fetzen in seiner Hand, sah das Gesicht halb verlegen, halb lächelnd gegen sie gewendet, und rief erzürnt: „Du bist aber doch o'gschickter als der Deufel! So a Mannsbild! Gang nor glei (gleich) morga' zom Schulmoëster ond loß d'r dei' Schuelgeld widder rausgeba'; denn des ist net verdeat (verdient) woara!“ — Das war auch nicht höflich, und so etwas hatte Michel noch nie gehört. Er wurde seinerseits ärgerlich und entgegnete: „I hab d'r ja gsakt, daß e mit deam Zuig (Zeug) net omganga ka' — w'rom trägst mer's auf?“ Und mit stolzem Selbstgefühl setzte er hinzu: „I hab ebbes anderst's z'doa' en der Welt, als da' Mädla' d'Halstüacher na'zmacha!“ — Die Gret sah ihn achselzuckend an und sagte: „Ja, des glob' e!“ — Der Bursche fühlte einen Drang, sich von

jedem Vorwurf rein zu waschen; deswegen, den Fetzen emporhaltend, bemerkte er: „Des Tuech doh, nemm mer's net übel, ist aber oh nex nutz gwesa'! 'S ist eba' widder so a nuimodischer Lompazuig (Lumpenzeug), so dent (dünn) wie Spennawett (Spinnweb)! Mei'r Mueter ihr Halstuech wär' m'r net in der Ha'd blieba'."

Das Mädchen wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Sie hielt an sich und erwiderte: „Du hoſt natürlich Rehcht! Ma' woëß ja, daß d'r Gſcheitſt biſt en der ganza' Gmoëd (Gemeinde). — So, ietz ka'n e mit 'm verrissenga' Halstuech hoëmganga'!" — Michel, der einmal in den Schuß der Dummheit gekommen war, verstand die letzte Rede falsch. Er trat mit ritterlicher Intention einen Schritt näher und sagte tröstend: „Doh brauchſt de net z'kränka'! — ih ka' d'r ſcho' a nuis kohfa!" — Das gab ihm bei dem Mädchen den Rest. Wahrhaft beleidigt riß sie ihm den Fetzen aus der Hand und rief: „So viel Geld hab' e no' übreng, um m'r a nuis Halstuch z'kohfa! I brauch nex von dir, du oëfältenger Mensch!" — Sie wandte sich rasch ab und ging fort.

Michel stand verdutzt. Er hatte eine dumpfe Ahnung, daß er doch nicht ganz richtig gehandelt haben könnte. Ein Aerger erhob sich in seiner Brust — über sein Unglück, über die Hitze der Gret, über das Misgeschick, das ihn überall verfolgte. Indem er nachdenken wollte, fühlte er, daß ihm heute auch das Denken nicht

mehr geriethe. Er spürte eine ziemliche Mattigkeit in seinen Gliedern, setzte sich auf ein Felsstück und überließ sich der formlosen Bewegung seiner unmuthsvollen Seele. Endlich erhob er sich rasch und trat den Rückweg an; er wollte doch sehen, wie's stehe und was zu thun sei!

Als er an seinen Tisch trat, waren der Maurer und die Gret schon fort; Kaspar erwartete ihn, unwissend, was er denken sollte, und höchst neugierig, was denn passirt sei. Die Gret sei zurückgekommen, sehr ernsthaft und ärgerlich, und habe erzählt: sie hätte ihren Fürwitz gebüßt, sie wäre in einer Grub am Felsen hingegangen und ein spitziger Stein hätte ihr das Halstuch zerrissen. Er, Kaspar, habe nicht begreifen können, wie das zugegangen sei, und nach ihm, dem Michel, gefragt; worauf sie zur Antwort gegeben, sie wisse nicht, wo er hingelaufen sei. Dann habe sie an ihrem Vater getrieben, sie müßten nach Hause, sie habe noch etwas herzurichten auf morgen früh — und der Maurer sei mit ihr fort gegangen. „Was hot's denn geba'?“ rief der gute Bursche zuletzt mit dem Antheil eines Freundes, der das Seine gethan. „Send'r (seid ihr) oëneng woara'n oder“ — „Jo“, rief Michel mit dem Humor der Verzweiflung, „oëneng! — Aus isch!“ — Kaspar fuhr empor. „Was! — aus?“ — „Aus“, erwiderte Michel, „wie'n e der sag!“ — „Aber wie hot's denn ganga'? So verzähl m'r doch!“

Unser Bursche war gedrückt von dem Unstern, den

er gehabt, von dem Unwillen, der in seiner Seele emporschwoll — er mußte sein Herz erleichtern, und er wollte dem treuen Kameraden alles vertrauen. Wie er erzählte, daß er in der Grube über die Gret hinausgelaufen sei, machte Kaspar Bewegungen, als ob er das Gliederreißen hätte. „Nausgloffa?“ wiederholte er mit unwilligem Staunen; und den Zorn des Gewaltigen riskirend, setzte er entrüstet hinzu: „O du dommer Kerl! Host denn net gseha', was die gwöllt hot?“ — „No, was denn?“ fragte Michel. Und Kaspar fuhr fort: „Fanga' hättsch (hättest du sie) solla' — ond d's Maul hättst aufdoa' solla', wann's ghett hättst! Desdawega' hot's de rausgfoadert!“ — Michel war betroffen; die Sache leuchtete ihm ein, und nur kleinlaut sagte er: „Moëst?“ — „Ach, i bitt' de!“ rief der Kamerad höchst verdrießlich. — „No, verzähl weiter!“

Michel erzählte das übrige. Kaspar sah ihn an, wie einen, bei dem's nicht recht richtig ist, und brach in ein lautes Gelächter aus. „Lieber Michel“, sagte er endlich, „nemm mer's net übel, aber dir muß ma' da' Dippel boara' (den Düppel bohren)! Was! doh host no' nex gmerkt?“ — Unser Bursche, einmal auf dem Wege der Selbsterkenntniß, begriff — und ein dumpfes Schamgefühl begann in ihm aufzuquellen. Allein seine Handlungsweise hatte doch auch ihre Gründe, und zu seiner Rechtfertigung mußte er sie geltend machen. „Aber i sag d'r“, entgegnete er etwas verlegen — „ihr Hals-

tuech ist wärle verschoba' gwesa'! Ond i hab gmoët" — — „Jetz höar auf", rief Kaspar „ond ärger' me net! Die hot se ebbes om ihr Halstuech kümmert! Des ist 'r aufglega'! — no' derzue bei der Nahcht, wo's koë Mensch sicht!"

Bei dieser Hinweisung auf die Nacht ward es Tag in unserm Burschen. Er schämte sich in den Tiefen seiner Seele, und ein großer Verdruß über sich selbst erhob sich in ihm. Indessen wenn man angegriffen ist, muß man sich doch vertheidigen, und darum sagte er: „'S mag sei'! Aber 's ist vielleicht besser, daß's so komma'n ist! Mit dem Mädle hab e amol nex as (als) O'glück — und wear woëß" — Kaspar fiel ihm in die Rede: „O'glück haba' nennt 'r des! Jetz wurd's mer zviel! Glück host tausedmol meaner (mehr) as der Brauch ist — — aber (auf die Stirn deutend) d o h fehlt's!" — Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Jetz bitt' e de nor om oës! Verzähl m'r koëm Menscha' nex dervo'! Ih as dei' Kamrad mueß me schäma' für di! Du host de benomma, daß a wahra' Schand ist! Wie a Dommkopf, wie a Sempel, wie a — —"

Der gute Kaspar wollte die Gelegenheit der Vernichtung Michel's benutzen und sich für die Grobheiten, die er von ihm schon anzuhören gehabt hatte, entschädigen. Aber nun wurde es dem Enakssohn zu bunt. Er richtete sich empor in seiner ganzen Macht und rief mit dunkelbraunem Gesicht: „Jetz sei mer still, oder i

schmeiß de onter da' Dihsch (Tisch) nonter, doß d's Aufstanda' vergischt! Kott's Höllablitz! — Willst me du oh no' verzürna'? — I hab mei' Lebteng mit deana Lueders-Weibsbilder nex z'doa ghett — wie sollt' ih ihr' Ränk ond Schwänk kenna'?" — Kaspar, zur Mäßigung gemahnt, versetzte mit Humor: „So got's eba! Wer nex lernt, der ka' nex!" — „Was doh", rief Michel unmuthig. „Falsche Ohser sends alle mitanander! I ben froa', daß so ganga'n ist, ond meiner Lebteng loss' e me ietz mit koër mea' ei'! Aus isch!" — Er ergriff die Bitsch, leerte sie auf einen Zug, stand auf und rief mit dem alten Herrscherton: „Jetz komm!" — Er ging. Kaspar folgte.

Auf dem Heimweg schüttelte der Erfahrene noch zu wiederholten malen den Kopf. Es war freilich beinahe nicht zu glauben, wie der Kamerad sich benommen hatte. Aber abgesehen von den Gründen, die er selber angegeben, war er ein Deutscher und hieß Michel. Er war ein Schwabe und erst sechsundzwanzig Jahre alt.

Beim Tanze.

Als die Gret am andern Morgen in ihrem Bett erwachte, überlegte sie bei dem heitern Schein der aufgegangenen Sonne die Vorfälle des gestrigen Abends in ihrem Zusammenhang und ihrer Steigerung — und brach in ein helles Gelächter aus. Nichts in der Welt kam ihr so närrisch vor wie der gute Michel in seiner Einfalt. Was sie gestern erzürnt hatte, das erschien ihr heute unendlich lustig, und um keinen Preis hätte sie sich ihr zerrissenes Halstuch abkaufen lassen. „O ist des a gueter Kerl!“ rief sie, Lachthränen in den Augen. „Ist des a dommer Mensch!“

Mit dem Unmuth war aber auch die Geringschätzung, die sie gegen ihn empfunden hatte, völlig aus ihr gewichen. Die Heiterkeit stimmte sie zur Milde, zur Gerechtigkeit. Sie fühlte, wie gut er's eigentlich meinte, wie durch und durch ehrlich er war, und wie ihm nur die rechte Art fehlte. Ihre Seele hing an seinem Bilde, wie das Aug' einer Mutter an ihrem Kinde, mit liebend mitleidigem Antheil. „G'scheit ist er freile net“, sagte

sie endlich, „ond wie ma' mit da' Mädla'n omgot, des woëß er gar net. Aber was schadt's? 'S ist am End besser, er lernt's von mir, als wann ers scho' von 'r andra' glernt hätt!"

Da sie die Schwäche des Burschen von der schönern Seite betrachtete, so leuchtet ein, zu welchem Schlusse sie kam. Sie wollte ihn durchaus nicht aufgeben, ihm vielmehr alles verzeihen, und bei der nächsten guten Gelegenheit sich alle Mühe geben mit einem neuen Versuch. „'S ist freile net en der Oarneng (Ordnung)", sagte sie mit etwas bedenklichem Gesicht, „daß d's Mädle widder a'fangt. Aber was ka'n e macha'? 'S got amol net anderst, ond a jeds mueß doa', was eba' ka'! — So o'stearisch (unsternisch, unglücklich), wie desmol", setzte sie erheitert hinzu, „wurd's ja doch net allmol ganga'!"

Es hatte einen ganz absonderlichen Reiz für die muntere Gret, den prächtigen dummen Michel zu gewinnen. Sie lächelte holdselig für sich bei diesen Gedanken, ihre Augen glänzten und schelmisch verlangend rundeten sich die schönen rothen Lippen.

Vergnügt kam sie in die Stube. Als sie nach der Begrüßung des Alten wieder an Michel und sein Benehmen dachte, konnte sie sich nicht enthalten, für sich hinzulachen. Ihr Vater sah sie verwundert an und sagte: „Was host denn? Du bist ja gwihß net gscheit?" — Die Gret erwiderte: „'S ist m'r grad ebbes ei'gfalla'!" — „Gang weiter", sagte der Maurer, der

nicht zu den scharfsichtigsten Menschen gehörte, „du bist a verruckts Mädle! Mach lieber, daß mer a Supp krieget ond zom Schneida' kommet!“

Anders war die Nachwirkung des gestrigen Abends bei dem Burschen. Auch er sah klar an dem hellen Morgen, aber bei ihm erzeugte die Klarheit nicht Heiterkeit und Milde, sondern grimmigen Verdruß und Wuth über sich selbst. Schon Goethe hat hervorgehoben, wie der arme Mensch, des Morgens im Bett erwachend, in der Passivität des Daliegens den Pfeilen der Selbstanklage und der Reue wehrlos preisgegeben ist. Michel, in dem Nachtheil seiner Lage, erkannte aufs deutlichste, wie dumm er sich gestern benommen; Scham färbte sein Gesicht, er strampfte mit dem Bein, daß die Bettstatt krachte. „O du Ochs“, rief er aus und gab sich einen Schlag vor die Stirn, der einer minder harten gefährlich werden konnte. „So domm sei'! — net seha' was d's Ohs will, ond globa', sie will des, was sie sakt! Als ob's net grad allmol ebbes anderſts wölla' dätet, die — —! — Jetz kenn e's (ich sie) auf oëmol — ietz, wo's nex mea' hilft!“

Michel, wie der Leser schon gesehen, war hintendrein immer um ein Gutes klüger als vorher; er machte sich seine Erfahrungen in Wahrheit zu Nutze, er ging vorwärts, und es war darum keineswegs an der Durchbildung seines Verstandes zu verzweifeln, wenn man ihm nur Zeit gab, die hierzu nöthige Zahl von Erfahrungen

zu machen. Das ist aber eben das Schlimme bei dieser gründlichen Art der Entwickelung, daß man oft gewisse Einsichten erst zehn Jahre später erlangt, als wo man sie brauchte, und unter solchen Verhältnissen gar vieles unwiederbringlich verloren bleibt.

„So a Glegenheit", murmelte der Bursche vor sich hin. „Moëts so guet mit m'r, richt't mer's na' — a'n oëzengs Wöartle, ond mei' wär's! — Ond ih ben so hihra'dippleng und verreiß 'r d's Halstuech! Noë", und er brach selber in ein Lachen aus, „so 'n oëfältenga Menscha' gibt's en der Welt nemmer! Des ist gar net möglich! — Natürlich isch wüadeng woara', des begreift se — über so'n Esel! Die möcht' i oh seha', die doh d'Geduld net verliera' dät!"

Er versank in tiefes Nachdenken. „'S ist verloara'", begann er aufs neue, „ganz ond gar verloara'! So'n domma' Menscha' muß ma verachta', 's got net anderst; ond wo amol koë Respect mea' ist, doh hot's mit d'r Liab a'n End! — O, i wott glei — —"

Er sprang auf, zog sich an und murrte dabei fortwährend über sich selbst. — Als er in die Stube trat und der Mutter Guten Morgen bot, sah ihn diese an und sagte: „Wie sikscht denn du ha'et aus? — Du host g'wiß gestert z'tief en d'Bitsch nei'guckt!" — Michel war froh, die Alte auf dieser Fährte zu sehen, und dichtete sich einen Katzenjammer an, obwol mindestens das doppelte Quantum des gestern Getrunkenen erforderlich ge-

wesen wäre, ihm eine Andeutung davon zu geben. „Ja“, erwiderte er, „i ben a bisle z'weit ganga'! Aber“, setzte er mit saurem Gesicht hinzu, „i hab a Lear (Lehre) kriegt, ond wear me a'nandersmol hüeta'!“

Als er nach dem Frühstück aufs Feld hinausging, dachte er: „Jetz nor alles ha'et, als dem Mädle net begegna'!“ Er empfand eine grausame Scheu, das Gesicht zu sehen, das er sich nicht anders als höhnisch denken konnte und dessen bloße Vorstellung ihm schon einen Stich ins Herz gab. Unbehelligt kam er an seinen Acker, und froh über dieses Glück schnitt er rüstig in Gesellschaft seiner Mutter und einer Tagelöhnerin die zeitgemäße Gerste. Aber seine Furcht war doch eine Ahnung dessen, was kommen sollte! Da sie den Acker noch fertig schneiden wollten, so gingen sie erst spät zum Mittagessen heim. Michel blieb in Gedanken zurück, und wie er in die Gasse einlenkte, kam ihm die Gret entgegen. Er erschrak und sein Gesicht zeigte eine so komische Mischung von Verlegenheit, Verdruß und Empfindlichkeit, daß das Mädchen, als er ohne zu grüßen an ihr vorüberschritt, sich nicht anders helfen konnte — sie mußte grad hinauslachen.

Es that ihr unendlich leid, sobald es geschehen war. Sie fühlte, daß es jetzt zu Ende sei mit ihm, und daß ein Wunder geschehen müßte, wenn er ihr dieses Lachen verzeihen sollte! — Sie schalt sich selbst, wurde sehr ernsthaft und beruhigte sich endlich nur in dem Vorsatz:

für jetzt sich zurückzuhalten und alles in Geduld zu erwarten.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getäuscht. Michel war im tiefsten beleidigt. „I hab's ja gwißt", sagte er schamerglühend zu sich selbst, — „auslacha' wurd's me! — No, ietzsch isch aber verbei, — ietz sig e's nemmer a' meiner Lebtag! I ben a'n Esel gwesa', daß e denkt hab', sie hält doch ebbes auf mi! Wean ma' so auslacht, auf dean hält ma'n ebbes, ja wohl! — Nia hot ma'n ebbes auf'n ghalta'!"

In seiner gerechten Entrüstung ging er zu dem Kameraden und erzählte ihm, was ihm passirt sei und was er nun denken müsse. Kaspar wollte die Schlußfolge Michel's nicht gelten lassen; aber dieser machte ein Gesicht, daß er seine Einwendung gern fallen ließ und meinte: es könnte doch so sein! — Gewisse Leute finden immer Beistimmung.

Michel faßte den Entschluß, die Gret nicht nur ihres Weges gehen zu lassen, sondern gar nicht mehr an sie zu denken. Zunächst wurde er aber doch noch an sie erinnert. Seine Mutter erfuhr nämlich im Lauf der Woche von einem Nachbar, Michel sei am Sonntag beim Maurer und seiner Tochter gesessen, er sei recht „lebendeng" gewesen, und es habe just so ausgesehen, als ob ihm die Gret gefiele. — „Des gäb' a rechts Baar", hatte der Wohlwollende hinzugesetzt — „doh müsset 'r a Bisle helfa'!" — Die Alte war sehr erfreut über

diese Nachricht und nahm sich gleich vor, bei guter Gelegenheit auf den Busch zu klopfen und zum Zwecke zu reden.

Als sie einen Tag darauf nach dem Essen allein in der Stube waren, begann sie mit jenem Lächeln, das nur Müttern eigen ist, wenn sie auf eine ihnen genehme Liebschaft des Sohnes anspielen: „Des mueß ma' doch saga', d's Maurers Margret ist doch ietz d's erst' Mädle em ganza' Doraf! Wie die so gschickt ist ond wie der alles aus der Ha'd got! 'S ist wärle zum Verwondra'!" — Michel blieb stumm. — „No, isch net wohr?" fuhr die Alte fort und sah ihn an. — „'S ka' sei'", entgegnete Michel. — „Die Gschwendne (Geschwindigkeit)", begann die Mutter wieder, „hab' e no' net leicht gseha' bei 'm Mädle! Sie schafft für zwua (zwo, zwei)." — „Mei'daweg für drei!" versetzte der Bursche. Die Alte wollte aus dieser Antwort entnehmen, Michel schäme sich zu bekennen, und fuhr fort: „Wer die zom Weib kriegt, deam isch net gfehlt — der hots troffa' — noch mei'r Moëneng!" — „I wensch 'm Glück derzue", bemerkte der Sohn ohne aufzusehen und mit einem Ton, der der Alten doch befremdlich klang. „No, was host denn ietz?" rief sie; und lächelnd setzte sie hinzu: „Bist net amol aufrichteng mit dei'r Mueter? I will der's nor saga': die Great wär a Mädle für dih, ond wann de a Bisle om se rommacha' dätst —"

Michel sah auf mit unmuthigem Gesicht. „Die Great",

erwiderte er kurz, „wär die Letscht (Letzte), die i näam (nähme)!“ — „Aber worom denn?“ rief die erstaunte Alte. — „Weil's a'n Ohs ist“, war die Antwort, „ond weil e's net leida' ka'!“

Die Mutter wollte ihren Ohren nicht trauen. „Aber du sollst de ja beim brauna Bier recht guet mit 'r onderhalta' haba'!“ — „Descht (das ist) a domma' Schwätzerei — weiter nex!“ entgegnete Michel. Und indem alle Schmach, die er erfahren, in seiner Seele brannte, rief er mit Nachdruck: „Von deam Mädle red m'r nex mea' — ih will nex von 'r höara'!“ — Die Alte war bestürzt und schwieg einen Moment still. Dann sagte sie mit einem Klageton, der aus der Seele kam: „Aber sag m'r nor, willst denn ietz barduh (partout) net heiricha? Magst denn gar koëna'? Soll e meiner Lebteng koë Söhnere mea' ens Haus kriega'?“ — Dieser Ton traf den Burschen; — und da es die Mutter doch so gut meinte und vielleicht die einzige Person in der Welt war, die es gut meinte mit ihm, so ging er auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sagte von Herzen: „Mueß denn aber grad gheiricht sei'? I hab ja a brava Mueter, die m'r nex ahganga' (abgehen) loßt and bei ders m'r wöller ist, als bei so 'r jonga Butzdock (Putzdocke)!“ — „Ach“, erwiderte die Alte, die sich doch etwas geschmeichelt fühlte, „wann e aber stirb, was nocht?“ — „Du lebst länger als ih“, rief Michel, nickte versichernd — und suchte das Weite.

Wie vorsichtig die gute Frau war, und wie sehr sie eine Scheu empfand, über ihren Michel ein Gerede zu veranlassen, das ihn erzürnen würde — den Widerspruch zwischen der Erzählung des Nachbars und dem Benehmen des Burschen konnte sie doch nicht verwinden. Sie erkundigte sich gelegentlich bei dem Kameraden. Dieser spürte kein Verlangen, die Wahrheit zu sagen und unter Umständen die Kraft der Michel'schen Fäuste zu empfinden; er erwiderte, sie hätten allerdings eine Ansprache mit dem Maurer und seiner Tochter gehabt, aber diese hätte dem Michel ein paar spöttische Reden hinausgegeben, das habe ihn geärgert und nun sei sie ihm zuwider. — Die Mutter seufzte und resignirte noch einmal. Zum Nachbar sagte sie: „Desmol 'hont 'r falsch gseha'!“ Der Alte meinte: „Nocht wurd's halt d's brau' Bier gwesst sei', was 'n so monter gmacht hot!“ — „Des glob' e ehr“, entgegnete die Mutter — und die Frage war abgemacht für sie.

Die Ernte ging ihren Gang. Das letzte Fuder Hafer war ins Dorf gefahren, und das Verhältniß zwischen Michel und der Gret noch das alte. Mit dem Maurer wechselte der Bursche die gewöhnlichen Grußformeln. Begegnete er dem Mädchen, so spielte er mit Erfolg einen Menschen, der ganz in seine Gedanken verloren hinwandelt, und sie ging mit dem Ernst der Ergebung an ihm vorüber, mit wiederholtem innigen Bedauern über ihr unglückseliges Lachen und mit erneuertem Vorsatz,

bei der nächsten Gelegenheit, wenn ihr ja das Glück noch einmal „wollen" sollte, sich so gut, so klug und so lieb als möglich gegen ihn zu benehmen.

Der Schneider hatte unterdessen seine Besuche und Huldigungen nicht ausgesetzt, obwol die Erntezeit, die ihn in einen Schnitter verwandelte, sie nicht in solcher Häufigkeit zuließ wie früher. Er sah zu seiner Verwunderung, daß sein Bäschen mehr und mehr ihre Munterkeit verlor, sich hie und da in einem sonderbar traurigen Nachdenken, zuweilen auch in einer sehr ärgerlichen Stimmung betreffen ließ. Dies erschien ihm nicht wohl begreiflich, da sie doch nach seiner Ansicht alles hatte, was sie wünschen konnte, namentlich einen Liebhaber, der deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er sich, wenn es sein mußte, in einen Ehemann verwandeln könnte. Er setzte ihr Betragen indeß auf Rechnung der bekannten weiblichen Launen und tröstete sich, daß sie gehen würden, wie sie gekommen.

Auf den ersten Dienstag nach der Ernte fiel eine Hochzeit, die, zum Vergnügen der jungen Leute des Dorfes, im Wirthshaus gefeiert wurde. Ein wohlhabender junger Söldner verheirathete sich mit der Tochter eines kleinen Bauern. Die Familie Schwab gehörte zur „Freundschaft" des letztern — es war daher unumgänglich nöthig, daß ein Glied derselben als Gast an der Feier theilnahm, um so mehr, als der Bauer vor zeiten auch den Ehrentag der Wittib mit-

gefeiert hatte und die Schicklichkeit eines Ersatzes in die Wagschale fiel. Wenn der Brauch will, daß ein Geladener dem Freund oder guten Bekannten „auf die Hochzeit gehe“ und „auf die Hochzeit schenke“, d. h. einen verhältnißmäßigen Geldbeitrag zum Beginn der Wirthschaft liefere, so will er nicht minder, daß dem Gaste bei Gelegenheit seiner eigenen Verbindung oder der eines Blutsverwandten die Ehre und das Geschenk wieder zurückgegeben werden. Der Brauch übt einen sanften Zwang zur Wiedervergeltung und fördert so den Austausch reeller Höflichkeiten, indem er jedem abwechselnd das Wohlgefühl des Empfangens und Gebens verschafft. Denn es bleibt natürlich dem Rieser unbenommen, das, was die Sitte gebietet, aus freien Stücken zu thun und in der Wiedervergeltung nicht eine bloße Pflichterfüllung, sondern einen natürlichen Erweis der Großmuth zu sehen, deren Freude es ist zu schenken und glücklich zu machen!

Schon acht Tage vor diesem Feste hatte zwischen Michel und seiner Mutter ein kleiner Kampf über die Frage begonnen, wer es mitmachen solle. Michel wollte die Last der Mutter aufbürden, die Mutter wollte die Lust dem Sohne gönnen. Die gute Frau kam eben, wenn auch nur im stillen, immer wieder auf den Wunsch und die Hoffnung zurück: es möchte ihm Eine gefallen! Da nun im Dorfe selbst offenbar keine so glücklich war, so wünschte sie um so lebhafter, der Sohn möchte auf

dieser Hochzeit Jungfrauen aus andern Orten sehen, die nicht fehlen konnten. — Das Bewußtsein, als Mutter für sein Bestes sorgen zu müssen, gab ihr diesmal in der That die Kraft zu widerstehen und seine Einwendungen zu entkräften. Wie oft er auch wiederholen mochte: es mache ihm keine Freude, er habe gar „keinen Luhst“ dazu, es sei ihm grausam zuwider! — am Ende mußte er sich den Ermahnungen, womit die Alte ihm zuzusetzen nicht müde wurde, dennoch fügen und in den sauern Apfel beißen. Zur Verzweiflung gebracht rief er endlich: „No mei'daweg, i will ganga'! Aber du wurscht seha', 's gibt widder ebbes. Denn der Deufel ist loas ond loßt m'r koë Rua'!“ — Die Mutter war zu vergnügt über seinen Entschluß, als daß sie dieser Rede weiter nachgedacht hätte.

Ob Michel sich deswegen so lange sträubte, weil er erfahren hatte, daß auch die Gret auf die Hochzeit kommen würde — oder ob er deswegen endlich nachgab — wer konnte es wissen? — Der Kamerad, den er von dem Streit mit der Mutter in Kenntniß gesetzt, machte ihm gelegentlich und vorsichtig jene Mittheilung, indem er hinzufügte, nun würde er gerade auch darauf gehen und dem Mädchen zum „Tort“ sich um eine andere herummachen, was sie gewiß recht ärgern würde. Michel hatte indessen geantwortet, er kümmere sich um das Mädchen überhaupt gar nichts mehr, und später diesen

Gegenstand nicht wieder berührt. — Sei dem, wie ihm wolle — er folgte der Alten, und mußte sich am Hochzeitsmorgen mit dem Gedanken der Nöthigung doch schon einigermaßen versöhnt haben, denn er wusch und putzte sich nach Kräften und zog sich so stattlich an, als es der Kleiderkasten zuließ. Wie er endlich vor seine Mutter trat in schwarzen Hosen von Hirschleder, die kein Fältchen warfen und fast bis eine Spanne über das Knie von den Stiefeln bedeckt waren — in manchesternem Leibchen mit versilberten Knöpfen, im neuen, schwarzen, baumwollbehaarten Barchentkittel mit flachen, thalergroßen Knöpfen — über das wohlgebundene dunkle Halstuch den feinsten Hemdkragen gezogen und den Kopf mit dem landesüblichen Schaufelhut bedeckt — da ging der guten Frau das Herz auf und undenkbar schien es ihr, daß so ein Mannsbild sollte durchs Leben gehen können, ohne ein braves Weib glücklich zu machen und ohne eine würdige Nachkommenschaft zu hinterlassen. — Sie hatte eben in das Papierkäpselchen des Gesangbuchs, das ihm auf dem Weg zur Kirche übergeben werden mußte, einen großen Kupferzweier gesteckt, den er als „Opfer" in den Klingelbeutel werfen sollte; nun wünschte sie ihm von Herzen gute Unterhaltung und gab ihm geschwind noch ein paar Schicklichkeitsregeln mit, ihn besonders ermahnend, daß er zu den Brautleuten sagen sollte: „Ich gratulire", nicht: „Ich condolire", wie es einmal einem zu seiner großen Schande passirt sei. Michel zuckte die Achseln

und ging, da es eben zehn Uhr schlug, in langsamen Schritten dem Wirthshaus zu.

Als er in die obere Wirthsstube kam, waren außer dem Brautpaar und seinen Angehörigen nur erst wenige Gäste dort. Er trat stattlich zu den beiden Glücklichen und sagte die Gratulation ohne Anstoß, worauf der Dank mit einem gewissen ernsten Lächeln ausgesprochen wurde, welches namentlich auf dem Gesicht der Braut zu bedeuten schien: Nimm dir ein Exempel dran! An einem benachbarten Tisch hatten schon ein paar ältere Männer aus dem Dorfe und eine Matrone von auswärts Posto gefaßt; er setzte sich zu ihnen, um, da er nicht tanzte, wenigstens eine vernünftige Ansprache zu haben.

Die Gäste mehrten sich. Auf einmal trat auch die Gret ein, die in der schwarzen Spitzenhaube und in dem dunkeln Anzug, wie ihn das protestantische Landvolk bei ernsten Gelegenheiten zu tragen pflegt, ein eigenes feierliches Aussehen hatte. Allein nachdem das Auge rasch die Tische überflogen, stimmte das helle Antlitz nicht mehr zu dem ernsten Gewand; es glänzte froh dem Brautpaar entgegen und wünschte schon Glück, ehe die Lippen sich öffneten.

Michel hatte bei ihrem Eintritt in seinem Herzen einen kleinen Ruck empfunden und konnte sich nicht enthalten, sie in der Stellung des Gratulirens anzusehen — und sie wieder schöner zu finden als alle andern Mädchen und Weiber! — Plötzlich verdunkelten sich seine

Züge; der Schneider war angekommen in funkelnagelneuem Tuchrock und sehr vergnügten Gesichts. Er sprach einen Glückwunsch, der nur den Sinn der alten Bauernformel enthielt, und setzte sich an die Tafel, an welcher die Gret Platz genommen hatte, um sofort mit ihr einen Diskurs zu beginnen.

Das Fest begann und verlief nach der Regel, und die Gäste fühlten sich bald wohl und wohler — mit Ausnahme eines einzigen.

Michel hatte den Entschluß, die Gret nicht mehr anzusehen, während ihrer vergnügten Unterhaltung mit dem Schneider erneuert. Beim Aufstellen des Zugs in die Kirche ging er an ihr vorbei, ohne irgend von ihr Notiz zu nehmen. In der Kirche sah er sich aber unwillkürlich zur Uebertretung des von ihm aufgestellten Gesetzes verlockt. Der Pfarrer hob in seiner Predigt die Bedeutung des Ehestandes so schön hervor; er sprach über den Segen, der an diesen Bund geknüpft sei, mit solcher Weihe, daß Michel instinctmäßig den Kopf nach der Gegend hinkehrte, wo die Gret saß. Diese hatte den ihrigen just in entgegengesetzter Art gewendet — die Blicke trafen aufeinander. Obwol er nun sein Haupt rasch wieder in die alte Stellung zurückdrehte und eine Miene annahm, als ob nichts geschehen wäre, so fühlte er sich doch ertappt, die Gret konnte von ihm denken, Gott weiß was, ihn auslachen und ihn verspotten. — Er war sehr ärgerlich.

Von da an war unser Bursche kein aufmerksamer

Hörer der Predigt mehr, und auch die Rede des Schullehrers im Hofe des Wirthshauses ging ungewürdigt an ihm vorüber. Es begann ihn zu reuen, daß er der Mutter nachgegeben, und nur mechanisch ging er mit andern Zuschauern auf den Tanzboden. Was er da sah, war gleichfalls nicht geeignet ihn aufzuheitern.

Als das Brautpaar die drei Reihen getanzt hatte, wirbelten bald zwölf Paare herum, — und unter diesen der Schneider mit der Gret. — — Alles was recht ist: der Schneider tanzte vortrefflich. Er kam dabei sogar ein bischen größer heraus, sintemal er städtisch hüpfte; er hatte die Gret fest am Kittel gefaßt und drehte sie kräftiger herum, als man's ihm zugetraut hätte. Dabei schimmerte sein glattes Gesicht in dem Vergnügen seines Herzens und in anmuthiger Selbstgefälligkeit, sodaß er allgemein gefiel. Nur unserm Burschen misfiel er. Namentlich war diesem das selbstgefällige Lächeln des kleinen Kerls in einer Art zuwider, daß er's ihm gerne durch eine Ohrfeige vertrieben hätte, wobei ihm Hören und Sehen vergangen wäre. Allein das ging nicht an, er mußte seinen Verdruß hinunterschlucken. Er wäre in die Stube zurückgegangen, wenn er nicht der Gret hätte zeigen wollen, daß ihn diese Tanzerei durchaus nicht genire! Das schien ihm aber seiner Würde gemäß. Indem er ein gleichgültiges Gesicht zu machen suchte, gelang es ihm wenigstens ein freudloses hervorzubringen, das an ihm niemand auffiel.

Eine Tänzerin wie die Gret ließ man dem Schneider nicht allein. Ein anderer Lediger nahm sie ihm ab und drehte sich, wenn auch mehr auf dem Boden, ebenso lustig mit ihr im Reihen. Michel hatte wenigstens die Genugthuung zu sehen, daß das Mädchen mit diesem just so vergnügt, ja fast noch vergnügter aussah wie mit dem Nebenbuhler. Es kam ihm der Gedanke, sie könnte den Schneider auch nur für'n Narren halten; und das war ihm ergötzlich und erheiterte seine Züge. Ein Schmunzeln der Schadenfreude umspielte seine Lippen, als er das Bürschchen aus einer Ecke, und zwar mit einem gewissen Ernst im Gesicht, auf das Paar schauen sah. Er verzieh ihm und konnte nicht umhin, die Tänzerin wohlwollender und unbefangener zu betrachten.

Die Gret, obwol sie ihm nicht ins Gesicht sah, mußte doch etwas gemerkt haben. Als sie wieder im Reihen an ihm vorüberging, glänzte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, das ihm galt — ein Lächeln, wie es gefallen muß, kein falsches, sondern ein gutes Lächeln. Das Herz unsers Burschen begann aufzuthauen. Aber es sollte noch besser kommen. Das Wirthsmädchen hatte wiederholt zum Essen gerufen, die Musik verstummte, mit einer Art von Gedränge ging's der Thür zu. Die Gret kam in die Nähe des Burschen, sie schaute ihm ins Gesicht und sagte mit einem Tone, aus welchem die Seele klang, zugleich heiter, weich und süß: „Godden Dag, Michel! Bist oh auf d'r Hoaxet?“ Michel konnte

in der Ueberraschung allerdings kein ebenso freundliches Gesicht machen — gewissermaßen brummte er nur sein Ja. Allein die Gret schien das nicht schlimm zu deuten; vielmehr sagte sie: „No, mach de nor recht lusteng“, nickte ihm aufmunternd zu und setzte sich an ihren Tisch.

Das war denn doch freundlich! Da gebe sich einer nicht erneuerter Hoffnung und glücklichen Empfindungen hin! — Michel setzte sich an seinen Tisch, und da er dem Frühmahl wenig Theilnahme geschenkt hatte, so aß er jetzt im Verhältniß zu seiner Statur — so ziemlich mit dem Appetit eines Hercules. Ländlich, sittlich. Ein romantisch Gebildeter hätte vielleicht nach einem so holdseligen Gruße der Geliebten lange nichts gegessen und nur von dem geistigen Leben seines Herzens gezehrt; — unsern Burschen trieb eben die Seelenfreude auch zur Erfreuung des Leibes. Das Mahl war vortrefflich — die Schöpfung einer Wirthin, die mehr nach Lob als nach Gewinn trachtete — und er ließ es sich wohl schmecken, solange der Appetit seine Kraft behauptete. Dies war lange, da das braune Bier, das er sich geben ließ, sie wiederholt erneuerte. Er fügte auch noch dem Braten eine ziemlich bedeutende Wunde zu und konnte nur wenig „einwickeln“ lassen, um es der Mutter heimzubringen.

Die Genüsse des Mahles und das Glück der Liebe und der Hoffnung harmonirten in ihm durchaus. Die Blicke, die er zu dem Tisch hinüberwarf, an dem die

Gret saß, wurden immer herzhafter, und er fühlte sich so wohl wie seit langer Zeit nicht. In seinem Behagen erfüllte er sogar die Unterhaltungspflicht an seinem Tisch und sprach über die Preise, die der „Kern" (Dinkel), der Roggen und die Gerste im Herbst haben und im Winter behaupten würden, Gedanken aus, die, wenn sie nicht unfehlbar waren, doch mit einer Miene gegeben wurden, als ob sie es wären, und bei den ältern Männern lächelnde Zustimmung fanden.

Der Tanz begann wieder. Michel hatte sich erhoben, und als die Gret von einem dritten Burschen an ihm vorbeigeführt wurde, hatte er schon den Muth, ihr mit einem gewissen väterlichen Wohlgefallen zuzurufen: „Scho' widder auf da' Da'zboda'! O uir (ihr) Weibsbilder!" — „Was will e doa'?" erwiderte die Gret. „Wer a'fangt, mueß furtmacha'!" Und nach einem freundlichen Blick auf ihn ließ sie sich hinausführen.

Michel ging nach Hause. Die Mutter sah ihn an und sagte: „No, es schei't doch, 'sgfällt d'r!" — „No ja", erwiderte der Sohn, „'s ist am End doch a Vergnüaga'! — Aber", setzte er, das Eingewickelte auf den Tisch legend, hinzu, „i hab' en Gedanka' verfluecht zuag'langt ond breng d'r weng mit!" — „Wann's d'r nor gschmeckt hot!" rief die gute Alte; und heiter sagte sie: „Du host de am End gar oh scho' recht lusteng gmacht (d. h. getanzt)?" Michel erwiderte: „Bis ietz no' net. Aber wer woëß? Der Letscht hot no' net gschossa'!" —

Die Mutter bemerkte: „Wie d'r (ihr) en d'Kirch ganga' send, hab e a baar Mädala' gseha', die wära' wohl wearth, daß ma's romdreha' dät!“ — „I wills net verreda'“, erwiderte Michel. „Aber z'erst muß e no' a weng zecha'.“

Als er wieder dem Wirthshause zuging, begegnete ihm Kaspar vor einem ochsenbespannten Pflug, durch dessen Lenkung er sich heute das Vergnügen des Ansings verdienen wollte. Die Ochsen wurden zum Stehen gebracht, der Kamerad fragte, wie sich die Hochzeit anlasse. Michel, in der frohen Aufregung seines Herzens, erzählte, wie die Gret sich gegen ihn benommen. Kaspar's Gesicht erhellte sich. „Willst ietz no' allweil zweifla'“, rief er aus, „daß des Mädle a'n Og (Aug) auf di hot? O wann e an dei'r Stell' wär!“ — „Was soll e doa'?“ fragte Michel. — „Danza' muest mit'r, wanns oh nor a baar Roëa wära't! Schwätza' muest — en d'Stub muasch (mußt du sie) füara', a Bodell (Bouteille) Wei' muest komma' lossa — Kott's Heidablitz! Wann's doh net got, nocht got's sei' Lebtag nemmer!“

Unser Bursche war bedenklich geworden. „I ka' d's Danza' net rehcht“, entgegnete er, „ond du woëscht, i hab' O'glück!“ — „O'glück!“ versetzte der Kamerad etwas ärgerlich. „Jetz kommt 'r widder mit dear Ei'bildeng!“ — „Ja, ja“, sagte der gute Bursche, „'s ist doch so. Mir got nex naus!“ — „Gang weiter! A Kerl, dem d'Mädla' nochloffet!“ — Michel, obwol von dieser Vorstellung

erheitert, erwiderte: „Du wurscht seha', 's wurd nex!" — „Ja freile", rief Kaspar, „wann's widder so machst, wie d's Wallerstoë!" — „Jetz doh hab koë Sorg", versetzte der Bursche mit einem gewissen Selbstgefühl. „Des passiert m'r nemmer!" — Kaspar knallte den Ochsen und rief im Abgehen: „Ha'et Ohbed, hoff' e, ka'st m'r ebbes Nuis verzähla'!" — „'S ka' sei'", erwiderte Michel und folgte den Tönen der Clarinette, die vom Tanzboden herunter in die Gasse drangen.

Michel fühlte, daß er nach dem offenbaren Entgegenkommen der Gret einen Versuch machen und als tüchtiger Bursche handeln müsse. Bei der Vorstellung indeß, wie er nun zu ihr gehen und sie zum Tanz auffordern sollte, spürte er doch wieder eine eigenthümliche Bewegung in seinem Herzen. Es fiel ihm ein, daß er beschlossen hatte, fürs erste zu trinken und zu rauchen; er trat in die Stube, setzte sich, zündete seine Pfeife an und führte seinen Vorsatz männlich aus. Nachdem er schweigend und diskurirend zwei fernere Maß Braunes in sich aufgenommen hatte, fühlte er sich gekräftigt — muthig, lustig und in einer Stimmung, wo er glaubte, daß ihm nichts fehlen könne. — Der Wirth und Bräuer war ein solider Mann und die Gerste seit einem Jahre billig.

Er ging auf den Tanzboden. Da er die Gret, die sich nicht in der Stube befand, auch hier nicht erblickte, so war sie offenbar nach Hause gegangen. Die Ver-

schiebung seines Unternehmens, welche dieser Umstand nothwendig machte, war ihm nicht unlieb. Er sah den Paaren zu, die es am besten konnten, und überzeugte sich, daß dieses Tanzen am Ende auch kein Hexenwerk sei. Nachdem er genug gesehen, wollte er in die Stube zurück; im Vorbeigehen warf er einen Blick auf die Stiege — und siehe, an der Seite einer auswärtigen Freundin stieg die Gret herauf.

Bei diesem Anblick fühlte er sich etwas überrascht. Auch sie erröthete lieblich; aber in ihrem Herzen regierte der Muth der Liebe und der Wille, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen. Sie ging auf ihn zu und sagte gutmüthig fröhlich: „No Michel, host no' net danzt?" Der Bursche, der zu seiner Verwunderung fühlte, daß ihm wieder etwas von seinem Unternehmungsgeist abhanden gekommen war, versetzte: „Allweil no' net!" — Er spürte einen gewissen Trieb, wieder in die Stube zu kommen, und hatte schon seinen Fuß auf die Schwelle gesetzt; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die Gret fuhr fort: „Willst denn aber gar net a'fanga'? Willst da' ganza' Dag dohsitza' ond romstanda' auf 'r Hoaxet?" — „Wie soll i danza'", entgegnete Michel; „d's ganz Doraf woëß ond du wursch (wirst es) oh wissa, daß e's net ka'!" — „I hab de aber doch früher scho' amol danza' seha'!" bemerkte die Gret. — „Ja wohl", versetzte der Bursche mit einer gewissen Laune, — „aber wia?" — „Auf oëmol got nex

en der Welt", erwiderte das Mädchen tröstend und ermuthigend. „Wamma'n ebbes lerna' will, mueß ma's öfter probiera'!" — Michel, dem in Abwehrungsfällen die Gründe nicht so leicht ausgingen, versetzte: „Manch Sacha' ka' ma'n oh ganz bleiba lossa, wamma' z'alt derzue ist!" — „Kott's Blitz", rief die Gret, „wann e nor so ebbes höar! Z'alt zom Danza'! A jonger Bursch wie du! Schäm de doch!" — Und indem sie ein wenig näher trat, sagte sie mit aller Güte und Liebe — mit einer Stimme, welcher der Durchbruch ihrer Empfindung eine honigsüße Weichheit verlieh: „Komm Michel! — probiers mit mir!" Dem Burschen war es seltsam durchs Herz gegangen, er wußte nichts zu entgegnen. „Komm!" rief das Mädchen heiter und zärtlich, indem sie ihn bei der Hand faßte. Michel begriff, daß es im höchsten Grade feig und in jeder Beziehung unschicklich gewesen wäre, jetzt nicht zu folgen. Er wollte handeln wie ein Mann, er wollte sein Bestes leisten — und entschlossen führte er sie in den Reihen.

Unser Bursche gehörte vermöge seiner Größe, seiner Stärke und seines besondern Wesens noch immer zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des Dorfs. Dergleichen in eigenthümlichen Situationen zu sehen, ist interessant, besonders wenn man hoffen kann, daß die Schadenfreude ihre Rechnung dabei findet. Wie nun einer in die Stube kam und sagte, der „Schwobamichel" tanze mit des Maurers Gret, da verfügten sich schnell noch etliche zu

den auf dem Tanzboden schon befindlichen Zuschauern — begierig der Dinge, die da kommen sollten.

Der Gang im Reihen war vollendet, das Tanzen begann. Die Gret wußte sehr gut, welcher Aufgabe sie sich unterzogen hatte, und war nun darauf bedacht, alle Kraft und Geschicklichkeit anzuwenden, um das Wagniß gut hinauszuführen. Den Tänzer festhaltend leitete und drehte sie ihn, so viel sie konnte. Daß ihre Arbeit nicht gering war, merkte sie freilich bald. Michel'n wohnte nur eine sehr schwache Ahnung vom Takte bei und zu gleicher Zeit wirkte in ihm eine gewisse Centrifugalkraft, die ihn immer der Wand zutrieb, sodaß ihn die Gute nur mit Mühe im Reihen halten konnte. Trotz alledem — es ging. Die Kunst und die Liebe des Mädchens triumphirten, und sie war sich dessen nach Beendigung des Reihens mit Freude bewußt.

Michel war sehr vergnügt. Jeder Spur von Furcht entledigt blickte er frisch umher — er begriff gar nicht, wie er diese Lumperei für so schwer hatte halten können! „Sikſch, es got?“ rief die Gret, indem sie ihn freundlich ansah; und er erwiderte allerdings: „Ja freile, wamma' so a Dänzere hot!“ — aber er war doch überzeugt, daß er's konnte, und sein Gesicht schrieb einen guten Theil des Erfolgs auf seine Rechnung.

In dieser Stimmung wollte er's das zweite mal noch besser machen. Er wollte sich Mühe geben und alle die Kraft und Stärke anwenden, die er in seinen Gliedern

fühlte; denn das erste mal hatte er eigentlich nur gespielt! — Er arbeitete nun wie an einer Schanze und machte Bewegungen, als ob er Centnersteine vom Boden lupfen wollte. — Der Gret wurde es saurer als das erste mal, ihn im Gleise zu erhalten, und die Schadenfreude, die aus den Ecken lugte, fand eine reichere Ausbeute. Man lächelte sich an und zuckte die Achseln. „Descht a Mannsbild!“ rief eine Bäuerin mit gedämpfter Stimme einem Nachbar zu — „der macht widder a'n Arbet (Arbeit)!“ Und der andere versetzte: „Er schafft, als ob er mit 'm Danza' sei' Brot verdiena' müßt! Gommer (gehen wir) a bisle z'ruck, daß 'r es (uns) net doat (todt) tritt!“

Der Bursche merkte davon nichts. In dem Bewußtsein der Mühe, die er sich gegeben, meinte er seine Sache vorzüglich gemacht zu haben. Er lächelte mit Stolz und erkannte in dem satirischen Zuschmunzeln einiger Kameraden nichts als den verdienten Beifall. Da die Gret diesmal schwieg, um auszuschnaufen, so sagte er selbst zu ihr: „'S got doch besser, als e gmoët hab!“ — Die Gret dachte in ihrem Herzen: „daß Gott erbarm'!“ — behielt aber diese Meinung wohlweislich für sich und erwiderte: „W'rom sott's net ganga'? Was ander' Leut könnet, wäara' mer doch oh könna?“

Gern hätte sie ihn gebeten, sich dessenungeachtet etwas weniger anzustrengen, die Sache sich leichter zu machen; aber sie wußte, daß er nicht in der Stimmung

war, diesen Rath gut aufzunehmen — und für den Moment wär's ohnehin zu spät gewesen. In dem Vergnügen, das ihn belebte, in der Kühnheit, die sein Herz rasch emporwachsend erfüllte, hatte er ein Lied begonnen. Ein anderer war ihm zuvorgekommen; aber dieser, ein kleiner Kerl, schwieg auf der Stelle, als er die Stimme des Gewaltigen vernahm, und Michel sang das seine zu Ende, mehr kräftig als schön, aber für seinen Zweck immer passirbar. Dann nahm er die Gret bei der Hand, strampfte, daß der Boden zitterte, „juxte", daß seine Nachbarn an die Ohren langten, faßte die Tänzerin und drehte sich mit ihr, „was host, was geist" (was hast du, was gibst du, so schnell &c. als möglich). — Und besser ging's als das letzte mal — nach seiner Meinung. Die Bethätigung des Kraftüberschusses, der in ihm wogte — die Freude, die Herzallerliebste herumzudrehen und es zu *können* — durchgoß ihn mit einem Wohlgefühl, wie er es nie empfunden. Herrlich war's und prächtig ging's — bei weitem besser, als er sich's zugetraut hätte! — Jedenfalls hatte die Gret dafür gesorgt, daß er einmal die Wand, an die er streifte, nicht einstieß und dann ein Paar, das vor ihm den gewöhnlichen Bauernschritt einhielt, nicht über den Haufen tanzte.

Die Heiterkeit der Zuschauer war bei dieser neuen Leistung nicht geringer geworden. Ein sonnverbrannter Alter nickte ihm seine Anerkennung mit gemüthlichem Faungesicht zu und rief: „Kreuzschwernoth, Michel! du

bist ja der erst' Dänzer em ganza' Land!" — Michel, in der Freude seines Herzens, entgegnete: „Net wohr, des hättet 'r m'r doch net zuatraut!" — „Wärle net", versetzte der Alte. „So ebbes mueß ma' seha', wamma's globa' soll!" — Die gute Gret begann es zu reuen, daß sie den Geliebten auf eine Bahn gelenkt hatte, wo er so schlechte Ehre gewann. Aber vielleicht schlug er nun selber eine andere ein, wo er Aussicht hatte, besser zu bestehen. Schon hatte die ungewohnte Anstrengung seine Lungenflügel in Bewegung gesetzt und der Schweiß rann ihm von der Stirn. Vielleicht hörte er auf, nahm sie in die Stube — setzte sich zu ihr — und es ereignete sich, was ihr alle Mühen und Leiden tausendfach vergütete.

Fürs erste ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Michel tanzte aufs neue; und der Umstand, daß es wieder ohne Unglück ablief, steigerte seine Lust und Sicherheit. Sein Hintermann, ein begüterter junger Bauer, klopfte ihn auf die Schulter und rief: „Aber Michel, sag m'r doch, wo host denn d's Danza' so glearnt?" — „Was woëß ih", erwiderte der Bursche mit stolzem Behagen — „auf oëmal got's halt! — Aber Sapperment", setzte er, die Augen sich wischend, hinzu, „doh stobbt's? (staubt's) ja, daß ma' kamm (kaum) sei' Dänzere sicht! — ond des ist doppelt schad', wamma' so a schöana' hot, wie'nih! — He Mädle!" — Er schaute sich nach dem Wirthsmädchen um, die den Staub mit Wasser zu löschen pflegt; und da er sie nicht gleich erblickte, schrie

er aus Leibeskräften und jede Silbe breit ausdehnend: „Mädleh! Auf da' Da'zbodah'! Spretzah'!“ — Unter allgemeiner Heiterkeit erschien die Herbeigerufene, ein schnippisches Ding von sechzehn Jahren, mit einem Kübel Wasser, und die Tanzenden traten auf die Seite. „So“, rief Michel ihr zu, „spretz (spritz, sprenge) nor rehcht! D'r Deufel mag doh danza'!“ — Das Mädchen sah ihn von der Seite an, murmelte was von einem „Drieschlag“, langte mit der Rechten in den Kübel und schleuderte herumgehend das Wasser auf den Boden. „Meaner, meaner (mehr)“, schrie unser Bursche, der als echter Bauer alles gründlich haben wollte. Das Mädchen, durch den herrischen Ton gereizt, spritzte wahre Lachen. „So, ietz isch gmua!“ rief Michel, stellte sich fest hin, sang ein Lied und tanzte auf dem erfrischten Boden mit erhöhter Lust, in einer wahren Trunkenheit des Eifers und der Liebe zur Sache. Es ging besser und immer besser. In dem Jubel seines Herzens, unwillkürlich sich selber bewundernd, rief er mit strahlendem Gesicht: „Hopp hopp! hopp hopp! Juhu!“ — — Plautsch da lag er da. Auf der nassesten Stelle war er ausgeglitscht, in dem Schwunge des Tanzens war es auch der Gret unmöglich gewesen, ihn zu halten; sie mußte ihn fahren lassen, um nicht mitzufallen — und der riesige Bursche „schlug hin“ (wie der Rieser in solchem Falle treffend sagt), daß der Boden krachte und ein Zuschauer nur durch einen raschen Seitensprung

sich vor Zerquetschung rettete. Nach dem triumphirenden Hopphopp dieser Sturz, der Länge nach, auf die Hinterseite des Leibes — es war unmöglich, das Lachen zurückzuhalten. Von allen Seiten des Tanzbodens, aus allen Winkeln, sogar von der Treppe herauf (wo sich ebenfalls Zuschauer befanden) erschallte es laut und selig; und nicht wurde es beschwichtigt, als Michel nach einem grimmigen Fluch mit der Physiognomie der Wuth und Scham aufstand, wozu die Gret ihm behülflich war. Diese hatte mit etwas erschreckter Miene einen Augenblick auf den Liegenden geschaut; jetzt, als sie ihn wieder strack dastehen sah, wandelte sie das Lachen hinterdrein an, und nur den eigentlichen Ausbruch zurückhaltend rief sie: „Komm, des macht nex", und wollte zum Weitertanzen seine Hand fassen. Aber Michel zog sie heftig zurück.

Der Bursche hatte die Empfindlichkeit des Sonderlings und Anfängers. Ein flotter Tänzer wäre aufgesprungen, hätte mitgelacht und weiter getanzt. Aber den Schüler dünkte der Sturz unauslöschliche Schande — das Selbstbewußtsein des Gewaltigen hatte einen Schlag erlitten, der ihm schrecklich vorkam. Hinzufallen — ausgelacht zu werden von „einfältigen Weibsbildern, alten Eseln und elenden Buben", und nicht dreinschlagen zu dürfen — das nehme ein Michel von der lustigen Seite! — Er trat in eine Ecke, seiner Ansicht nach für sein ganzes Leben beschimpft. Und als die Gret ihm nachging und ihn aufs neue ermahnte, doch fortzutanzen, entgegnete er

hochverdrießlich: „Gang weiter! I hab' d'r ja gsakt, daß e net danza' ka'! Du hätt'st me en Rua' (Ruhe) lossa solla'!" — Die Gret erwiderte begütigend: „'S ist ja ganz guet ganga'! Für d's Falla' ka' ma' nex, des ka' n'm G'schicktsta' passiera'! Komm! Wer net omwirft, der lernt net fahra'!"

Bei ihrem heitern Wesen hatte das Mädchen nicht umhin gekonnt, ihm diese Ermahnung mit einem Lächeln zu ertheilen, in welchem die Schelmerei über die Gutherzigkeit den Sieg davontrug. Michel, dies gewahrend, fühlte den schlimmsten Argwohn, den er haben konnte; und im Unmuth desselben rief er: „Höar amol? — suach d'r 'n andera' Narra' — ih mach d'r 'n net zom zwoëtamol! — Moëst, ih ben doh, daß e me auslacha' ond da' Spoht auf m'r haba' loß?" — Das Mädchen, durch diese unerwartete Sprache betroffen und ihrerseits verletzt, erwiderte mit vorwurfsvollem Ausdruck: „Wer hot denn da' Spoht auf d'r?" — „Du!" rief Michel, für den sein Argwohn schon eine bewiesene Sache war, mit erzürntem Ton. „Falsch send 'r all mita'nander — ond du bist die fälscht (falscheste)!" — Das war zu viel! Das Mädchen trat zurück und sagte mit Verdruß: „Du bist halt a grober Kerl! Gang he' wo d' willst — ih mueß de wärle net haba' — ih krieg scho 'n andera' Dänzer!" — „Mei'thalb danz mit 'm Deufel", rief Michel und ging mit starken Schritten in die Stube.

Die Gret war ernstlich böse. „So a'n o'gschickter

Mensch — ond so grob ond so hochmütheng! Noë mit deam ist nex a'zfanga' — i mueß 'n aufgeba'!" — Während sie diese Gedanken hatte, machte sie mit weiblicher Geistesgegenwart gleich wieder gute Miene. In die Heiterkeit, welche die letzten Worte Michel's und sein wüthender Abgang erregten, hatte sie halb mit eingestimmt. Nun zeigte sie ein Gesicht, daß es schien, als ob sie ihn mit ihrem Tanz wirklich nur zum besten gehabt hätte; und als eben der Schneider von Hause zurückkam, reichte sie ihm, der sie schnell aufzog, ihre Hand und tanzte so gut und so schön, als ob sie heute noch an nichts anderes gedacht hätte. Als der Zierliche von der Affaire des Michel hörte, rief er in seinem Mischmasch von Dialekt und Hochdeutsch: „'S ist nicht z'globa', daß es so ongschickt Menschen geba' ka'" — lächelte selbstzufriedener als je, begann noch flotter den neuen Reihen, rief ebenfalls Hopphopp und Juhu, fiel aber nicht, sondern machte es so gut, daß ihm alle mit Vergnügen zusahen.

Das Gelächter, das unserm Burschen vom Tanzboden nachgeschickt worden war, hatte nicht besänftigend auf ihn gewirkt. Tief ergrimmt setzte er sich an seinen Tisch und patschte gewaltig mit seinem Bierkrug wegen erneuter Füllung. Der Aufwärter eilte, ihn zu befriedigen. Einer der beiden Alten, die in gemüthlichem Diskurs dagesessen hatten, schaute zu ihm auf und rief: „No, Michel, w'rom machst denn du so a Gsicht auf oëmol?" — Der Bursche, statt aller Antwort, that einen tiefen

Zug aus dem Maßkrug. Ein dritter Alter, der mit dem Faungesicht, war von dem Tanzboden hereingekommen und begann lächelnd: „Du host a kloës O'glück ghett, Michel? — No, no, desdawega' brauchst de net z'kränka'! 'S ist scho' oft oër g'falla' beim Danza'!" — „So so?" versetzte der erste mit schlauem Gesicht, „des ist 'm passiert?" Und mit der Bosheit, die sich ein alter Bursch gegen einen jungen wol erlauben kann, setzte er hinzu: „W'rom host denn aber dei' Dänzere net mit rei'brocht? Die hot gwihß 'n rechta' Schrecka' ghett und hätt oh 'n Tro'k (Trunk) zor Stärkeng braucha' könna', so guet wie du!" — „Oh", antwortete der dritte für Michel, der in stiller Wuth vor sich hinsah — „die g'fohrts net (achtet's nicht)! Sie danzt scho' widder!" — „Welle isch denn?" — „Welle wurds sei'!" erwiderte der dritte, „d's Maurers Great!" — „So!" bemerkte der erste mit einer Miene, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre. Und kopfschüttelnd setzte er hinzu: „Jetz gfällt m'r die Gschicht nor halb! — Die hätt' de zor Noath halta' könna', Michel — wann's gwöllt hätt'!"

Durch diese Bemerkung sah der Bursche seinen Argwohn bestätigt, er fühlte sich verkauft und verrathen und ließ eine „Schluap" herunterhängen, daß es die Alten Mühe kostete, ihm nicht geradezu ins Gesicht zu lachen. Nach einem Moment sagte der dritte mit ironischer Tröstung: „Was doh! 'Gspäß müssa' trieba' sei'! Sott jong Mädla' sticht manchmol der Uebermuth ond doh macha's

eba' Narrheita'! A rechts Mannsbild verzürnt se desda-wega net — er kriegt's oh widder amol derfür!" — „Ih", rief Michel in stolzem Unwillen, „ben d's erstmol ond d's letztmol von 'r a'gführt — dohfür stand e guet!" — Der erste bemerkte: „Ma' mueß nex verreda'!" Und vergnügt setzte er hinzu: „Wann ih no' mein Zwanzger hätt' (noch in den Zwanzigen wäre), nocht wihßt e, was e dät!" — Michel versetzte: „I woëß oh, was e dua'!" Und mit einem scharfen Blick und entsprechender Kopfbewegung setzte er hinzu: „Globet 'r mers?" — Der Alte lachte und sagte zu seinem Kameraden: „Was send des für jong Leut ietz! Glei da Kohpf verliera'! Do hont se o's (haben wir uns) anderst gholfa' zu o'srer Zeit — net wohr?" — Er stieß mit ihm an; der andere brachte eine Geschichte in Erinnerung, die dies bestätigen sollte — Michel, dem das Vergnügen der „alten Narren" höchlich zuwider war, trat zu einem jungen Burschen, der ihn respectirte, und fühlte sich nach einem Gespräch mit ihm wieder etwas beruhigt.

Der Abend kam heran — man setzte sich an die Tafeln, um das letzte Mahl einzunehmen, das Interesse der Gäste wurde auf andere, wichtigere Dinge gelenkt, und nach dem feierlichen Schluß des eigentlichen Festes dachte mit Ausnahme der Nächstbetheiligten niemand mehr an das Zwischenspiel auf dem Tanzboden.

Michel hatte wenig gegessen und demgemäß viel ein-gewickelt. Er blieb in dumpfer Stimmung sitzen und

handhabte nur von Zeit zu Zeit den Bierkrug. Auf einmal erblickte er den Kaspar an der Thür; er erhob sich, nahm sein Eingewickeltes und ging auf ihn zu. „No?“ fragte Kaspar, den die Neugier so früh zum Ansing geführt hatte, „wie stot's?“ — „Nor still!“ versetzte Michel, „i will d'r glei verzähla'!“ — Er führte ihn in ein gästeleeres Seitenstübchen, theilte ihm seine Erlebnisse mit und fragte mit der Miene der Unfehlbarkeit: „No, was sakst ietz? Hab' e Rehcht ghett — hab' e O'glück mit deam Mädle?“ — Kaspar hatte große Mühe gehabt, bei der Erzählung ruhig zu bleiben; aber auf diese Frage konnte er seine Meinung nicht zurückhalten. „Brueder“, rief er, „bedenk doch —“ — „Still!“ fiel Michel, der seine Absicht errieth, erzürnt ein — „red m'r nex zom Guata', oder du machst me böas! — Mei' Lebteng sig' es nemmer a' — ond mei' Lebteng gang e auf koë Hoaxet mea'!“ — „No, no“, erwiderte Kaspar, der wohl sah, daß ihm heute mit Ernst und Vernunft nicht beizukommen war, lächelnd, „du wurscht doch auf dei' oëgana' (eigene) ganga'?“ — „Halt's Maul“, rief Michel in Verachtung solcher Späße und stand auf, um heimzugehen. Kaspar fühlte die Pflicht, ihn zu begleiten.

Unterdessen hatte das Tanzen wieder begonnen. Der Schneider ging im Reihen, die Gret an der Hand, und sang ein lustiges Stückchen. Wie er den Michel mit seinem Päckchen an der Stiege sah, war er nicht sowol

schadenfroh als schadenselig — vom Siegesjubel hingerissen juxte er und tanzte er fortjuxend, bis ihm der Athem ausging. „Doh sitsch!“ bemerkte unser Bursche zu Kaspar, während sie die Stiege hinuntergingen — „so a miserabler Schneider, dear gar net he'falla' ka', weil 'r fliegt wie a Bettfeder — des ist der recht Ma' für dia! — No so mei'tweg — dean soll's oh haba'.“

Ende gut, alles gut.

Es ist eine eigenthümliche Sache um das Schicksal! — — Der Mensch will an einem schönen, glückverheißenden Ziel anlangen, aber der Weg, den er einschlägt, führt ihn nur weiter ab davon. Er nimmt die Lehre der Erfahrung an, er geht, die täuschende Bahn vorsichtig meidend, eine andere. Da gewahrt er, daß man durch Schaden immer nur sehr verhältnißmäßig klug wird: der erprobten Falle entgehend, stürzt er in eine andere. Er sieht den Zweck verloren. Wie sollte er ihn noch erreichen? So und so hat er ihn verfehlt. — Auf einmal bringt ihn sein guter Genius in eine Situation, wo die Anwendung der ihm vorzugsweise verliehenen Gaben zum Siege führt! Und nun kann er sein Schicksal schmieden — wenn er entschlossen ist, den Hammer zu schwingen und die von ihm geforderten Schläge zu führen.

Unser Bursche hatte ein Mädchen, die er liebte, foppen wollen — und war von ihr gefoppt worden. Er hatte sie durch Ausführung ihrer Befehle erfreuen wollen

— und hatte sie durch Nichterfüllung ihrer Wünsche böse gemacht. Er hatte sich vor ihr und mit ihr auszeichnen wollen und hatte sich vor ihr und vor dem ganzen Dorfe mit Schande bedeckt. — Was konnte für ihn das Schicksal noch bereit haben?

Zunächst stand seine Sache bei dem Mädchen so schlecht als möglich. Die Gret hatte in der That beschlossen, ihn aufzugeben, und der Unwille, der diesen Entschluß geboren, hatte ihn auch den Rest des Hochzeitsabends aufrecht erhalten. Als sie am andern Morgen früh erwachte, war es ihr erstes, das Geschehene zu überdenken. Und diesmal kam sie kein Lachen an — ein tiefer Ernst nahm ihr Herz ein und blieb darin. „Es soll net sei'" — das war das Ergebniß ihres Nachdenkens. „Er hot ebbes auf me ghalta', des will e net leugna'; aber er ist stolz wie a Reichsgrof, empfindlich wie a kloës Ke'd (Kind), grob wie Säuboanastroa' — ond a Narr, wo ma'n a'sicht! — Noë, noë!", rief sie. „Wann e sei' Weib wearat, hätt e me nex as z'schäma', ond wann e'm d'Worat saga' dät, wuhr'r (würde er) wüadeng ond —" — Die Gret sah unwillkürlich die Arme Michels in einer gewissen Bewegung — sie zuckte in ihrem Bette und sah mit weiblichem Stolze vor sich hin. „Des wurd m'r net passiera'", rief sie zuletzt, — „doh ben i guet derfür!"

Sie faßte mit Ernst und Ruhe den Entschluß, zu thun, als ob Michel nicht mehr auf der Welt wäre —

ihn nicht mehr anzusehen — — und zu überlegen, was sich für sie anderes und besseres schicken möchte.

Der Vorfall zwischen ihr und dem Burschen war gestern Abend noch in der untern Wirthsstube erzählt worden, und niemand zweifelte daran, daß die Gret sich mit dem Ungeschickten einen Spaß gemacht habe. Als sie nun zu ihrem Vater hinunterging, stellte sie der Wackere ernstlich zur Rede und sagte zum Schluß: „Des loß nor onterwegs kenfteng, so'st dischgerier ih a Wöartle mit d'r! Der Michel ist a braver ond a fleißenger Mensch; ond wann 'r net danza' ka', so braucht m'n desdawega' net für da' Narra' zhalta'! — I hoff", setzte er mit aller Strenge hinzu, deren er fähig war — „i hoff, daß so ebbes nemmer fürkommt!" — Das Mädchen, die ihrem Vater kein Bekenntniß ablegen wollte, begnügte sich zu erwidern: „Doh hab koë Sorg! D' Schand ist für mi so groaß gwesa' wie für ihn — i hab bodagmuag (bodengenug, genug bis auf den Boden) an dem oëzengamol!"

Bald darauf kam der Schneider — „em Vorbeiganga'", wie er sagte. Er war vergnügt und sprach gemüthlich, indem er gewandt einige seiner städtischen Redensarten anbrachte. Das Mädchen sah ihn freundlich an und der Ernst wich im Geplauder mit ihm wenigstens aus ihrem Gesicht. — Der Maurer schaute mit zufriedenen Blicken auf das Paar. Vetter Jakob hatte eine bessere Sölde als er, und mit der Nadel war's eine gute Manns-

nahrung. Die jungen Leute gefielen sich und hatten ihre Freude aneinander — die Sache machte sich von selber. — Als der Schneider wieder fort war, zeigte der Alte das Gesicht eines Vaters, der Aussicht hat, seine letzte Tochter nach Wunsch zu versorgen, und sagte: „Der Vetter ist a gueter ond a'n aufklärter Mensch! 'S hot doch ebbes Guet's, wamma'n a bisle en der Fremd gwesa'n ist! Dean hält gwihß koë Mädle für da' Narra'!" — Die Gret sah für sich hin und ein leises Lächeln ging über ihr Gesicht.

Wie das Mädchen, so war auch ihr bisheriger Liebhaber weiter als jemals von dem Punkte entfernt, den er so lange erstrebt hatte.

Michel war nach kurzem Abschied von Kaspar, der zum Ansing zurückverlangte, geräuschlos in sein Haus getreten und hatte der Mutter das Eingewickelte mit dem Bemerken übergeben: er sei müde und wolle gleich ins Bett gehen. Die Mutter wußte nicht, was sie aus dem ruhigen, aber durchaus unvergnügten Gesicht machen sollte, und fragte: ob er nicht getanzt habe! „Ond wia!" versetzte der Bursche mit einer Art von Humor, „daß se alle Leut' drüber gwondert hont! — Aber ha'et ka'n e nemmer viel verzehla' — morga' früa' ist oh no' Zeit! Guetnahcht!" — Er ging in seine Kammer.

Vor Tagesanbruch erwachend hatte er das dumpfe Gefühl einer höchst widerwärtigen Geschichte. Als er sich das Vorgefallene deutlicher machte, verlor sich die

fatale Eigenschaft nicht — es grinste ihn widerlich und peinlich und immer peinlicher an. Er seufzte tief auf — und wollte davon wegsehen; aber es ging nicht. Seine Seele kam immer wieder darauf zurück, seine Gedanken liefen sonderbar hin und her. Einmal klagte er sich selbst an und wollte die Hauptschuld haben. Dann erinnerte er sich ihres „boshaften Lachens“ und ihres Tanzens mit dem Schneider, und es schien ihm unzweifelhaft, daß die Gret falsch und er der Angeführte, der mit Fleiß Verhöhnte sei. Zuletzt rief er: „Was plog e me viel! — 'S ist aus — hab' Schuld dra' wer will!“

Er stand auf und zog sich an. Der Mutter sein Versprechen wegen der Erzählung zu halten, fühlte er sich durchaus nicht in der Stimmung; deswegen ging er sachte in die Stube, schnitt von dem Brotlaib in der Schublade des Tisches ein tüchtiges Stück ab, nahm eine Schaufel und ging aufs Feld, um an einem Graben weiter zu schaffen, den er herzustellen unternommen hatte. Er arbeitete „wie wild“. In körperlicher Anstrengung suchte er seinen Unstern mit Gewalt zu vergessen.

Als er um zehn Uhr heimwanderte, begegnete ihm in der Gasse — die Gret. Hätte er beschlossen gehabt, sie zu grüßen, so würde er's nach einem Blick auf sie doch unterlassen haben. Seine scharfen Augen gewahrten in ihrem gespannten Gesicht einen Ernst und einen Trutz, der ihm aufs deutlichste sagte, sie wolle ihn nicht ansehen, nichts mehr von ihm wissen. Er machte ein Ge-

sicht, dem ihrigen ähnlich, und stumm gingen sie aneinander vorüber. — Sollte er jetzt noch zweifeln, daß er der Genarrte war und der Schneider der Vorgezogene?

Als er — man sagt sich in welcher Laune — nach Hause kam, war die Mutter von dem Ereigniß auf dem Tanzboden schon unterrichtet. Durch das Betragen des Burschen stutzig gemacht, war sie bald nach dem einsamen Frühstück zu einer Nachbarin gegangen, die auf der Hochzeit gewesen, und hatte alles erfahren. Sehr unangenehm berührt von der Niederlage des Sohnes, urtheilte sie doch über die Gret anders als die Leute, und am fatalsten war ihr daher zuletzt Michel's Grobheit gegen das Mädchen. Sie nahm sich vor, ihm tüchtig ihre Meinung zu sagen.

Nach einem leichten mütterlichen Tadel, daß er heute ohne etwas Warmes fortgegangen sei, erinnerte sie ihn, ihre Wissenschaft verbergend, an sein Versprechen. „Ach Gott“, erwiderte Michel ungeduldig, „'s ist gar net d'r Müa' wearth dervo' z'reda'!“ — „Ja, ja“, versetzte die Mutter, indem sie ihm sehr ernsthaft ins Gesicht sah, „i glob's scho', daß d' net geara' dervo' redst! Ist des a Benemma' für'n Menscha', der ballvoll (bald voll) semna zwanzg Johr alt ist! Ander Leut wearat gscheiter wann's älter wearat, ond du wurscht allweil o'gscheiter ond allweil dommer!“ — Von diesem Vorwurf der Mutter wenig berührt, entgegnete Michel: „Du woëscht (weißt) also scho' alles?“ — „Ja freile woëß e alles!“ er-

widerte die Mutter. „Redt ma' ja überal dervo' em ganza' Doraf ond lacht de aus!" Und mit einer Miene zugleich der Bekümmerniß und der Anklage setzte sie hinzu: „'S ist also ganz zom Verzweifla' mit dir! So o'gschickt sei'! So grob sei' gega'n a Mädle, die's so guet mit oëm moët" — — „So", fiel Michel ein, „die moëts guet mit mir? — Wie hätt se's (sie es) denn zoëgt (gezeigt)?" — „Des sicht ma'n aus allem", erwiderte die gute Frau. „Ond wannd' a gscheiter Kerl gwesa' wärst, nocht hättst a Weib kriega' könna', wie's koëna' mea' git dohrom!"

Diese Versicherung mußte dem Burschen nach der von ihm gewonnenen Ueberzeugung durchaus haltlos vorkommen. In der vollen Gewißheit des Rechthabens entgegnete er: „I will d'r ebbes saga'! Wart no' a baar Wucha' ond dua' dei' Oga'n auf, nocht wurscht seha', mit weams dia' guet moët!" — Durch den sichern Ton des Burschen etwas getroffen, aber sich nichts ansehen lassend, erwiderte sie: „Du bist a Mensch voller Ei'bildenga'! Ond ih sag: ha'et könntst no' alles guet macha', wann d' a Kerl wärst! Auf da' Sonnteng über vierzea' (vierzehn) Dag ist d' Kirwe (Kirchweih). Gang en d'Zech, führ de auf, wie's 'm rechta' Burscht ghöart, tanz nommol mit'r —"

Das war dem guten Michel zu viel. Das Zureden der Mutter war mit Schuld an seinem Unfall auf der Hochzeit — — und nun sollte er wieder tanzen — mit

derselben, die ihn — Er war in tiefster Seele verdrießlich und erwiderte mit gerechter Entrüstung: „Du host haba' wölla', i soll tanza' — i hab' danzt en d's Deufels Nama', den he'schlaga' ond hab' me auslacha' lossa'. Ond ietz bist no' net z'frieda' ond willst, i soll me nommol für da' Narra' haba'n ond auslacha' lossa? A' — doh möcht oën ja glei d's Donner onds Wetter — — — Jetz lohs (höre), i will d'r ebbes saga'! I dua mei' Arbet ond leb wie's 'm ordentlicha' Mensch a' ghöart — ond em Uebrenga' bitt e m'r 'n Ruh' aus! Danza mueß ma' net — ond heiricha' mueß ma'n oh net! Sakerment! — soll e denn grad allweil die Sacha' doa', die e net mag?" — Die Mutter konnte hierauf nichts erwidern als die Achseln zucken, wie über einen Verlorenen. Michel, der sich schon gewendet hatte, ging mit starken Schritten aus der Stube.

Im Verlauf der nächsten Woche kam der Schneider zum Maurer, eröffnete der Gret, daß er in die „Zech" gehen wolle, und fragte mit ebenso großer Artigkeit als Zuversicht: ob er sie nicht auf die Kirchweih führen dürfe! — Das Mädchen sah ihn schweigend an und sagte endlich: „I glob net, daß des got!"

Sich von einem Burschen auf die Kirchweih führen lassen und consequenterweise mit ihm auf dem Platz tanzen, hieß so viel als: ein bestehendes oder werdendes Verhältniß mit ihm offen bekennen. Zuweilen geschah es allerdings auch aus Freundschaft, daß man zusammen

die Kirchweihfreuden genoß; allein das waren eben nur Ausnahmen und immer hatte das Eingehen auf einen Vorschlag, wie er dem Mädchen gemacht wurde, etwas Verpflichtendes und — Verfängliches. Das Bedenken der Gret werden unsere Leser nun besser begreifen als der Schneider und ihr Vater. Der Bursche rief höchlich überrascht: „Worom denn net?“ Und der Maurer setzte hinzu: „Ja, des möcht' e oh wissa'!“ — Die Gret wollte begreiflicherweise nicht sagen, was sie eigentlich für eine Empfindung hatte; sie erwiderte zögernd: „I muß d'r aufrichteng saga', Jakob, i hab m'r auf d'r letschta' Hoaxet gmuag danzt! — i hab koën Luhst mea' derzue!“ — Der Schneider fragte erstaunt: „Willst also gar net ens Wirthshaus ganga'?“ — „Beinah hab e so ebbes em Send (Sinn)“, erwiderte die Gret. — Der Alte rief: „Gang weiter — des ist widder so a'n Ei'fall! Morga' denkst anderst!“ — Die Gret, für jetzt zufrieden, nur Zeit zu gewinnen, versetzte: „'S ka' sei'! — Reda' mer (reden wir) a'nandersmol dervo' — 's hot ja no' Zeit!“ — Dem Schneider war es höchst fatal, einen Antrag halb ausgeschlagen zu sehen, der, wie er gemeint hatte, mit der größten Freude sollte aufgenommen werden. Allein er mußte sich in ihre Laune fügen und ließ die Sache fallen, in der Hoffnung, sie das nächste mal bereitwilliger zu finden.

Ein paar Tage später, an einem schönen, milden Septembermorgen, ging die Gret ins „Ohmed“. Nicht

weit vom Dorfe sah sie den Michel gegen sie herankommen, mit einer Miene, die ihr auffallen mußte. — Der gute Bursche hatte sich in der That Ruhe verschafft in seinem Hause — weder die Mutter noch Kaspar sprachen mit ihm fernerhin über die Gret und übers Tanzen. Aber in dieser Ruhe war er traurig geworden; der Unmuth seiner Seele hatte sich in Schwermuth verwandelt. — Ihm war's auch einmal eingefallen, glücklich sein zu wollen, wie andere Leute — doch für ihn gab es kein Glück! Durch seine oder ihre Schuld — sei's, wie's sei — war er drum gekommen und nun hatte er ein Leben vor sich ohne Lust und ohne Liebe und ohne Freude. Dieser Gedanke drängte sich ihm auf, er kämpfte nicht dagegen an, er unterwarf sich und seine passiv ergebene Seele ward ein Raub der Melancholie.

Die Gret, wie sie ihn einem Träumenden ähnlich, die Miene traurig, aber ruhig und auch in der Trauer noch mannhaft, an sich vorübergehen sah, bekam eine Ahnung von seinem Zustande. Sie schaute ihm lange nach und ging tief in Gedanken weiter.

Als sie nach Hause kam, war der Vetter wieder erschienen und erneuerte seinen Vorschlag. Das Mädchen sah ihn mit glänzenden Augen, mit einer Art von wehmüthigem Lächeln an und sagte: „No mei'tweg! — — 'S wurd ja nex O'rechts sei', was e dua'!" — Das Gesicht des Schneiders hatte der Schimmer des Triumphes überflogen und mit stolzem Behagen rief er aus:

„Ebbes O'rechts? I möcht wissa', worom!“ Dann sah er sie schlau an und bemerkte: „Du wurscht m'r doch net zutraua', daß ih ebbes O'rechts im Senn hab?“ — Die Gret konnte nicht umhin, ein wenig zu lachen, und erwiderte heiter: „Des net.“ Etwas ernster setzte sie hinzu: „No, du bist mei' Vetter, ond von 'm Vetter därf ma' scho'n a Gfälligkeit a'nemma! 'S got eba'n en d' Froëdschaft!“ — Der Maurer sah vergnügt auf sie und murmelte: „Guet!“

Der Inbegriff aller Fröhlichkeit und aller Genüsse des Dorfes — das Hauptfest im ganzen Jahr — die Kirchweih kam heran. Und zwar gab es diesmal eine besonders versprechende Kirchweih mit zwei „Platzmeistern“ (Vortänzern) und allen Vergnügungen, die unter dieser Voraussetzung zu jener Zeit noch üblich waren.

Der Kegelplatz war schon errichtet; er prangte vor dem Wirthshause, allerdings auf einer etwas geneigten Ebene, was indeß nur zur Folge hatte, daß das Treffen darauf um so ehrenvoller war. Eine ziemliche Anzahl von Ledigen war „in die Zech gegangen“, d. h. sie ließen im Wirthshaus aufschreiben, was sie an Essen, Weißbier und Branntwein verzehrten, um nach den Festtagen zu gleichen Theilen zu bezahlen. Das ganze Dorf war angeduftet von der Poesie einer Feier, die, erinnerung- und hoffnungerweckend, ein lautes, fröhliches Leben vorführen sollte, und von den Torten, Ringen (Kränzen)

und Bretzgen, die nach Maßgabe des Vermögens von allen Familien gebacken wurden. „Nach altem Brauch“ waren nicht nur im Wirthshaus verschiedene Schweine geschlachtet worden, sondern je eines auch in bedeutenden Bauernhäusern, und eine erkleckliche Anzahl befiederter Geschöpfe war aus den Reihen der Lebendigen verschwunden. Das Dorf brauchte nichts mehr als gutes Wetter — und das kam. Schon am Freitag hatte ein die Gemüther sehr beunruhigender Regen aufgehört, der Kirchweihsamstag war trocken, und am Sonntag stieg die Sonne in einen Himmel mit nur einzelnen dünnen Wölkchen empor. Wer die Empfindungen kennt, die beim Anblick solchen Himmels an dem Hauptfeste des Jahres die genußfähigen Dorfbewohner erfüllt, der weiß, was Freude des Lebens ist!

Der Vormittag des Sonntags und ein Theil des Nachmittags ward in unserm Dorfe der geistlichen Feier gewidmet. Wer es irgend konnte, ging in die Kirche und horchte der Predigt, welche die höhere Bedeutung des Festes darlegte, mit Andacht. Sobald die nachmittägige Betstunde vorüber war, begann im Wirthshause das weltliche Fest. Die Mädchen der in der Zech befindlichen Bursche kamen sachte angeschlichen, thaten zuerst, als ob sie nur da wären, um ein wenig zuzuschauen, ließen sich dann aber von ihren Verehrern bereitwillig in die obere Stube oder gleich auf den Tanzboden führen.

Unter den „Kirchweihburschen“ war auch der Schneider, unter den Mädchen, die sich zum Tanz einfanden, die Gret. Mit der Zuversicht, die man gegen die Seinige an den Tag zu legen pflegt, ging der Bursche dem Mädchen entgegen, tanzte mit ihr und führte sie nach einem Dutzend Reihen in die Stube. Als ein anderer kam und mit ihr zugleich ihn fragte: „Isch verlobbt (ist's erlaubt)?“ erwiderte er würdevoll: „Du ka'st danza'!“ — und der Begünstigte führte die Gret hinaus. Ein Bekannter trat zu ihm und sagte vergnügt: „No, Schneider, hosch (hast du's) wirklich durchgsetzt bei deam Mädle — send d'r oëneng?“ — Der Bursche erwiderte: „Vor der Hand gots wenigstens mit m'r auf d' Kirweih!“ — Dem Bekannten war das genug; er sagte: „Die Schöast em ganza' Dorf! Wie host ietz des a'gfangt, Schlengel?“ — Der Schneider zog statt der Antwort die Augenbrauen in die Höhe und sah mit tiefbedeutsamem Lächeln für sich hin. „Du bist a Hauptspitzbue“, rief der Kamerad und der Schneider machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Ich widerspreche nicht!“

Wie Michel — bei dem sich's von selber verstand — war auch Kaspar nicht unter den Kirchweihburschen. An einem der letzten Tage war der treue Freund zu dem Traurigen und Düstern gegangen, um ihm eine Mittheilung zu machen und eine Aufforderung daran zu knüpfen. Er begann mit der gemüthlichen Frage: „Was isch, gommer oh en d'Zech desmol?“ — „Frog net so

domm!“ erwiderte Michel und drehte sich weg. Kaspar lachte: „'S ist oh nor Gspaß! Was sottet o's (sollten wir) dren doa'? Du host koëna, ond ih hab grad oh koëna'! Doh mag d'r Deufel mitmacha'. — Aber“, setzte er ernsthafter hinzu, „ens Wirthshaus wurscht doch ganga'?“ — „Sell verred' e net“, erwiderte Michel. — Kaspar, nachdem er eine Weile für sich hingesehen, begann wieder: „Jetz, wo dein' Pla' mit der Great aufgeba' host, wurd's d'r nex mea' macha', wann da' Schneider mit'r danza' sichst!“ — „Sell got me nex mea' a'“, versetzte Michel ernsthaft. — „Wie e ghöart hab“, fuhr der andere fort, „got's mit d'm Schneider auf da' Plahtz!“ — Michel zuckte. „Auf da' Plahtz?“ rief er, während dunkle Röthe sein Gesicht übergoß. Kaspar sah dem Betroffenen ins Gesicht und fragte: „Aergert de des?“ — „Noë“, versetzte der Bursche mit Anstrengung. Der Kamerad sagte: „So hab e's geara'! — Am End, wer ka's dem Mädle verdenka', wann's da' Schneider nemmt ond ietz mit'm auf d' Kirwe got? Zwea' oder dreia' (zweien oder dreien) hot sie selber da' Marsch gmacht; du bist ahgstanda' von 'r — solls da' Schneider oh no' furtschicka?“ — „Sie hot Recht“, erwiderte Michel mit dumpfer Ruhe; aber auf einmal ballte sich seine Faust wie von selber und er rief: „O i wott (wollte) —!“ „Was wottst?“ fragte der Kamerad, indem er ihn lächelnd ansah. — „Nex“, erwiderte Michel

mit Nachdruck, indem er die Finger zusammenpreßte, um sie dann auseinandergehen zu lassen.

Am Sonntag — um dieselbe Zeit, als die Gret mit dem Burschen tanzte, der sich vom Schneider die Erlaubniß ausgebeten, verfügte sich Kaspar zu Michel, um ihn ins Wirthshaus abzuholen. Er fand ihn in tiefmelancholischer Stimmung. Als er seinen Vorschlag machte, gab Michel zur Antwort: „Ha'et no' net — morga'! — Ha'et ben e net aufglegt!“ — Alle Mahnungen waren umsonst. Kaspar sagte mit Ernst: „I will de net nöada' (nöthigen) — mei'daweg duest, was d' willst. Aber ih moë, a Kerl wie du sott grad ens Wirthshaus ganga', en die ober' Stub', ond so'm Mädle zoëga', daß 'r se nex draus macht, gots auf da' Plahtz mit weam's will! Die möcht' e net globa' lossa', daß e ihrdawega' von d'r Kirwe derhoëmt blieb!“ — „Des gschicht oh net“, versetzte unser Bursche — „morga' gang' e drauf!“ — „Morga' host widder a'n andera'n Ausred!“ — Michel wurde ungeduldig. „Do host mei' Ha'd“, rief er und streckte ihm fünf Finger entgegen, die ihresgleichen suchten — „morga' gang e ens Wirthshaus — Sakerment!“ — Kaspar schied beruhigt und folgte den lockenden Tönen eines Drehers, der ihm vom Wirthshaus entgegenschallte.

Bei seiner Ankunft auf dem Tanzboden ging die Gret mit ihrem Tänzer eben im Reihen. Als sie Kaspar's ansichtig wurde, zeigte sie eine gewisse Erregtheit —

und schaute sich weiter um. — Der Kamerad hatte sie beobachtet und nickte für sich.

Er beschloß, den Michel am folgenden Tage ins Wirthshaus zu bringen, es koste, was es wolle.

Kaspar hatte ein Gefühl, was er im Sinn trug, könnte nützlich werden. Er sah nicht voraus, was kommen würde; aber er empfand eine lebhafte Genugthuung, als er sich sagte: „Desmol soll 'r net derhoëmt bleiba'!“ — Er handelte mit dem Instinct der Freundschaft.

Der Kirchweihmontag brach so schön an wie der Sonntag. Die jungen Leute, die sich vorsichtigerweise früh zur Ruhe begeben hatten, erwachten fröhlich, und auch die andern, die erst der Morgen nach Hause wandern sah, hatten bald muntere Augen, um einem Tag entgegenzusehen, an welchem das Vergnügen allein regieren und zur farbigsten Blüte sich entfalten sollte. — Noch vormittags, nach früh genossenem Mahle, begaben sich die Zechbursche ins Wirthshaus, und aus den Fenstern desselben erklang sofort stattliche Musik. Das Mädchenholen begann — die Gassen ertönten von Spiel und Jauchzen, und die zinnernen Bierkannen, von rüstigen Armen in die Höhe gehalten, funkelten im Glanz der Sonne.

Vor allen und am feierlichsten — mit sämmtlichen Musikanten — wurden die Geliebten der beiden Platzmeister abgeholt. Sie stolzirten in absonderlichem Putz und trugen zur Auszeichnung vor den übrigen, die nur

in der Kappe beim Tanz erschienen, die radförmige Spitzenhaube. Als diese beiden wichtigen Personen sich an der Tafel der Wirthsstube niedergesetzt hatten, theilten sich die Musikanten, und verschiedene Bursche zogen mit je zweien in die Häuser der Erwählten. Das ganze Dorf war bald in freudiger Aufregung: Singen und Springen, Zuschauen und Loben, Austauschen von guten Sachen und Höflichkeiten war die allgemeine Beschäftigung. Die Buben wuchsen in Gedanken beim Anblick der Vergnügungen, die ihnen auch einmal zutheil werden sollten, und die Alten wurden jung und gedachten der Zeiten, wo sie's — noch besser gemacht hatten.

Nur Ein Haus war ausgenommen von der allgemeinen Fröhlichkeit — das der Familie Schwab. Unser Bursche, nachdem er gestern auch noch einer Ermahnung der Mutter widerstanden, war früh zu Bett gegangen und hatte einen tiefen Schlaf gethan. Wie gewöhnlich aufgestanden, machte er sich in Haus und Hof zu thun und sah nicht aus wie einer, der sich an dem Feste betheiligen wollte. Die Mutter betrachtete den düster Hin- und Hergehenden mit betrübter Miene. Sie gedachte an die Zeiten seines Knabenalters. Wie stolz war sie auf ihn gewesen! Wie viel hatte sie sich von ihm versprochen — und wie wenig hatte er gehalten! Was half es, daß er fleißig war und ordentlich und das Vermögen in den letzten Jahren sich vermehrt hatte? — Er hatte keine Freude, sie hatte keine, und zu hoffen

war auch keine! — Als draußen das lustige Spiel und das „Juxen“ der Bursche anhub, erschienen ihr die Mängel des Sohnes in immer grellerm Licht. Ein Mensch, der nicht tanzen und sich „aufführen“ konnte, ein Mensch, der keinen Schatz und kein Weib zu kriegen verstand, ein solcher Mensch war gar nichts — und sie die unglücklichste Mutter im ganzen Dorf.

Schon war auch der Schneider mit einem Geiger und Clarinettenbläser am Hause vorübergezogen und hatte einen Tenor gejuxt, wie ihn kein gewöhnlicher Bauernbursche herausgebracht hätte. Die Mutter war eben in der Kammer und hatte den Zug nicht gesehen. Nach einer Weile, als sie wieder in die Stube kam, trat Michel zu ihr, und als von der untern Gasse her ein Freudenlärm erscholl, nahm er sie bei der Hand und führte sie ans Fenster. Jauchzend, obwol schon mit einer etwas angegriffenen Stimme — mit dem Deckel der leeren Kanne nach Kräften patschend, kam der Schneider an der Spitze der Musikanten heran und hinter diesen die Gret mit sittigem Schritt und einem Angesicht, das durch höhere Röthe und einen eigenen feierlichen Ausdruck holder und bedeutender erschien als jemals. „Siksch ietz, mit weam die's guet moët?“ fragte Michel in Rücksicht auf seine Rede von letzthin. Die Mutter erwiderte: „Des ist m'r oh nex Nuis mea'! Aber wear ist dra' Schuld?“ Michel schwieg einen Moment; dann, indem er mit einer Art von Humor den Kopf in die Höhe

warf, erwiderte er: „Bah, a Mädle, die mit 'm Schneider auf d'Kirwe got, doggt (taugt) net für 'n Kerl, wie'n ih ben. Ih trau m'r no' a'n andera' z'kriega', wann's amol gheiricht sei' mueß!" — Mit halb schmerzlichem, halb spöttischem Lächeln versetzte die Mutter: „Du bist der Recht', ja!" Aber Michel fuhr fort: „Loß me nor macha'! Ha'et Nommedag (Nachmittag) gang e ens Wirthshaus — doh passiert ebbes, des sag' d'r e! Ond wann's auf o'srer nex wurd — gits ne no' ander' Kirwena? I will doch seha', ob ih nex ausricht', wann e amol drauf ausgang!"

Es war nicht nur der Geist des Widerspruchs, der Michel'n, der anklagenden und ungläubigen Mutter gegenüber, diese herzhaften Worte in den Mund gab. Der Anblick der Gret, die dem Schneider folgte, hatte ihn zugleich gereizt und von der letzten Bürde der Ungewißheit befreit. Nun war's offenbar und nicht mehr zu leugnen! — und nun mußte er entweder die Weibsbilder gehen lassen sein Leben lang — oder sein Glück mit einer andern versuchen. Aus allen Gründen mußte er ins Wirthshaus gehen — er mußte sehen und sich sehen lassen — er mußte zeigen, daß er nicht der Mann war, darum, weil er ein Mädchen nicht gekriegt hatte, sein Leben zu vertrauern.

Das Fest hatte seinen Verlauf. Der Platz vor dem Wirthshause und die angrenzenden Gassentheile belebten sich mehr und mehr. Unter die Bauern und Bäuerinnen

mischten sich „Herrn" und „Frauenzimmer", die an dem schönen Tage hauptsächlich aus Nördlingen und Wallerstein herbeigekommen waren. Einige flotte Musensöhne im altdeutschen Rock und weiten blauen Hosen, das Mützchen keck auf eine Seite des Kopfes geklebt, schauten mit vergnügtem Antlitz umher oder „schnitten" den schönsten und jüngsten der anwesenden „Florbesen" die Cour. Bauern und Handwerker mittlern Alters hatten schon das Kegelspiel begonnen und suchten auf verschiedene Weise die Ungunst des Locals zu überwinden, einer davon auch noch durch nachträglich pantomimische Lenkung der schon hinausgerollten Kugel, wodurch er, wenn nicht mehr Kegel, doch die Erheiterung der Umstehenden erzielte. Schulkinder liefen hin und her, begafften alles und erlabten sich bei den Weibern, die an der Schattenseite des Wirthshauses Obst feilboten. Die jungen Leute drehten sich auf dem Tanzboden und hielten gleichsam eine Vorübung zu der Production, die sie vor einer so großen Anzahl von Schaulustigen ausführen sollten.

Der feierliche, zuletzt sehnlich erwartete Moment erschien. Die Tanzmusik im Wirthshause war verstummt, und in die Ohren der bunten Menge, die sich davor angehäuft hatte, ertönte vom Hof her auf einmal ein kräftiger Marsch. „Sie kommen! Sie kommen!" rief man sich freudig zu und die Vorsichtigen eilten auf die Standpunkte, wo man die Aufführung am besten übersah. Unter einer wahren Kanonade von Juhschreien sämmtlicher Bursche,

die zuweilen auch die Blechmusik übertönte, kam der Zug aus dem Hofe: zuerst die sechs Musikanten, dann der „Flur“ (Flurschütz, Gemeindediener) mit einem Stuhl, der Aufwärter mit einer riesigen kupfernen Bierkanne und das Wirthsmädchen mit Krügen; endlich die Paare, geführt von dem ersten Platzmeister, der an der Seite seiner Schönen stattlich daherschreitend einen großen, bändergezierten, in blanker Scheide ruhenden Säbel trug! An der uralten Linde angekommen, machte man halt, die Musikanten stellten sich herum, der Aufwärter setzte die Bierkanne auf den Stuhl, und die Paare traten an die Seite. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit zog der erste Platzmeister den Säbel aus der Scheide, hielt ihn in die Höhe, stellte sich vor die Musikanten und sang das herkömmliche Liedchen:

Jetz soll e halt danza' drei Roëa'n alloë!
I ka's ja kamm (kaum) danza' vor Staub ond vor Stoë.

Die Musikanten spielten und der Bursche tanzte allein um die Linde, indem er auf dem mäßig ebenen Boden seinem Titel Ehre machte. Zum zweiten mal sang er:

Der erst der ist danzt ond der ander' fangt a':
Jetz will e halt seha' ob es nommol so ka'.

Die Zuschauer, die bei solchen Gelegenheiten, wenigstens eine Zeit lang, empfänglich und anspruchslos zu sein pflegen, nahmen diese allerdings mehr sachgemäßen als poetischen Reime mit heiterm Interesse auf, und da der Platzmeister wieder ohne zu stolpern und in schönem

Kreisbogen um den Baum kam, rief ein lustiger Studiosus ihm Bravo zu.

Zum dritten sang er:

Ond oëmol ond zwoëmol ond nommol ist frei!
Ond des mueß das Best' sei', dann ietz isch vorbei!

Nach glücklicher Vollendung auch dieses Reihens steckte der Bursche den Säbel in die Scheide, übergab ihn dem „Flur", sah auf die Paare und sang!

Danzt hab' e so gut als ma's ka'n ohne Schatz;
Nemm jeder die Sei'n ietz ond rei' auf da' Platz!

Er holte sich die Geliebte, die mit Würde den Leistungen ihres Burschen zugesehen hatte, und begann mit ihr zu walzen. Alle Paare folgten nach.

Der Tanz — die Trinkpausen mit eingeschlossen — dauerte ungefähr eine Stunde. Da die Bursche und Mädchen von verschiedener Gestalt und Schönheit waren, und beim Tanzen verschiedene Manieren an sich hatten, die auf dem schwierigen Terrain um so charakteristischer hervortraten; — da den Musikanten eine Reihe Lieder vorgesungen wurden, wovon etliche nicht ohne pikanten Reiz, andere aber insofern „echt lyrisch" waren, als nicht eine Spur von Gedanken darin vorkam — so gab es für das Publikum, namentlich für das gebildete, gar vielerlei zu schauen und zu kritisiren. Einige der Herren unterhielten ihre Damen mit mehr oder minder gelungener Verspottung und ironischer Belobung der ländlichen Künste. Andere lachten und nickten Beifall. Wieder

andere stellten Vergleichungen an und suchten zu entscheiden, welche Mädchen den Preis der Schönheit verdienten, u. s. w.

Die größte Aufmerksamkeit hatte bald von allen Paaren ein uns wohlbekanntes auf sich gezogen — der Schneider und die Gret. Die stattliche Größe des Mädchens und die zierliche Kleinheit des Burschen war zuerst aufgefallen. Bei näherer Betrachtung fand die Schönheit der Blonden lebhafte Anerkennung, besonders von seiten dreier Studiosen, die ihre Augen so oft nach ihr wandten, daß eine danebenstehende junge Nördlingerin beinahe eifersüchtig geworden wäre. Nicht geringeres Interesse erweckte indeß bei eben diesen Studiosen der Schneider selbst. Glücklicher und selbstbewußter auszusehen als dieser war nicht wohl möglich. Das schönste Mädchen von allen, die um die Linde tanzten, war die seine! Sie hatte sich erst ein bischen „geziert", als er sie einlud, mit ihm auf den Platz zu gehen; aber wie bald hatte sie Ja gesagt! Mit welchem Vergnügen hatte sie's gesagt, und wie gern war sie mit ihm gegangen! Dumme Teufel mußten die gewesen sein, denen sie den Laufzettel gegeben! Er war gekommen, hatte gesprochen, und immer weicher war sie geworden und immer nachgiebiger, und jetzt konnte er mit ihr machen, was er wollte! Es lebe die Fremde! Wer nicht hinauskommt, der kommt nicht heim, und bleibt ein Dummkopf, der überall das Nachsehen hat! — Heute noch, beim Nachhauseführen, wollte

er mit ihr reden wegen der Heirath, auf den Winter machte er Hochzeit, und damit basta!

Das Wohlgefallen, mit welchem die drei Studiosen zu ihm hersahen, schmeichelte unserm Dorfschneider ungemein. Er mußte freilich annehmen, daß ein Theil des Beifalls seiner Tänzerin galt — aber war das nicht wieder eine Ehre für ihn? Sein Gesicht wurde vor Selbstgefälligkeit ordentlich runder, jedenfalls glänzte es „wie Wallerstein des Abends" (wenn die Sonne aus den Fenstern der terrassenartig aufsteigenden Häuser widerstrahlt!) — und seine Augen blickten beim Tanzen rechts und links, um nichts von den Eindrücken zu verlieren, die er hervorbrachte.

In solcher Stimmung ist man nicht geneigt, andern Erfolge zu gönnen; und wenn einer dergleichen erzielt, fühlt man einen Trieb, ihn herunterzustechen. Die Heiterkeit, die ein paar von einem rüstigen Kerl gesungene lustige Liedchen hervorriefen, weckte des Schneiders Eifersucht. Er wollte auch ein Lied singen, das den „Herrn" Spaß machte, und hatte schon den Mund dazu geöffnet, als ihm derselbe Mensch zuvorkam. Verdrießlich hörte er zu, und wie in dem Text statt des Reims eine bloße Assonanz zum Vorschein kam, rief er, das Gesicht satirisch-kritisch den Studenten zugewendet: „Reim de oder i friß de!" — Der Sänger schaute den Burschen an, und nach geendetem Reihen sagte er: „Desmol will e a bessers senga' — paß auf!" Und er sang:

Doh droba'n auf dem Bergle bei dera' Kapell
Doh sitzen drei Schneider beir' Wasserbodell!

Allgemeine Heiterkeit war der Erfolg dieser Schnurre; auch die Gret, die im Verlauf des Tanzens etwas zerstreut geworden war, konnte sich nicht enthalten zu lächeln. Der Schneider ging auf Nadeln. Wie gern hätte er den Kerl zehnmal stärker getroffen! Aber es war ein Maurer, und er wußte kein Spottlied auf dieses Handwerk! Da half ihm die Entrüstung über die dumme Verhöhnung seines Metiers aus der Noth: sie gab ihm einen Reim ein, wodurch er den Hieb mit Zinsen wieder zurückzugeben hoffte. Er stellte sich resolut hin und sang:

Die Kleider der Leut' hat der Schneider gemacht,
Und der ist a Narr, der die Schneider veracht'.

Schallendes Gelächter folgte auf diesen gewaltigen Rückschlag, in welches der vermeintlich Getroffene herzlich mit einstimmte, während die Gret etwas erröthete und einen mitleidigen Blick auf ihren Tänzer warf. Der Schneider sah dies nicht. Würde ihm nicht schon das Lachen ein Beweis gewesen sein, daß er einen treffenden Reim gedichtet, so hätten ihn die lobenden Zurufe der Studenten davon überzeugen müssen. Triumphirend sah er umher und tanzte, von dem Hochgefühl des Sieges getragen, mit erneuerter Kraft und Leichtigkeit. Während er das Vorsingen andern überließ, dachte er bei sich: „Wann die Herra' an deana' Bauraliedla' scho' so a Freud hont, nocht will ih ihna' doch beweisa', daß e andre oh no'

ka'!" — Als die Zeit, die auf dem Platz zugebracht zu werden pflegte, sich ihrem Ende zuneigte, ersah er seinen Moment, nahm eine Stellung, die etwas erwarten ließ, und sang, indem er den Studenten pfiffig zublinzelte, folgende anmuthige Variation eines Burschenliedes:

Der Herr Professer
Liegt in Corretschiom.
Drom wär' es besser,
Man trinkt eins rom.
Ebete, bebete, esse coralle!
Was soll das Hepula? Bombau, holla!

Die Studenten horchten mit hochvergnügten Gesichtern, riefen Bravo und lachten königlich zusammen. — Der Schneider war überzeugt, daß er die Palme davongetragen.

Als der Zug unter denselben Jubeltönen, mit denen er gekommen, obwol etwas langsamer, ins Wirthshaus zurückging, stellten sich die Studenten an den Weg, und einer von ihnen, der in den Dorfverhältnissen genau unterrichtet zu sein schien, sagte fidel zu dem Siegesglücklichen: „Brav, Schneider! — Du bist a Hauptkerl!" — Der Angeredete erwiderte mit Würde: „I hab den Herrn nur zeiga' wolla', daß man auf d'm Land auch manchmol ebbes ka', was man oëm nicht zugetraut hätt'!" — Die Gret warf auf den Studenten einen Blick, der zu sagen schien: „Halt mich ja nicht für so dumm wie meinen Schneider!"

In der obern Wirthsstube gönnten sich Musikanten

und Tänzer einige Zeit Ruhe, dann begann die Lustbarkeit auf dem Tanzboden von neuem. Der Schneider war unermüdlich und von einer Hüpflustigkeit, die nicht zu ersättigen schien; er forderte die Gret wieder zum Tanz auf. Das Mädchen, die mehr und mehr das Aussehen gewonnen hatte, als ob ihr etwas abginge, erwiderte, sie sei müde und möchte noch ausruhen. Der Schneider, im Gefühl seiner Würde als Mann und seinem Stolz als Kirchweihbursche, entgegnete: „Des hilft nex! I will amol danza', ond i wear' doch hoffentlich koën Korb kriega' von 'm Mädle, die e auf d' Kirwe gführt hab? — Komm!“ — Er nahm sie bei der Hand und sie folgte, indem sie den Verdruß ihres Herzens in ernster Miene zu verbergen suchte. Nachdem sie sechs Reihen erduldet hatte, erklärte sie positiv: es liege ihr in den Gliedern wie Blei — es ginge nicht mehr! — Der Bursche mußte sie in die Stube führen. Während sie an der Tafel der Zechbursche Platz nahm, forderte der Schneider eine andere auf und führte sie auf den Tanzboden.

Die Gret überließ sich ihren Gedanken. Sie hatte etwas unternommen — es war die Frage, ob sie recht gehabt hatte, es zu thun. Aber jedenfalls hatte sie es umsonst gethan: was sie gehofft hatte, war nicht eingetroffen. — Ein Ernst erfüllte ihr helles Gesicht, der mehr und mehr den Charakter der Trauer annahm. Still und gedankenvoll sah sie für sich hin. — Auf ein-

mal erröthete sie: — durch die Thür, die kaum groß genug war, ihn einzulassen, trat Michel in die Stube, begleitet von dem treuen Kaspar.

Unser Freund erschien in seinem besten Staat und mit einem Ausdruck von Würde im Gesicht, den früher niemand an ihm wahrgenommen hatte. Seit dem Versprechen, das er seiner Mutter gegeben hatte, war eine neue Veränderung mit ihm vorgegangen. Der momentanen Erhebung, die der Anblick des an seinem Hause vorbeiziehenden Schneiders in ihm hervorgerufen, war eine Herabstimmung gefolgt, die sich in dem stillen, von nähern und fernern Jubeltönen umklungenen Hause zu erneuter, tiefer Schwermuth ausbildete. Der Trieb, glücklich zu sein, regt sich in dem Menschen immer wieder und nirgends stärker, als an einem Tage allgemeiner Freude. Hier ist das Herz von seinem Recht auf auch einen Antheil davon durchdrungen — das Bild dessen, was man wünscht, tritt im höchsten Reiz vor die Seele, die Sehnsucht, es zu erlangen, wird feuriger und inniger — und die Nothwendigkeit, es dennoch verloren geben zu müssen, wirft das Gemüth in Abgründe der Trauer. Was half dem guten Michel sein Entschluß, sich nach einer andern umzusehen! So eine wie die Gret gab's doch nicht mehr — so gern konnte er keine mehr haben, so glücklich mit keiner mehr leben! Wie schön war sie heute wieder, als sie an seinem Hause vorüberging. Nein! Wenn dieses Mädchen ein anderer bekam, dann wollte

er überhaupt keine mehr, er wollte unglücklich sein mit Fleiß — und sein Leben als Junggeselle beschließen.

In dieser Stimmung, in dem Nachdenken, das sie begünstigte, traten die Fehler, die er gemacht hatte, wieder vor seine Seele; aber sie regten keinen Zorn in ihm an. Er fühlte sich damit behaftet wie durch ein Verhängniß; ihm waren eben die Gaben, womit andere etwas erreichten, nicht verliehen, er sollte kein Glück haben, er mußte entsagen. — Nach und nach stieg der Muth, der die Frucht der Entsagung ist, in ihm auf. Der männliche Stolz rührte sich in ihm, und er faßte den Entschluß, jetzt wenigstens keinen armen Sünder mehr zu spielen wie früher, sondern ruhig seines Weges zu gehen — jetzt, wo doch nichts mehr zu verlieren war! — — In dieser Gemüthslage traf ihn Kaspar. Michel fügte sich der Aufforderung, mit ihm ins Wirthshaus zu gehen, ohne Widerrede. Er zog seine neue Juppe von dunkelblauem Tuch an, steckte den reich mit Silber beschlagenen ulmer Pfeifenkopf in den Mund, setzte die breite Fischotterkappe auf und folgte dem Kameraden. Die Mutter hatte mit der Ironie des Unglaubens „viel Vergnügen“ gewünscht.

In der Stube setzten sich die Kameraden an einen Seitentisch, wo schon ein Lediger Platz genommen hatte. Kaspar ließ sich hier nicht halten; er hatte bald eine hübsche Braune an der Hand und tanzte mit dem Schneider um die Wette. — Michel unterhielt sich mit

dem Ledigen, der wie er ohne Schatz und vom Tanzen kein Liebhaber war. Die Gret hatte er, als er an der Tafel vorbeiging, auf eine ungezwungene Weise nicht gesehen; jetzt, im Gespräch mit dem Burschen, sah er einmal zu ihr hinüber — er sah, daß sie nicht vergnügt war — und eine sonderbare Empfindung regte sich in ihm.

Nach einer Weile kam der Schneider in die Stube. Er hatte einen jungen Mann an der Hand in spießbürgerlicher Kleidung und von einer Statur, die der seinen ähnlich war — trat mit ihm vor die Gret und sagte: „Des ist mei' Colleg, Herr Bügel, der zu Nörrleng (Nördlingen) arbeitet. Er möcht' gern mit d'r danza'n ond i hab gsakt, 's wär a'n Ehr'. Komm!" — In ihrer jetzigen Stimmung dem Tanzen ohnehin sehr abgeneigt, wäre der „Colleg" der letzte gewesen, der ihr Lust dazu gemacht hätte. Und sich mit ihm zum Tanzen commandiren zu lassen! — Vor Michel — und in solchem Ton! — Ein Widerwille stieg in ihr auf und wuchs zur entschiedensten Widerstandskraft. Sie entgegnete dem Stadtschneider: „I muß danka' für die Ehr'!" Und zu dem ihrigen bemerkte sie: „I hab d'r scho' gsakt, i ben müed ond hab koën Luhst mea'. 'S ist seitdem net anderst woara' — ond i wear' ha'et gar nemmer danza'!" — Der Schneider runzelte die Stirn. „Des send Ei'bildenga'", rief er, ehe der andere zu Worte kommen konnte; „du bist ja gruat (ausgeruht)!

— Mach'! Komm!" — Das Mädchen rührte sich nicht und mit dem Nachdruck des Abweisens erwiderte sie: „I dank' schöa'!" — Eine Wolke verfinsterte die Züge des Burschen. „Doh ist nex z'danka'", entgegnete er schnell und heftig — „i hab' gsakt, du danzst mit 'm — ond ietz danz!" — „Ond i sag, i ka' net", versetzte die Gret. Der Schneider warf einen Blick auf sie, als wollte er seinen Ohren nicht trauen. „Des send Dommheita'!" rief er entrüstet; — und großartig setzte er hinzu: „Was ih sag, mueß gscheha'!" — Die Gret sah ihn von der Seite an und sagte: „Aber alles doch wohl net — hoff e! A bisle ebbes wurd wohl no' ahganga' (abgehen)!" — Der spöttische Ton dieser Entgegnung indignirte den Schneider aufs höchste. Bebend vor Zorn rief er: „Zom letschtamol sag e d'r: danz! Auf der Stell! — Oder 's got d'r schlecht!"

Reden und Gegenreden dieses Dialogs waren so rasch aufeinandergefolgt, daß der Schneidergeselle aus Nördlingen keine Zeit gefunden hatte, zu sagen, was ihm, von der Ehre geboten, auf der Lippe schwebte. Jetzt setzte er's endlich durch. Indem er sich vor der Gret ironisch verneigte, rief er mit höhnendem Ton: „Ich bitt' recht sehr — ich dank' jetzt schön für's Tanzen — und wünsch' der Jungfer gute Besserung!" — Mit dem Bewußtsein, das „einfältige Weibsbild" nach Verdienst getroffen zu haben, verließ er die Stube.

Der Schneider stand mit gefährlicher Miene. Seine

Brust arbeitete, seine Lippen zitterten, seine Rechte gerieth in eine zuckende Bewegung. Das Schlimmste, Peinlichste war ihm widerfahren! Er war blamirt — blamirt vor einem Collegen aus der Stadt! — War ihm „vor den Leuten“ Zurückhaltung geboten und konnte er nicht wie er wollte, so mußte er der impertinenten Person doch wenigstens die Wahrheit sagen. Nachdem er sie eine Zeit lang angesehen, begann er: „Doh hab e Respect! Des sind Maniera'! Ih führ' de auf d'Kirwe, ond du duast von dem, was e sag, d's Gegen-deil ond benemmst de gegen 'n Mann aus der Stadt wie a grobs Bauramädle, daß e an der Schand doh-stonda' mueß? — Pfui!“ — Die Wichtigkeit, womit der Bursche die Sache aufnahm, und die drohenden Blicke, die er ihr dabei zuwarf, waren dem Mädchen zum Lachen; aber sie hielt an sich und erwiderte ruhig: „Ih ben wärle müed gwesa', i hab net g'loga'! Soll e danza', wann e koën Luhst derzue hab?“ — „Ja“, entgegnete der Schneider wild, „wann ih's sag!“ — Das war dem Mädchen zu viel; unwillig und mit der geringschätzigen Miene des Unwillens erwiderte sie: „Ach was! — i ka' doch net mit alla' Schneider danza'n em ganza Boërland?“

Diese Worte, nach welchen die Mienen der Gret überdies sich etwas erheiterten, rissen die Schranken, die den Zornausbruch des Schneiders noch zurückgehalten hatten, nieder. Mit grimmiger Wuth, am ganzen Leibe

zitternd, rief er: „Du bist a'n o'verschämta' Perso'! A frechs Lompamensch! Was? Ih führ' de auf d'Kirwe aus Erbarma', ond du willst me no' verspotta'? I hätt' 'n gueta' Luhst —"

Auf einmal ließen sich hinter ihm die streng betonten Worte hören: „Wie ka'st du de onderstanda', mit 'm Mädle, wie die Great ist, so z'reda'?" — Der Schneider sah sich um — und fuhr zusammen. Michel stand vor ihm mit dem schreckeneinflößenden Ernst des Richters. — Der Große und der Kleine sahen sich einen Moment an. Plötzlich, wie sich auf etwas besinnend, faßte sich der letztere und entgegnete keck: „Got des dih ebbes a'?" — „Ja", versetzte Michel mit Nachdruck. „A'n ordentlicher Kerl leidt's net, wann 'm Weibsbild ebbes gschicht — und (setzte er geringschätzig hinzu) voara' (voran, noch dazu) von 'm Schneider!" — Der Kleine zuckte; dann streckte er sich, sah zu dem Gegner mit vielsagendem Gesicht empor und erwiderte, indem er drohend den Zeigefinger erhob: „I will d'r ebbes rotha', Michel! — mach de ha'et net z'mauseng!" — Der Enakssohn lachte herzlich. — „Ja", fuhr der Schneider fort, „lach nor! — für dih send' ma'n oh no' 'n Moëster!" — „Bist am End du's?" fragte Michel heiter; und mit gemüthlichem Selbstgefühl setzte er hinzu: „Gang weiter, Schneiderle! Wann e de a'blos (anblase), no' fliegst zor Stub naus!"

Ein Kichern, das diesen Worten am untern Ende

der Tafel folgte, und das unwillkürliche Lächeln der Gret, die aufgestanden und ein wenig zurückgetreten war, machte den Beleidigten rasend und raubte ihm den letzten Rest der Besinnung; — die Zähne fletschend ging er auf Michel los, packte ihn am Arm und suchte ihn niederzureißen. Der Gewaltige schüttelte ihn ab und rief: „Schneider, Schneider! — i roth dr's en Guetem — höar auf!“ — Der Schneider, der diese Ruhe misverstand, attakirte von neuem. Michel faßte ihn beim Arm, hielt ihn zurück und rief mit funkelnden Augen: „Jetz sei ruheng — oder i stand für nex mea' guet!“ — Aber der Schneider, der einen Blick auf die Thür geworfen hatte, machte sich mit wüthender Anstrengung los, packte den Gegner an der Juppe, riß — und riß ein Stück davon herunter. Das war über allen Spaß. Michel nahm ihn und warf ihn zu Boden, daß es krachte.

Es war die erste wohlthätige Empfindung für den guten Burschen seit langer Zeit! — Aber wie dehnte sich nun seine Brust! Welch eine Begier erstand in ihm, fortzufahren und sich durch eine großartige Uebung der Kräfte, die so lange geruht hatten, das gepreßte Herz zu erleichtern! — Es war ihm wie einem Esser, der mit einem Riesenappetit auf dem Tisch nur ein Cotelettchen vorgefunden hat und nach dessen Verschlingung mit schmerzlichem Verlangen eine seiner würdige Mahlzeit herbeisehnt. „Mehr, mehr, mehr!“ rief es in ihm, als der aufgestandene Schneider von neuem auf ihn losging. — Sein Wunsch

sollte erfüllt werden. Der Schneider, in Gefahr wieder auf den Boden zu fliegen, rief mit desperater durchdringender Stimme: „Brüder, helft!!“ — und in kürzester Zeit fühlte sich Michel von einem halben Dutzend Burschen zugleich angefallen.

Es waren Gegner von ihm, Kameraden des Schneiders und zu Schutz und Trutz mit ihm verbunden, die von andern Tischen und vom Tanzboden herbeigeeilt waren und nun mit vereinten Kräften zu siegen hofften. Sobald der Enakssohn die Kerle an sich schlagen und zerren fühlte, athmete er tief auf und — begann seine Arbeit.

Er verrichtete Thaten, die würdig wären, von einem Homer Zug für Zug geschildert zu werden. Seine ungeheure Körperkraft im gerechtesten Kampf — der Trieb und die Lust, für sie etwas zu thun, vor ihr in seiner Glorie sich zu zeigen — befähigten ihn zu wahren Wundern. Er schüttelte ab und schleuderte von sich, er drosch und schlug nieder, er ergriff ein paar Kerle, die just zu haben waren, und stieß ihnen die Köpfe zusammen — kurz, er that alles, was der Verlauf des Kampfes nothwendig machte — mit unwiderstehlicher Gewalt. Kein Hieb und kein Stoß ging daneben.

Die Unterstützung des Schneiders war zu schnell nöthig geworden, als daß seine Kameraden sich mit den bei solchen Händeln üblichen Waffen, als da sind: Stuhlfüße, Holzscheiter u. s. w. — hätten versehen können. Der Kampf gegen den Unbewaffneten wurde darum ehr-

lich mit Fäusten geführt. Nur ein Bursch ergriff einen steinernen Maßkrug, um den Simson des Dorfes von hinten auf den Kopf zu schlagen, der nicht mehr von der Fischotterkappe bedeckt war. Er wurde von Kaspar weggerissen und auf die Seite gestoßen.

Der Kamerad Michel's war auf den Hauptlärm auch vom Tanzboden herbeigeeilt und eben recht gekommen, diesen Hieb zu verhindern, der dem Schädel Michel's, vielleicht aber auch nur dem Krug verderblich werden konnte. Der Treue war muthig und nervenkräftig und hätte dem Freunde gern ferner geholfen — wenn es nur nöthig gewesen wäre. Allein er sah, wie dieser schaffte — er sah, was er schon geleistet hatte, und überließ ihm den Rest.

Das Getöse des Kampfes hatte bald auch Zuschauer herbeigezogen, und die drei Studenten waren nicht die letzten. Als sie einen Burschen erblickten, der seine Gegner, die sich wie Katzen an ihn anklammerten, immer wieder von sich schleuderte und inmitten eines ihn umdrängenden wüthenden Haufens fest auf den Beinen blieb, ließen sie Ausrufungen der Bewunderung hören und folgten der Scene mit größtem Interesse. Auch ein paar muthige Damen hatten sich an die Thür der großen Stube gewagt und lugten mit Antheil auf den Kampf, hauptsächlich aber auf den Kämpfer, der, einen Kopf über die andern hinausragend, so preiswürdige Dinge that.

Die theilnehmendste und zugleich antheilswertheste

Zuschauerin von allen war aber die Gret. Ihr Herz wurde nacheinander von Empfindungen ergriffen, die sie in durchaus unbekannte, wunderbar neue Regionen emporrissen. — Die ersten Worte Michel's, der so unerwartet und mit solchem Ansehen ihr zu Hülfe kam, hatten sie mit Wohlgefühl überrieselt. Sie starrte ihn an, erröthend, verlegen, — mit durchbrechender Freude. Als der Schneider den Gewaltigen anpackte, rief sie: „Bist du rasend?" — und wollte ihn, von dem drohenden Streit erschreckt, in seinem Interesse zurückziehen. Wie sie nun aber den Vertheidiger umringt sah, da fühlte sie eine andere Regung; muthig stürzte sie auf einen der Bursche zu, ergriff ihn und wollte ihn wegreißen. Allein Michel stieß eben diesen Gegner auf die Seite, daß er über eine Bank taumelte — — und als sie die Riesenkraft sah, mit der er allein sich aller erwehrte, und der Glaube, daß ihm keiner was anhaben könne, unwiderstehlich in ihrem Gemüth auflebte, da trat sie auf die Seite.

Mit klopfendem Herzen und wogender Brust sah sie auf den Kampf, der wie ein Sturm vor ihren Augen brauste. Sie sah die Uebermacht des Mannes, der ihr immer von allen der liebste gewesen war, mit Staunen und Entzücken. Was konnte es für sie Herrlicheres geben? Was konnte sie Schöneres und Rührenderes erblicken? Das that er für sie! Das that er, nachdem sie mit ihm getrutzt hatte wegen nichts und wieder nichts! Er, der größte und stärkste, aber auch der wackerste und recht-

schaffenste Bursche. Verschwunden war alles, was ihr an ihm jemals lächerlich oder ärgerlich vorgekommen war — verschlungen von der Flamme der Kraft und des Muthes, die vor ihr aufloderte. Sie sah nichts als den Helden, der um ihretwillen kämpfte und alle niederstreckte! Sie sah ihn mit überströmendem Gefühl, mit wonnigem Stolz. Ihre Lippen zuckten; Thränen traten ihr in die Augen und rollten die glühenden Wangen hinab.

Michel war fertig — der Kampf hatte geendet. Drei der Gegner lagen am Boden und versuchten aufzustehen, wozu ihre Mädchen, die sich vergebens bemüht hatten, auszuwehren, ihnen die Hände reichten. Ein paar andere konnten nicht mehr aus den Augen sehen und traten wankend zurück. Der Schneider und sein nördlinger College, der ihm tapfer zu Hülfe geeilt war, hatten geschwollene, blutende Nasen, blaue Augenringe und zerrissene, rothbefleckte Kleider. Michel stand siegreich da! Starkathmend, das Gesicht erhitzt und schweißtriefend, die Haare in Unordnung, die Juppe ohne den linken Flügel — aber aufrecht und in der ganzen Freude des Triumphes. Ins Gesicht hatte ihn keiner getroffen, dafür hatten seine Arme gesorgt — und die blauen Flecke auf dem Leibe sah man nicht.

Seine Blicke suchten die Gret. Er sah sie, die Wangen thränenfeucht, aber die Augen selig glänzend — und schnell wie der Blitz erhellte seine Seele die Erkenntniß ihres Gemüths. Mit stolzem Lächeln ging er

auf sie zu und rief: „No, Margret, bist z'frieda' mit m'r desmol?" — „O Michel", erwiderte das Mädchen mit einem Ton aus tiefster Seele — „o Michel, was bist du für a Burscht!" — Michel sah sie liebevoll an und nahm sie bei der Hand. „Ja", sagte er, „schwätza' ka'n e freile net wie a'n anderer, ond danza'n ond sprenga' ka'n e net, wie se's ghöart — aber ebbes ka'n e doch doa' für a Mädle, auf die e ebbes halt!" — Die Gret schwieg und drückte ihm zärtlich die Hand.

In der Gewißheit seines Glücks und im Schwunge des Siegergefühls wandelte den Burschen eine heitere Laune an. Die Hand des Mädchens loslassend und einen Schritt zurücktretend sagte er: „Aber wärle — i dua' grad als ob du mei' Schatz wärst, ond vergiß ganz, daß dei' Burscht doh ist, der de auf d'Kirwe gführt hot. Wamma' se von oëm ens Wirthshaus führa' loßt ond gar mit 'm auf da' Plahtz got" — — Die Gret war bei den ersten Worten erröthet; nun fiel sie ihm in die Rede mit einem Blick zugleich der Liebe, der Scham und des Vorwurfs: „Ist m'r denn ebbes anderst's überblieba', om di z'ärgera' ond eifersüchteng zmacha?"

Ein Seufzer ließ sich in der Nähe vernehmen. Er kam von dem unglücklichen Schneider, der an einem Seitentisch in einer wassergefüllten Schüssel sich wusch und nun hören mußte, daß er von der Gret nur als Mittel benutzt worden war. „Des oh no' (das auch noch)", rief der arme Kerl, indem er mit tragikomischer Miene

nickend in die Schüssel sah. Michel aber ging strahlenden Angesichts auf das Mädchen zu, ergriff ihre Hand und rief: „So isch gmoët gwesa'? — No, nocht ghöarst mei' — ond der Deufel en der Höll soll de mir net widder nemma'!"

Die ganze Scene des Streites und der Verständigung unseres Paares war natürlich schneller vorübergerauscht, als wir sie zu schildern vermochten. Jetzt, nachdem sich alles begreiflich gelöst und der Kampf durch die Reden der Liebenden Licht und Sinn erhalten hatte, drängte man sich theilnehmend zu diesen heran. Der treue Kaspar gab erst dem Freunde die Hand, dann, mit heiterm Zunicken, dem Mädchen, und wurde von dieser mit einem herzlich dankbaren Blick belohnt. Die Studenten konnten nicht widerstehen — sie mußten den Triumphator preisen und ihm gratuliren, was der Bursche mit wohlgefälliger Würde entgegennahm. — Allgemeine Heiterkeit füllte die Stube. Sämmtliche Zuschauer hielten es mit dem Sieger und Glücklichen und warfen spöttische Blicke auf die Geschlagenen, die den Schaden hatten. — In dieser Beziehung machen sie's im Ries gerade so wie anderwärts!

Michel, in der Höhe seiner Stimmung, wandte sich zu seinem sonstigen Nebenbuhler und sagte halb mit Laune, halb gutmüthig: „Schneider — nex für o'guet! I sig ietz scho', daß eigentlich du an mei'm Glück schuld bist — ond i bedank' me schöa'!" — Der Schneider,

in welchem die Wuth verdampft war und einem gewissem desperaten Humor Platz gemacht hatte, erwiderte sich die Nase reibend: „I bedank' me oh schöa'!“ — Das Gelächter, das auf diese Art von Witz folgte, war die erste kleine Genugthuung, die dem armen Burschen nach seiner Niederlage zutheil wurde. Michel fühlte einen Trieb, ihn wieder aufzurichten, und fuhr fort: „Onder o's gsakt, Schneider, du bist a Deufelskerl! Wann alle so gschwend ond so wüadeng gwesa' wäret wie du — i hätt' wärle koë Fetzle Häs mea' auf'm Leib. Aber i will d'r ietz zoëga', daß e oh ebbes für de doa' ka'. Weil d'mer mei' Jupp so schöa' verrissa host, ietz sollst m'r grad a nuia' macha' därfa'. Von ha'et a' loß e bei dir arbeta', ond i hoff, i ka' d'r bald meaner z'doa geba'!“ — „Ist m'r a'n Ehr'“, erwiderte der Schneider mit ironischer Höflichkeit.

Die Gret hatte dem Michel mit froher Verwunderung zugehört. Wie kam er plötzlich dazu, mit andern Spaß zu machen und so nette Dinge zu sagen? — Eine neue Tugend, die sie ihm nicht zugetraut hätte, und deren Hervortreten sie in große Freude versetzte.

Die Scene war friedlich, ja ergötzlich geworden. Sie hatte große Aehnlichkeit mit der Auflösung eines Lustspiels, wo alles in Heiterkeit verschlungen und der heftigste der vorangegangenen Conflicte eben am pikantesten erscheint. Zum Glück hatte der Streit keine tragischen Folgen gehabt. Niemand war gefährlich verletzt.

Die Geschlagenen und Betäubten erholten sich wieder, nahmen Trost an und hofften in wenigen Tagen geheilt zu sein. Alles fügte sich in seine Lage, und das Vergnügen wollte eben wieder seinen Lauf nehmen, als auf einmal von außen her der entrüstet herrische Ruf erscholl: „Wo ist's? Wer hat die Frechheit gehabt —"

Ein Gensdarm trat herein, nicht einer von den gutmüthigen und volksfreundlichen, wie es deren gibt, sondern ein grimmiger, der als Repräsentant des Gesetzes das Gefühl hatte, daß sich eigentlich alles vor ihm verkriechen müsse. Er hatte, im Freien spazierend, erst jetzt von der Schlägerei Kenntniß erhalten und eilte herbei, die Schuldigen herauszufinden und Anzeige zu machen. „Wer hat hier geschlagen? Wie ist der Streit angegangen? — Antwort!" Auf diese mit funkelnden Augen und vernichtender Miene herausgestoßene Rede trat Michel großartig vor und sagte: „Ih ben's, der Streit ghett hot! — i hab a halbs Dutzet Kerl zammgschlaga', die auf me loasganga' send – ih alloë! Mei' Nam' ist Johann Michael Schwab, ond i ben vom Dorf. So, ietz woëß 'r, was er wissa' mueß. Jetz zoëg 'r me a', ond was m'r noch'm Rehcht ghöart, des will e haba'." — Der Gensdarm, von dem riesigen Burschen etwas imponirt, aber vom Stolz dieser Rede noch mehr indignirt, versetzte streng und mürrisch: „Was ist das für a Rüpelei! — Raufen!" — Schon war Michel bereit, dem Gensdarmen hinauszugeben, was ihm nach seiner Mei-

nung gebührte, als auf einmal ein junger Bursche aus der Menge heraus mit schelmisch heller Stimme rief: „Der Schneider hot a'gfangt!"

Allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser Erinnerung an eine komische Wahrheit und ließ sich nicht mehr beruhigen. Der Gensdarm fand für gut, sein strenges Wesen, auf das niemand mehr achtete, beiseitezusetzen und mit pflichtmäßiger Ruhe die zu seiner Anzeige nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Während dem faßte die Gret den Michel bei der Hand und sagte im Ton herzlichen Bedauerns: „Jetz kommst no' en O'gelegenheit, Michel — wega' mir! — 'S duet m'r wärle recht von Herza' Leëd (Leid)!" — „Bah", erwiderte der Bursche — „da' Kohpf kost des no' lang net! — Ond wanns anderst ganga' wär' — ond wanns 'n kosta' dät — 's dät me net ruia (reuen)!" — Das war ein Compliment für die Gret! — Das Mädchen fand, daß Michel auch besser reden könne als alle Bursche, die sie bisjetzt gehört hatte -— und ihre Freude kannte keine Grenzen.

Nach einer Weile finden wir das Paar auf dem Wege zu dem Hause Michel's. Die Fischotterkappe und der abgerissene Juppenflügel hatten sich wiedergefunden und dieser war von der Gret angegluft worden, sodaß unser Held mit Ehren durch die Gasse gehen konnte. Eine Ueberraschung war der Mutter freilich nicht mehr zu bereiten, denn Kaspar, der Getreue, hatte sich schon zu ihr verfügt und ihr alles erzählt. Die gute Alte fühlte

eine unendliche Liebe zu der Gret. Wäre sie eine gebildete Frau gewesen, sie wäre der Schönen, Lieben und Klugen mit den zärtlichsten Ausdrücken um den Hals gefallen. Als ein Weib aus dem Dorfe, wo Umarmungen weniger vorkommen, ergriff sie die Hände der künftigen Söhnerin und preßte sie, während die herrliche Erfüllung des so lange versagt gebliebenen und schon aufgegebenen Herzenswunsches ihr Freudenthränen in die Augen trieb. „No“, rief der Sohn ihr vergnügt zu, „hab e net gsakt, daß i ebbes durchsetz’, wann i amol drauf ausgang’?“ — „Ja, des glob e“, erwiderte die Mutter, „wamma’ des Glück hot, wo du ha’et ghett host; doh ka’n a’n ieder zu ebbes komma’!“ — „Ja, lieba’ Mueter“, versetzte Michel, „Glück mueß ma’n allweil haba’, wamma’n ebbes durchsetza’ will en dear schlechta’ Welt! Ohne des got nex!“

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der wackere Vater der Gret, zu dem man sich gleich nachher verfügte, unserm Paar kein Hinderniß in den Weg legte. Er mußte sich am Ende auch sagen, daß der Michel als Mann der Gret eine bessere Figur mache als der gute Jakob. Nachdem er seine Einwilligung ertheilt hatte, sah er übrigens die Tochter lächelnd an und sagte: „O nir Weibsbildr, en ni kennt se doch koë Mensch aus!“ — Michel, seinen Arm um die Geliebte schlingend, erwiderte heiter: „I moënet ietz doch, i dät me auskenna’ en dear doh!“

Unsere Geschichte ist zu Ende. Damals glaubte man nicht, daß die bürgerliche Gesellschaft in Gefahr sei, wenn bei einem Bauernfest eine kleine Schlägerei vorfiel. Man faßte bei Gericht die Sache von der heitern Seite auf, und die Betheiligten kamen mit verhältnißmäßig leichten Strafen davon.

Auf den Schneider hatte die Erfahrung, die er machte, eine günstige Wirkung. Nachdem er als derjenige, welcher nachweislich zuerst geschlagen, auch noch am bedeutendsten gestraft worden war, fühlte er sich von dem „Spruhz", der ihn bis dahin besessen hatte, so ziemlich geheilt. Er lernte sein Verhältniß zur Welt in richtigerm Lichte sehen und verzieh nach Art der gutmüthig eiteln Menschen nicht nur dem Michel, sondern auch der Gret, welche bei schicklicher Gelegenheit ihn herzlich um Verzeihung bat und hinzufügte: daß sie sich eine solche Freiheit nicht genommen hätte, wenn er nicht ihr Vetter und ihr außerdem als ein herzensguter Mensch bekannt gewesen wäre! — Bald nachher sagte der Gute zu seinen Kameraden: „Am End isch mei' Glück, daß e die net kriegt hab!" Und die Kameraden stimmten ihm lachend bei. In der Folge heirathete er eine Kleine, Feine und Gutmüthige, die ihn respectirte, und lebte als Dorfschneider zufrieden und glücklich.

Unser Paar feierte den Ehrentag noch in demselben Jahre. In der Zwischenzeit hatte die Gret den Michel so weit gebracht, daß er nach dem Heimgang von der

Kirche zu allgemeinem Beifall mit [illegible] tanzte. Unter dem Gemurmel desselben sang Kaspar, der Hochzeitknecht, mit fröhlicher Miene das herkömmliche Liedchen, womit wir Erzählung und Buch beschließen wollen:

Die ersten drei Reihen
Sind aus und vorbei,
Und nun steht das Tanzen
Jedem anderen frei! —

Zum Verständniß des Dialekts.

Im rieser Dialekt, ähnlich wie in andern, wird vielfach das n nicht ausgesprochen, aber der Nasenton des ihm vorhergehenden Vocals oder Diphthongen beibehalten. Die „Bahn" wird zur „Bah'", aber das a darin ebenso durch die Nase wie in dem hochdeutschen „Bahn" — also wie das französische ban ausgesprochen. „Es scheint" wird „es schei't"; der Diphthong behält den Nasenton des „scheint" und das Wort darf keineswegs wie Scheit (Holz) gelesen werden. — Ich habe diesen Ton durch den Apostroph hinter dem betreffenden Vocal oder Diphthongen bezeichnet.

Der Rieser legt bei gewissen Worten nach dem Vocal ein kurz und gleichfalls durch die Nase zu sprechendes a oder e ein. Er sagt statt „gut" guat oder guet, statt „gern" geara'. Guet läßt etwas feiner als guat.

In „ab", „herab", läßt der Rieser das b unausgesprochen; er sagt „ah", „rah". Abfallen wird Ahfalla'.

Das au verwandelt man im Ries vielfach in o oder oh, das ei in oë, das a in o, das i in e. Es heißt

z. B. statt rauchen rohchen, statt klein kloë, statt Mahl Mohl, statt finden fenden. Weiß man dies, so wird aus dem Zusammenhang der Rede das entsprechende hochdeutsche Wort leicht zu erkennen sein. Das oe habe ich, damit es nicht ö gelesen wird, mit trennenden Punkten versehen.

Wie in andern Gegenden Deutschlands, so wird auch im Ries häufig d gesprochen, wo die Schriftsprache t — b, wo sie p hat. Man sagt danza' statt tanzen, doa' statt thun, Bost statt Post u. s. w.

Für „wir" hat der Rieser „o's" (uns) — aber nur da, wo der Nachdruck auf diesem Worte liegt. Er sagt: „O's Rieser" = wir Rieser. „Send o's net so guet, wie ander Leut?" = Sind wir nicht so gut wie andere Leute? — Hat „wir" dagegen nicht den Accent, so wird es zu mer (m'r) oder wer (w'r). „Mer hont scho' gmuag" = wir haben schon genug. „Reißa' mer's raus" = reißen wir's heraus.

Die Betonung hat auch sonst Einfluß auf die Fassung der Worte. „Ich" lautet, wenn es mit Nachdruck gesprochen wird, „ih". Bei geringerer Betonung wird es zu i, bei der geringsten zu e. Es heißt: „Ih solls do' haba'?" = ich soll's gethan haben? „Soll i's oh doa'?" = soll ich's auch thun? „Des hab' e do'", = Das hab' ich gethan. „Dir" lautet „Dir", wenn es den Accent hat; wo nicht, so wird es zu „Der", „D'r". Z. B. „I hab dir's gsakt (gesagt). I hab d'rs gsakt."

Die rieser Mundart braucht einzelne Worte in anderm Geschlecht als die Schriftsprache. „Ich habe keine Lust dazu“ heißt: i hab koën (keinen) Luhst derzua'. „Luft“ existirt weiblich und männlich. Die Luft ist ruhige Luft; der Luft, active Luft, Wind. Man sagt z. B. „'s got (geht) a starker Luhft!“

In Bezug auf Deklination ist zu bemerken, daß der Rieser statt des hochdeutschen Genitivs ein „von“ anwendet; z. B. die Größe meines Sohnes = die Gröaß von mei'm Soh'; — oder nach dem Genitiv ein Fürwort setzt: z. B. des Bauern Haus = d's Baura' sei' (sein) Haus.

In der Conjugation weicht er von der Schriftsprache vielfach ab. Er conjugirt: I hab (ich habe), du host, er hot; o's hont, uir hont, sie hont. I wear (ich werde), du wurscht, er wurd; o's wearet, uir wearet, sie wearet. I sig (ich sehe), du sikst, er sikt; o's sehet (seha't), uir sehet, sie sehet. „Sie wearet“ heißt auch, sie weara', und so bei andern Zeitwörtern. Vom Imperfectum braucht der Rieser nicht den Indicativ, wohl aber den Conjunctiv. Statt „ich ging“ sagt er: i ben ganga'. Für „ich ginge wohl“ hat er aber: i geang wohl. Wenn er das Imperfectum „war“ anwendet, so bedeutet es entweder „wäre“ oder „ist“. Eigenthümliche Zusammenziehungen sind: Gommer = gehen wir; hommer = haben wir; lommer = lassen wir.

Der Hiatus wird im Dialekt möglichst vermieden.

A' = ein wird vor einem Wort, das mit einem Vocal anfängt, zu a'n. Es heißt: a Fueß (Fuß); aber nicht: a' Aug, sondern a'n Aug.

Das dürfte genügen. Andere Abweichungen, Auslassungen von Buchstaben und Zusammenziehungen, Dehnungen (die mit Einlegung eines h bezeichnet sind) bieten für den Leser keine Schwierigkeit.

Schließlich haben wir noch zu bemerken, daß der Schriftsteller in Gesprächen die mehr oder minder gebildeten Landleute durch minder oder mehr entschiedenen Dialekt charakterisiren muß. Wenn man also auch in unsern Erzählungen Variationen antrifft, so wolle man darin keine Nachlässigkeit oder Willkür, sondern vielmehr das Bestreben erkennen, den Modificationen zu folgen, die im Leben selber vorkommen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible] 1943 [illegible], 3 [illegible]
[illegible] 1944 [illegible]

1/2.

1/6 43

3 Bde.

75.– 80

44.–